This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Vet. Ger. III B. 315

Butterweck S. 139
Entbindung S. 133

Frl. v. Zening S. 121

Friedr. Wilh. von Hoven's

Autobiographie.

Preisel sc.

Ich stehe nun nahe am Rand des Grabes,
aber ich fürchte den Tod nicht.

Dr. Friedrich Wilhelm von Hoven.

d. Kunst u. geogr. Anstalt v. Serz & Korn

Biographie

des

Doctor Friedrich Wilhelm von Hoven,

Königl. Baier'ſchen Ober-Medicinalraths, Mitglieds mehrerer gelehrten Geſellſchaften und Ehrenbürgers von Nürnberg.

Von ihm ſelbſt geſchrieben und wenige Tage vor ſeinem Tode noch beendiget,

herausgegeben

von

einem ſeiner Freunde und Verehrer.

Mit einem Titelkupfer,

und einem Anhang von 18 Briefen Friedr. Schillers.

Nürnberg, 1840.

Verlag von Joh. Leonh. Schrag.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
17 FEB 1965
OF OXFORD
LIBRARY

Vorwort.

Nach dem Wunſche des verewigten Verfaſſers dieſer Autobiographie ſchicke ich als ſein vieljähriger Freund und in dankbarer Erinnerung an das, was er mir und vielen Andern geweſen iſt, derſelben einige Worte voraus.

Es war nach einem an Erfahrung ſehr reichen und in einer durchaus wohlthätigen Wirkſamkeit hingebrachten Leben die Aufgabe, die ſich der Verewigte noch in den letzten Jahren deſſelben machte, durch eine gewiſſenhafte Darſtellung deſſen, was er gethan und erfahren, wie auch deſſen, was er gewollt und was er als Ergebniß vielfältigen Nachdenkens gefunden hatte, auch noch dem nachfolgenden Geſchlechte nützlich zu ſein, und zugleich eben damit ſeinen zahlreichen Freunden ein, wie er hoffen durfte, werthes Vermächtniß zu hinterlaſſen. Dieſe ſeine Freunde und alle, die den Arzt und den Menſchen in ihm geſchätzt haben, werden ihn in dem, was er von ſich ſelbſt ſchreibt, ganz wieder erkennen: es liegt nicht allein ſein äußeres, ſondern auch ſein inneres Leben hier mit voller Klarheit dargeſtellt vor unſerm Blicke. Auch die, welchen der verewigte Verfaſſer perſönlich unbekannt geblieben iſt, werden in ſeiner Darſtellung die Sprache derjenigen Wahrheitsliebe erkennen und achten, die den mit ſich ſelbſt einigen, und in ſeinem Streben conſequenten Geiſt verräth, und die auch für die Bekenner abweichender und entgegengeſetzter Principien immer ihren Werth behält. Als das Werk eines Geiſtes, welcher ſich

nach allen Seiten hin auszubilden ſuchte und für alles Menſchliche einen offenen, bis in ſeine letzte Zeit faſt jugendlichen Sinn behielt, mußte dieſe Biographie auch ganz und unverkürzt dem Publikum übertragen werden. Es war weder ein Recht, noch eine Verpflichtung vorhanden, andere Anſichten auf ein Buch anzuwenden, deſſen Verfaſſer damit nur ein Bild von ſich geben wollte. Uebrigens werden die hier zum erſtenmal gedruckten 18 Briefe von Schiller an Hoven, es wird die aufrichtige Hochachtung, die der große Dichter für des Verfaſſers Geiſt an den Tag legt, noch ein weiteres Zeugniß dafür abgeben, daß das Leben und Streben des Mannes in weitern Kreiſen bekannt zu werden verdiene.

Nürnberg, im Mai 1840.

Dr. Merkel.

Erstes Buch.

Ich bin geboren in Stuttgart am eilften März ein tauſend ſiebenhundert und neun und fünfzig. Mein Vater, damals Lieutenant in einem Würtenbergiſchen Infanterie-Regiment, war zwar in Würtenberg geboren, aber ſtammte von einer Niederländiſchen Familie ab, die, wie ſo viele proteſtantiſche Familien, zu Philipps des Zweiten Zeiten auswanderte, und ſich in Bönnigheim, einem kleinen Städtchen in dem ſogenannten Zabergäu, anſiedelte. Daß die Familie unter die angeſehenen in ihrem Vaterland gehört hatte, beweiſt unſer adeliges Wappen, und daß ſie auch eine wohlbemittelte geweſen, iſt daraus zu ſchließen, daß die früheren Vorfahren meines Vaters in der Kirche zu Bönnigheim begraben wurden, was nicht geſchehen wäre, wenn ſie nicht ihrem Stande gemäß hätten leben können. Indeſſen kam die Familie im Lauf der Zeit immer mehr herunter, ſo daß nach dem Tod meines Großvaters das Beſitzthum ſeiner Wittwe in nichts weiter, als in einem kleinen Haus, einigen Morgen Getreidefeldern, und einem Weinberge beſtand. Von mehrern Kindern, welche ſie ihm geboren hatte, lebten nach ſeinem Tode noch zwei Söhne, von denen der ältere mein Vater war, und eine Tochter, welche nach dem Tod ihrer Mutter ſich an einen Würtenbergiſchen Quartiermeiſter, und nach deſſen Tod an einen bejahrten, aber wohlhabenden Dorfſchulzen verheurathete. Unvermögend, ſeinen Söhnen eine dem frühern Stand der Familie angemeſſene Erziehung zu geben, und eine demſelben entſprechende Laufbahn zu eröffnen, überließ er ſie ihrer Neigung, und ſo entſchieden ſich beide für den Militärdienſt. Der ältere, mein Vater, wurde zuerſt als Fourier bei einem Infanterie-Regiment angeſtellt, erwarb ſich durch ſeine Brauchbarkeit und ſein Wohlverhalten die Gunſt ſeiner Vorgeſetzten, und es dauerte nicht lange, ſo wurde er zum Lieutenant befördert. So war ihm nun eine Laufbahn eröffnet, wo er immer weiter kommen konnte, und in die Lage verſetzt, eine Familie anſtändig ernähren zu können.

Früher ſchon hatte er meine Mutter, die Tochter des Revierförſters und Stabsrichters Viſcher in Zavelſtein, kennen gelernt. Sie

galt für eines der schönsten Mädchen in der Umgegend, und weil sie auch überall in dem Rufe eines sehr braven Mädchens stand, auch mein Vater ihrer Neigung zum voraus schon versichert war, so bat er die Aeltern um die Hand der Tochter, und erhielt, nach einiger Bedenklichkeit, die Einwilligung derselben. Die Verlobung wurde zu Zavelstein gefeiert, wenige Wochen darauf erfolgte die Hochzeit, und sobald der neue Ehemann die erforderlichen Einrichtungen in Stuttgart getroffen hatte, holte er seine junge Frau dahin ab.

Die erste Frucht dieser stets glücklichen Ehe war eine Tochter. Diese starb bald nach ihrer Geburt, und nun kam ich auf die Welt. Als der erst geborene Sohn, und jetzt noch das einzige Kind, war ich begreiflich meinen Aeltern Alles in Allem; aber die Freude an dem gesunden muntern Knaben wurde bald getrübt. Denn ich war noch nicht drei Jahr alt, so äußerte mein Großvater den Wunsch, den Knaben zu sich zu nehmen, und meine Aeltern konnten diesen Wunsch um so weniger unerfüllt lassen, da ihnen bereits ein zweiter Sohn geboren worden, und meinem Vater Alles an dem Wohlwollen seines Schwiegervaters gelegen war. So brachten mich denn meine Aeltern in das großälterliche Haus nach Zavelstein, und man kann sich vorstellen, mit welcher Freude die Großältern ihren ersten Enkel aufgenommen. Vorläufig war ausgemacht, daß ich bis in mein siebentes Jahr bei ihnen bleiben sollte, und da meine Aeltern überzeugt waren, daß die Großältern für die Erziehung ihres Enkels Alles thun würden, fiel es ihnen um so weniger schwer, ihn zurück zu lassen, da sich ihre Liebe bereits zwischen zwei Kindern theilte, und bald ein drittes zu hoffen war. Man sagt, daß die Großältern die Enkel eher verzärteln, als die Aeltern die Kinder; allein dieß war nicht der Fall mit mir. So lieb ich auch den Großältern war, so thaten sie doch nichts, was irgend einen physischen oder moralischen nachtheiligen Einfluß auf mich hätte haben können. Sie erkannten, daß bei einem Kind von drei Jahren es vorzüglich darauf ankomme, für seine Gesundheit zu sorgen, und seinen Thätigkeitstrieb auf eine seinem Alter angemessene Art zu befriedigen. Das Erste suchten sie zu bewerkstelligen, indem sie mich streng an eine gesunde einfache Kost hielten, mir jede Art von Näschereien versagten, mich leicht und reinlich kleiden, kühl schlafen, und auch bei minder guter Witterung täglich Bewegung im Freien machen ließen; das Andere, indem sie mehrere gutmüthige und wohlgezogene Kinder meines Alters zu meinen Gesellschaftern machten,

welche zu Hause mit mir spielen, und im Freien sich mit mir herumtummeln sollten. Der größte Theil dieser Gesellschafter waren natürlicherweise Knaben, doch waren auch Mädchen nicht ausgeschlossen, und unter den letztern war vorzüglich eines, einige Jahre älter als ich, das sich wegen seiner Liebenswürdigkeit besonders bei der Großmutter zu insinuiren gewußt hatte. So lieb mir auch die Knaben waren, so war mir dieses Mädchen doch noch viel lieber. Es schien mir immer etwas zu fehlen, wenn es nicht da war. Noch jetzt steht mir sein Bild lebendig vor den Augen, und wenn Liebe schon in einem so zarten Alter möglich wäre, so würde ich sagen, daß ich wirklich so Etwas für dieses Mädchen empfunden habe.

Indessen war mein Umgang keineswegs blos auf Kinder beschränkt; ich kam auch auf mancherlei Art mit ältern Personen in Berührung. Die Verwandtschaft meiner Großältern war groß. Außer zwei Töchtern, welche noch unverheurathet waren, und zwei Söhnen, von welchen der ältere als herzoglicher Leibjäger, und der jüngere als Feldjäger angestellt war, hatte meine Großmutter auch noch drei in Zavelstein und in Teinach verheurathete Schwestern. Unter den Tanten war mir die jüngere Schwester meiner Mutter am liebsten; sie war meine eigentliche Pflegerin in dem großälterlichen Hause, und da ich auch in der Folge in näherer Berührung mit ihr blieb, so war es vorzüglich sie, welche die Erinnerung an mein Kindesalter immer lebendig in mir erhielt.

Auch in dem Umgang mit den Großtanten befand ich mich wohl. Ich besuchte dieselben öfters, besonders gerne auch die, welche an einen Wundarzt in Teinach verheurathet war. — Der Wundarzt hatte Kränklichkeits halber seine Profession aufgegeben, lebte als Privatmann in Teinach, und weil er ein großer Kinderfreund und ich ein munterer zuthätiger Knabe war, so gewann er mich bald so lieb, wie ein eigenes Kind. Unter der Menge von Gegenständen, welche ich bei ihm sah, interessirte mich besonders eine Sammlung ausgestopfter Vögel, und eine Schmetterling- und Käfersammlung, welche er mir abwechselungsweise vorzeigte; auch besaß er ein ziemlich reiches Herbarium vivum, welches mich aber weniger interessirte, weil mir die frischen lebendigen Pflanzen viel schöner vorkamen, als die getrockneten todten. Aber er hatte noch eine andere Sammlung, welche mich nicht weniger, ja noch mehr interessirte, als die vorhin genannten, eine Sammlung von Tabakspfeifen. Diese zeigte er mir

zwar nicht vor, aber ich betrachtete sie immer mit dem größten Vergnügen, weil mir die verschiedenen Formen der Köpfe gar wohl gefielen, und die mancherlei gar schön gearbeiteten Pfeifenrohre als Dinge vorkamen, mit denen sich auf mannigfaltige Art spielen ließe. Indessen ließ ich von diesem Wohlgefallen nichts merken, aber um so mehr erregte besonders der Anblick der Pfeifenrohre die Begierde nach dem Besitze des einen oder des andern in mir. Diese Begierde vermehrte sich, je öfter ich sie ansah, und so geschah es, daß ich, als ich mich einmal in dem Zimmer allein befand, ein Pfeifenrohr, welches mir besonders wohl gefiel, wegnahm und zu mir steckte. Da der Pfeifenrohre mehrere waren, so vermißte der Besitzer das entwendete nicht; aber um so mehr ängstete mich dessen Entwendung. Ich fühlte, daß ich etwas unrechtes gethan hatte, ich konnte wegen dieses ängstigenden Gefühls die ganze Nacht nicht schlafen, und mein einziger Gedanke war, wie ich das Pfeifenrohr eben so heimlich, wie ich es genommen hatte, wieder an seinen Platz bringen könne. Es gelang mir am folgenden Tag, wo bei meinem Eintritt in das Zimmer glücklicherweise Niemand zugegen war. Das Pfeifenrohr ward wieder an seinen Ort gelegt, und eine Last war mir vom Herzen, von welcher das Nachgefühl auch jetzt noch nicht in mir verschwunden ist. Da Kinder von meinem damaligen Alter noch keinen klaren Begriff von Eigenthum haben, so sind solche kleine Diebstähle allerdings zu entschuldigen, und es ist genug, um in der Folge dergleichen zu verhüten, sie davor, als vor einem sehr großen Unrecht, zu warnen. Aber es ist ein großes Glück, wenn das Gefühl dieses Unrechts bei der ersten Gelegenheit in ihnen selbst erwacht, wie bei mir. Diesem Umstand glaube ich es vorzüglich danken zu müssen, daß mir das Eigenthum Anderer mein ganzes Leben hindurch stets heilig geblieben, und auch die größten Besitzthümer und Vorzüge Anderer nie ein Gefühl von Neid und Mißgunst in mir erregt haben.

Aber so großes Vergnügen mir auch der Umgang mit allen diesen Anverwandten machte, so war ich doch immer am liebsten in der Gesellschaft meines Großvaters, und nichts freute mich mehr, als wenn er mich mit sich in den Wald nahm. Dieß that er schon, ehe ich vier Jahre alt war, wo ich ihn, wenn es nicht zu weit ging, gewöhnlich begleiten durfte. Anfangs war seine Absicht dabei bloß, mich an die freie Luft zu gewöhnen, und daher nahm er mich auch oft bei rauherer Witterung mit, denn er glaubte, daß den Körper

nichts so sehr stärke, als der Genuß der freien Luft und die Bewegung in derselben. Weiterhin aber verband er damit noch einen andern Zweck, er wollte, daß ich auch die mancherlei Bäume im Wald, die mancherlei Pflanzen, die darin wachsen, die mancherlei Thiere, die darin leben, kennen lernen sollte. So richtete er meine Aufmerksamkeit auf Alles, was ich sah, und so endlos auch meine Fragen waren, so beantwortete er sie doch alle, wie er es meinem Alter für angemessen hielt, auf das freundlichste. Dasselbe geschah auch, wenn er mich mit sich auf seine Aecker und Wiesen, und in seine Gärten nahm, und so lernte ich denn eine Menge von Pflanzen und Thieren kennen, ohne zu wissen, wie ich dazu kam. Am meisten interessirten mich jedoch die Vögel, weil sie aber, wenn ich sie näher betrachten wollte, immer davon flogen, so schoß der Großvater mir manchmal einen von einem Baum herunter, den ich, als ob er noch lebte, sorgfältig nach Hause trug, und mit Frohlocken der Großmutter zeigte. Auch hielt der Großvater, um diesem Interesse zu genügen, stets einige Vögel, als Zeisige, Lerchen, Stieglitze u. s. w., deren Fütterung mir übertragen war, in niedlichen Käfigen, und diese kindliche Liebhaberei ist ohne Zweifel die Ursache, warum mir unter allen Gattungen von Thieren die Vögel bis jetzt die liebsten geblieben sind.

Nächst diesen Anverwandten kernte ich auch bald mehrere fremde Menschen kennen, denn es ist leicht zu erachten, daß es einem so braven, verständigen und tüchtigen Mann, wie mein Großvater war, weder in der Nähe noch in der Ferne an Freunden fehlen konnte. So hatte er sich die meisten Badegäste, welche im Sommer Teinach besuchten, zu Gönnern gemacht, besonders aber die Jagdfreunde, welche er gewöhnlich auf der Jagd begleiten mußte, und zu welchen mehrere der bedeutendsten Männer im Lande gehörten. Aber auf einem eigentlich freundschaftlichen Fuß stand er mit Männern seines gleichen, sowohl in der nahe gelegenen Stadt Calw, als auf den Dörfern in der Umgegend. Bei den Besuchen, die er ihnen machte, durfte ich ihn öfters begleiten, und noch öfter sah ich sie in dem großälterlichen Hause bei ihren Gegenbesuchen. Von diesen Freunden erinnere ich mich noch besonders ihrer drei, des Revierförsters von Nailach, des Büchsenmachers von Berneck, und des Schloßverwalters in Teinach.

Der Revierförster von Nailach war ein kleiner, hagerer Mann, von breiter Stirn, ungewöhnlich großen, über der Nase zusammen-

geflossenen Augenbrauen, einer langen schmalen Nase, eingefallenen Wangen, hervorstehendem Unterkiefer, schwarzen Haaren, und schwarzen lebhaften Augen. Dabei hatte er ein kurzes Bein, und hüpfte mehr als er ging. So oft er meinen Großvater besuchte, sprach er sich unzufrieden über die obern Forstbehörden aus, behauptete, daß sie nichts verständen, und in ihrem Dünkel die Revierförster, welche doch bei dem Forstwesen die Hauptpersonen seien, über die Achsel anzusehen pflegen. Der Großvater, welcher hierin viel billiger dachte, kam deshalb oft mit ihm in Streit, und um dem Streit ein Ende zu machen, brachte er ihn gewöhnlich dadurch zur Ruhe, daß er ihn, ohne ihn zu unterbrechen, fortreden ließ, und wenn er ruhiger geworden, in dem ihm eigenen Ton und mit freundlicher Miene sagte: „Lassen wir es damit gut sein, Bruder, die Obern sind einmal so, wie „sie sind, wir werden sie nicht anders machen, seien und bleiben wir „nur tüchtige Förster und gute Freunde, so darf uns alles andere nicht „kümmern."

Der Büchsenmacher von Berneck war in seiner Art noch ein eigenerer Mann, als der Förster von Naislach. Weil er für meinen Großvater arbeitete, so kam er öfter nach Zavelstein. Er war ein Mann schon ziemlich bei Jahren, sehr geschickt in seiner Profession, und auch in der Ferne als ein vorzüglicher Büchsenmacher bekannt. Diese Celebrität hatte er vorzüglich meinem Großvater zu danken, der ihn überall, besonders den vornehmen Badegästen und Jagdliebhabern, empfohlen hatte. Indessen war Dankbarkeit nicht seine Sache. Er hielt alles Lob, was ihm zu Theil wurde, für Schuldigkeit und verbarg dieses auch nicht vor meinem Großvater. So oft er auf Besuch zu ihm kam, so mochte der Gegenstand der Unterhaltung sein, welcher er wollte, der Büchsenmacher wußte das Gespräch immer auf seine Kunst zu lenken, setzte den Werth derselben umständlich auseinander, und endigte immer mit seinem Selbstlob. Er war ebenfalls ein kleiner hagerer Mann, von schwarzen Haaren, schwarzen Augen, finsterem Blick, minder beweglich als der Förster von Naislach mit seinem kurzen Bein. Beim Sprechen, Gehen, kurz bei allen seinen Bewegungen war er langsam, steif und gravitätisch, und selbst wenn er in einen leidenschaftlichen Zustand gerieth, zeigte sich dieser selten anders, als daß sein Blick lebhafter und seine Gesichtsfarbe röther wurde. Besonders gerieth er in einen solchen leidenschaftlichen Zustand, wenn er mit dem Förster von Naislach zusammenkam. Denn

sie hatten einander kaum begrüßt, so ging der Streit sogleich an. Auch dem Naislacher arbeitete zwar der Büchsenmacher, und auch er war mit seiner Arbeit wohl zufrieden, aber das Selbstloben des Büchsenmachers konnte er nicht leiden. Er ließ ihm zwar Gerechtigkeit widerfahren, aber nie lobte er seine Gewehre, ohne ihm zugleich zu verstehen zu geben, daß es doch noch weit geschicktere Büchsenmacher gebe, als er, und führte zum Beweis die französischen an, auf welche der Bernecker, wie auf die Franzosen überhaupt, nicht das mindeste hielt. Was sie aber noch mehr an einander brachte, waren ihre politischen Meinungen. Der Förster war ein enthusiastischer Verehrer des Königs von Preußen, dessen Lob damals das Tagesgespräch war, der Büchsenmacher dagegen war Oesterreichisch gesinnt, und die Veranlassung zum Streit gab gewöhnlich, wenn der Förster auf die Thaten der Franzosen in dem siebenjährigen Krieg zu sprechen kam. „Ich „habe selbst nichts auf die Franzosen," sagte der Büchsenmacher, „aber sie sind doch jederzeit gute Soldaten gewesen; hätten sie sich „als Alliirte von Oesterreich besser gehalten, so wäre der König von „Preußen nicht so gut weggekommen, er wäre ein ganz kleines Fürst„lein geworden, und Jedermann hätte gesagt, es sei ihm recht geschehen, so wie man jetzt von nichts reden hört, als von dem großen „König von Preußen, als ob nie ein so großer König und Herr in „der Welt gewesen wäre." Auch mein Großvater war gut preußisch, aber ließ auch Oesterreich nichts zu Leide geschehen. Er machte daher immer den Vermittler zwischen den Streitenden, und so schieden sie jederzeit als gute Freunde von einander. Da ich bei diesen Streitereien meistens zugegen war, aber nichts von dem Gegenstand derselben verstand, so merkte ich mir bloß, was der Förster zum Lob des Königs von Preußen gesprochen hatte, und da ich ihn immer den großen König nennen hörte, so verlangte ich von dem Großvater zu wissen, wie groß denn der König von Preußen sei, und war höchst verwundert über die Antwort, daß er ein ganz kleiner Mann sei, weil ich mir vorstellte, er müsse wenigstens noch einmal so groß sein, als der Kammertürke des Herzogs, welchen ich in Teinach gesehen hatte. Der Großvater lachte herzlich über meine kindische Einfalt, und so oft er in der Folge von den Streitereien des Försters und des Büchsenmachers sprach, erinnerte er sich auch jedesmal meiner kindischen Frage.

Ich komme nun auf den dritten Mann, den ich noch öfter, als

die beiden vorgenannten, in dem großälterlichen Hause sah, auf den Schloßverwalter in Teinach. Er hieß Klein, und seine Figur entsprach auch ganz seinem Namen. Unter den Freunden des Großvaters war er der kleinste, aber niedlich gebaut, blond von Haaren, die Augen blau, die Nase mehr stumpf, als gebogen, die Gesichtsfarbe ungewöhnlich roth. Er war schon ziemlich bejahrt, als ich ihn kennen lernte, doch war er noch lebhaft, gesprächig, und stets von heiterem Humor. Da Teinach von Zavelstein nur eine halbe Stunde entfernt ist, so besuchte er meinen Großvater öfter, als die meisten andern Freunde, und seine Besuche waren ihm um so angenehmer, da er mancherlei Anekdoten von den Badegästen zu erzählen wußte, mit welchen er in eine ungleich nähere Berührung kam, als mein Großvater. Diesen interessirte vorzüglich, was er von den vornehmen Badegästen, die er auf der Jagd begleitete, erzählte, und er war doppelt erfreut, von ihm zu vernehmen, daß dieser oder jener gut von ihm gesprochen, weil er, wie so viele vom Bürgerstande, sich etwas darauf einbildete, bei den Vornehmen etwas zu gelten. Ein Schneider von Profession war der Schloßverwalter anfangs bloß Schloßdiener, und sein Geschäft war, die schadhaften Tapeten, Sesselüberzüge, Bett- und Fenstervorhänge ꝛc. auszubessern. Aber bald wurde er auf Empfehlung des Intendanten, welcher gewöhnlich vor der Badezeit nach Teinach kam, Aufseher und dann Verwalter des Schlosses, und da er als solcher nicht nur mit allen den vornehmen Badegästen, welche im Schloß wohnen durften, sondern auch selbst mit der fürstlichen Familie, von welcher alle Sommer das eine oder das andere ihrer Glieder das Bad besuchte, in nähere Berührung kam, so glaubte er, sich auch diesem Verhältniß gemäß betragen zu müssen. Aber wie leicht zu erachten, ging er darin viel weiter, als einem Schloßverwalter geziemt. Er kleidete sich wie ein Mann von Stand, ließ sich alle Tage frisieren, ging meistens in Schuhen und Strümpfen; indem er aber auch zugleich die Haltung und die Manieren der vornehmen Stände nachzuahmen suchte, verfiel er in ein affectirtes, steifes, geziertes Wesen, welches ihn eben so lächerlich machte, als das Hochdeutsch und die französischen Wörter, welche er seinem affectirten Hochdeutsch einmischte. So suchte er seinen frühern Stand auf alle Weise vergessen zu machen; nur in dem Umgang mit seinen vertrautern Freunden war er natürlicher, und bei meinem Großvater, von dem er wußte, daß er ein Todfeind solcher Ziererein war, nahm er sich besonders in Acht.

Schon um deßwillen, noch viel mehr aber, weil er den Schloßverwalter, was er auch wirklich war, für einen braven Mann hielt, sah er ihn gern bei sich, auch machte er ihm, wenn er nach Teinach kam, meistens einen Gegenbesuch, wobei ich ihn öfters begleiten durfte, weil der Schloßverwalter ein großer Kinderfreund war, mich besonders lieb gewonnen hatte und mich mit allerlei Spaßmachereien auf das angenehmste zu unterhalten wußte. Zuweilen besuchte ich ihn auch ohne den Großvater, wenn ich die Tanten in Teinach besuchte. Denn es war mir erlaubt, nun allein nach Teinach zu gehen, nur mußte ich immer den Fußweg nehmen, weil dieser viel kürzer war und mir nichts Nachtheiliges auf demselben zustoßen konnte. Nicht nur wurde ich von dem Schloßverwalter jederzeit auf das freundlichste aufgenommen, sondern er nahm mich auch öfters mit sich, wenn er die Badegäste in den Gasthöfen besuchte. So erinnere ich mich, daß, als ich ihn einst in die Krone begleitete, uns auf der Treppe eine schöne junge Dame begegnete, die mich gar freundlich ansah. „Das ist eine sehr vornehme und reiche Dame," sagte er, nachdem sie vorübergegangen war, „die aber nicht bei Vernunft ist." Ich verstand nicht, was er damit sagen wollte, denn ich hatte wohl schon ein Paar simpelhafte Menschen, aber noch nie einen Wahnsinnigen gesehen. Am folgenden Tag, wo ihm die Dame wieder begegnete, fragte sie ihn, wer der Knabe sei, der ihn gestern begleitet habe. Er antwortete, daß er der Sohn eines Officiers sei, der bei seinem Großvater erzogen werde. Sie stutzte, und nachdem sie sich einige Augenblicke besonnen hatte, rief sie auf einmal aus: „Nein! das kann nicht sein, das ist mein Sohn, er ist gefunden, und ich will und muß ihn haben." Die Dame war nämlich auch an einen Officier verheurathet, sie hatte einen Sohn geboren, der jetzt von meinem Alter sein würde, wenn er nicht gestorben wäre. Der Verlust des Kindes hatte sie wahnsinnig gemacht, denn sie konnte sich schlechterdings nicht von dem Tode des Kindes überzeugen, und ihre fixe Idee war, es sei nicht gestorben, sondern von einem Zauberer entführt worden, und die Zeit sei nahe, wo er es werde wieder zurückgeben müssen. Ohne Zweifel hat sie mich für das entführte Kind angesehen, und es ist leicht zu erachten, daß der Schloßverwalter seit diesem Vorgang mich nicht mehr bei seinen Besuchen mit sich genommen, und auch sein eigenes Zusammentreffen mit dieser Dame sorgfältig vermieden hat.

Unter diesen Verhältnissen hatte ich bereits das fünfte Jahr

zurückgelegt, und nun glaubte mein Großvater, daß es Zeit sei, den Anfang im Lesen und Schreiben mit mir zu machen. Da er mich nicht in die öffentliche Schule schicken wollte, so ließ er mir von dem Schulmeister des Orts täglich, anfangs eine, dann zwei Privatstunden geben. Die Stunden gab mir der Schulmeister in seiner Wohnung, und da er für einen Dorfschulmeister eine ziemlich gute Methode hatte und mich zugleich sehr liebreich behandelte, so kam ich bald vorwärts. Wem ich aber dieses schnellere Vorwärtskommen vorzüglich mit zu danken hatte, war seine Tochter Erneſtine, eben das Mädchen, von deſſen Liebenswürdigkeit ſchon früher die Rede war. Denn wie dieſe Erneſtine früher meine liebe Geſpielin geweſen, ſo war ſie jetzt meine liebe Lehrerin geworden. Nach beendigter Lehrſtunde ließ ſie mich ſelten gleich nach Hauſe gehen, nicht um mit mir zu ſpielen, ſondern mich bald im Leſen, bald im Schreiben zu üben, im erſtern, indem ſie immer ein Buch bei der Hand hatte, aus welchem ich ihr vorleſen mußte, im letztern, indem ſie mich zu Schreibübungen nach Schriften von ihrer eigenen Hand, die wirklich recht ſchön waren, anhielt. So hatte ich es vorzüglich ihr zu danken, daß die von ihrem Vater für mich verfaßten Neujahrs- und Geburtstagswünſche, welche ich den Großältern beim Auswendigherſagen zugleich ſchriftlich übergab, ihnen ſo viel Freude machten.

Nachdem ich auf dieſe Art ziemlich fertig Leſen und Schreiben gelernt hatte, ſo ſollte nunmehr auch der erſte Unterricht im Lateiniſchen beginnen. Denn obſchon damals der Unterricht weder in den gelehrten Sprachen noch in andern wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden mit der Haſtigkeit betrieben wurde, wie er jetzt betrieben wird, ſo ſtimmte doch der Großvater mit meinem Vater überein, daß, da einerſeits bloß vom Lateinlernen die Rede war, und andererſeits bei einen Knaben, welcher ſchon in der Wiege zum geiſtlichen Stande beſtimmt war und bereits das ſechſte Jahr angetreten hatte, mit dem Unterricht im Lateiniſchen nicht gezögert werden dürfe. Von einem Dorfſchulmeiſter, der wohl das Lateiniſche leſen konnte, konnte natürlicherweiſe kein Unterricht in der lateiniſchen Sprache ertheilt werden, und eben ſo wenig konnte mich der Großvater in die lateiniſche Schule in der zwei Stunden von Zavelſtein entfernten Stadt Calw ſchicken, wenn er mich nicht daſelbſt in Koſt geben wollte, was ſchon darum nicht anging, weil er vernünftigerweiſe mich eher meinen Aeltern zurückgegeben hätte. Es blieb ihm daher, um mich bei ſich zu behalten, nichts

übrig, als ſich an den Pfarrer in Zavelſtein zu wenden, und er konnte von dieſem um ſo weniger eine abſchlägige Antwort befürchten, da ich unter den Kindern des Dorfs ihm das liebſte zu ſein ſchien. Ueberhaupt war der Pfarrer ein Kinderfreund, wie es wenige gibt, und da er ſelbſt kinderlos war und bei der beſtändigen Kränklichkeit ſeiner Frau ein eigenes Kind nicht zu hoffen hatte, ſo trug er die Liebe zu eigenen Kindern auf fremde Kinder über. So behandelte er mich denn ganz wie ſein eigenes Kind, nannte mich ſelten anders als ſeinen Sohn Fritz, auch war er und ſeine Frau mir faſt eben ſo lieb als der Großvater und die Großmutter. So oft ich zu ihm kam, wußte er mich auf das angenehmſte zu unterhalten, da er mit einer Menge von Spielſachen verſehen war, welche er mir abwechſelungsweiſe vorzeigte, und nachdem er mir bemerklich gemacht hatte, was alles damit zu machen ſei, zum eigenen Handthieren damit überließ. Hatte ich ausgeſpielt, ſo unterhielt er mich gewöhnlich damit, daß er mir ein in Reime gebrachtes chriſtliches Sprüchlein vorſagte und ſo oft wiederholte, bis ich es auswendig wußte, z. B.

Ich bin ein kleines Kind,
Und meine Kraft iſt ſchwach,
Ich möchte werden ein Chriſt,
Und weiß nicht, wie ich's mach'.

Oder:

Wer ein guter Chriſt will ſein,
Und dabei es weiter bringen,
Muß in ſeinem Kämmerlein
Fleißig beten, fleißig ſingen.

Daß ich mir auf das Auswendigwiſſen dieſer Reime, obſchon ich ihren Sinn unmöglich verſtehen konnte, ſehr viel einbildete, läßt ſich denken. Ich ſagte ſie her, wie ein abgerichteter Vogel die ihm angelehrten Wörter, und wollte immer mehrere lernen, weil ich ſah, daß es dem Pfarrer und den Großältern große Freude machte, wenn ich ſie ohne Anſtoß herſagte. So lernte ich beinahe alle Tage ein neues ſolches Sprüchlein; endlich verging mir doch die Luſt, und weit mehr ergetzte ich mich an den Erzählungen des Pfarres von ſeinen Jugendjahren, womit er mich gewöhnlich unterhielt, wenn er mich mit ſich in ſeinen Garten nahm. So erzählte er mir z. B. daß er einmal als ein kleiner Knabe ſich in einem nahe an der Stadt gelegenen Wäldchen verirrt habe, und weil man ihn nicht habe finden kön-

nen, ſeine Aeltern ihn haben austrommeln laſſen, daß er aber deſſenungeachtet erſt zufällig von einem Fremden, der ihm in dem Wäldchen begegnet, gefunden und nach Hauſe gebracht worden. So erzählte er mir ein andermal, wie er ſchon in ſeiner frühen Kindheit Luſt gehabt, ein Geiſtlicher zu werden, daß es aber ſeine Aeltern anfangs nicht hätten zugeben wollen, weil ſie zu arm ſeien, ihn ſtudieren zu laſſen, endlich aber doch ſeinem Willen nachgegeben, weil ſie ihn öfters, wenn er allein zu ſein glaubte, auf einem Stuhl, wie auf einer Kanzel, ſtehend hätten predigen hören und gar viel Vergnügen an ſeiner ſtarken Stimme, ſeiner guten Ausſprache und ſeinen Geſticulationen gehabt hätten. Dieſe Erzählung gefiel mir, weil ich auch ein Geiſtlicher werden wollte, beſonders wohl; auch ich ſtellte mich, wenn ich mich allein wußte, auf einen Stuhl und machte den Prediger, aber damit begnügte ich mich nicht. Ich wollte auch in der Kirche von der Kanzel herab predigen, und als ich einmal im Vorbeigehen die Kirchenthüre offen ſah, ſchlich ich mich hinein, beſtieg die Kanzel und mit lauter Stimme ſprach ich oder ſchrie vielmehr die chriſtlichen Reime herunter, welche der Pfarrer mich gelehrt hatte. Die Vorübergehenden, durch den Lärm aufmerkſam gemacht, erkannten beim Eintritt in die Kirche ſogleich den kleinen Prediger, riefen dann den zunächſt an der Kirche wohnenden Meßner herbei, der mich ſcheltend von der Kanzel herunter trieb, von der Kirche in das Pfarrhaus lief und dem Pfarrer den Vorgang pflichtmäßig anzeigte. Der Pfarrer verwieß mir zwar dieſe kecke Ungezogenheit, wie es ſich gebührte; aber es freute ihn doch, daß ſein Beiſpiel ſo mächtig auf mich gewirkt hatte, und, wie meine Großältern, und beſonders die Großmutter, glaubte auch er, in dieſem voreiligen Beſteigen der Kanzel eine günſtige Vorbedeutung meines Berufs zum geiſtlichen Stand zu erkennen.

So gut gegen mich geſinnt nahm der Pfarrer das Anſinnen meines Großvaters wegen des Unterrichts im Lateiniſchen nicht nur mit Wohlgefallen auf, ſondern er erklärte auch, daß er dieſen Unterricht mit um ſo mehr Vergnügen übernehme, da er ſelbſt kinderlos ſei und auf das Vergnügen, einen eigenen Sohn zu unterrichten, verzichten müſſe. Allein der verſprochene Unterricht hatte noch nicht angefangen, ſo wurde der Pfarrer zum Oberpfarrer, damals in Würtenberg Spezial genannt, in der fünf Stunden von Ludwigsburg entfernten Landſtadt Lauffen am Neckar befördert. Der Unterricht

wurde daher bis zur Ankunft des neuen Pfarrers in Zavelſtein ausgeſetzt, in der Hoffnung, daß dieſer eben ſo wenig abgeneigt ſein werde, denſelben zu übernehmen, als der abgegangene. Die Hoffnung blieb nicht unerfüllt. Der neue Pfarrer, dem ich gleich nach ſeiner Ankunft von meinem Großvater vorgeſtellt wurde, übernahm den Unterricht mit Vergnügen, und da er mich eben ſo liebreich behandelte als mein bisheriger Lehrer im Deutſchen, ſo machte ich bald erfreuliche Fortſchritte. Die lateiniſchen Buchſtaben hatte mich ſchon der Schulmeiſter kennen gelehrt; bei dem Pfarrer lernte ich zuerſt die lateiniſchen Wörter leſen, dann die Anfangsgründe der lateiniſchen Sprache ſelbſt, ſo daß ich bald Declinıren und Conjugiren, Subſtantivum und Adjectivum zuſammenſetzen, leichte Exempel vom Gebrauche der Zeitwörter machen konnte, während ich bei meinem guten Gedächtniß eine Menge Vocabeln auswendig gelernt hatte.

Indeſſen kam die Zeit, wo ich das großälterliche Haus verlaſſen ſollte, immer näher. Ich wurde im nächſten Frühjahr ſieben Jahre alt, und da ausgemacht war, daß ich nicht länger, als bis zu meinem ſiebenten Jahr bei meinen Großältern bleiben ſollte, ſo durfte meine Rückkehr in das älterliche Haus nicht länger verzögert werden. Es kam daher bloß auf die nähere Beſtimmung der Zeit an, wenn mich meine Aeltern von Zavelſtein abholen wollten, und ein Brief an den Großvater kündigte den Tag ihrer Ankunft an. Durch meinen langen Aufenthalt bei den Großältern waren mir die Aeltern, obſchon ſie mich gewöhnlich alle Jahre beſuchten, fremd geworden, und da mich ſchon der Gedanke, daß ſie mich bei ihrem bevorſtehenden Beſuch mit ſich nehmen werden, ängſtigte, ſo kann man ſich denken, welchen Schrecken mir ihre Ankunft in Zavelſtein verurſacht hat. Natürlich konnte dies meinen Aeltern nicht entgehen. Sie ſahen mit Betrübniß, daß meine kindliche Liebe auf die Großältern übergegangen, und da ſie wußten, daß auch die Großältern ſich ſchwer von ihrem Enkel trennen würden, ſo war ihnen wirklich auf den Augenblick dieſer Trennung bange. Da mein Vater nur auf acht Tage Urlaub hatte, ſo konnte auch die Abreiſe nach Ludwigsburg nicht länger verzögert werden. Aber es ging beſſer, als meine Aeltern erwartet hatten. Die Jugend iſt leichtſinnig, und neue Eindrücke verdrängen bald die alten. Meine Aeltern hatten durch ihr freundliches Benehmen gegen mich auch meine Zuneigung zu ihnen gewonnen, die Großältern thaten ſich Gewalt an, ihre Be-

trübniß über die Trennung von ihrem Enkel zu verbergen, die Vorſpiegelung, wie ſchön es in Ludwigsburg ſei, erregte die Neugierde des Knaben, das Verſprechen, daß ich die Großältern bald beſuchen dürfe, beruhigte mich über die nahe Trennung, und die Zuſage der Tante Chriſtiane, daß ſie mich nach Ludwigsburg begleiten und recht lange dort bleiben werde, machten mir den Abſchied von den Großältern leichter, und ſo reiſte ich denn an dem feſtgeſetzten Tag an einem ſchönen Morgen mit meinen Aeltern und der Tante von Zavelſtein ab.

Am Abend deſſelben Tages kamen wir in Ludwigsburg an. Mein Bruder, damals ein Knabe von nicht vollen ſechs Jahren, den ich nur ein einziges mal in Zavelſtein, wohin ihn meine Aeltern bei ihrem vorletzten Beſuch mitgenommen, und eine Schweſter von drei Jahren, die ich noch nie geſehen hatte, kamen uns freudig entgegen. Die Aeltern hatten mir ſo viel Gutes und Liebes von beiden geſagt, daß ich, zwar anfangs etwas befremdet, ihnen zutraulich nahete, und dadurch auch ſie an mich zog. Ich mußte bald zu Bette gehen, und ermüdet von der Reiſe ſchlief ich bald ein, und die ganze Nacht hindurch fort. Aber beim Erwachen, wo ich Alles um mich her anders ſah, als in Zavelſtein, ergriff mich eine Wehmuth, die ich zuvor nie empfunden hatte. Ich war ſtill, in mich gekehrt, und wie die Tante hereintrat, fing ich an bitterlich zu weinen. Natürlich konnte dieſe Gemüthsſtimmung meinen Aeltern nicht unerwartet ſein, daher ging mein Vater, um mich aufzuheitern, ſo bald ich angekleidet war, mit mir aus, und führte mich in der Stadt herum, in der Hoffnung, daß der Anblick ſo vieler zuvor nie geſehener Dinge mich in eine heiterere Stimmung verſetzen würde. Aber das Gefühl, nicht zu Hauſe zu ſein, überwältigte alle andere. Alles erſchien mir fremd, auch meine Aeltern nicht ausgenommen. Die Stadt war mir zu groß, die Straßen zu weit und zu lang, die Häuſer zu hoch, der Menſchen, die ich in den Straßen hin und hergehen ſah, zu viel, und es dauerte mehrere Wochen, bis ich mich an dieſe fremde Welt gewöhnt hatte. Indeſſen ließ mir der Vater nicht viel Zeit, dieſen Gefühlen nachzuhängen. Gleich wenige Tage nach meiner Ankunft wurde ich von ihm in die Schule geführt, und nach erſtandenem kurzen Examen in die unterſte Klaſſe der lateiniſchen Schule aufgenommen. Wie in den zwei höhern Klaſſen, war auch in dieſer nur ein einziger Lehrer angeſtellt, und es wurde nichts in derſelben gelehrt, als das Latei-

niſche, blos der Freitag war der deutſchen Sprache gewidmet, ſo wie der Sonntag dem Religionsunterricht in der Kirche, wo die Schüler Vormittags der Predigt, und Nachmittags der Katechiſation beiwohnen mußten. Im Sommer dauerte der Unterricht Vormittags von ſieben bis eilf, und Nachmittags von zwei bis fünf Uhr; im Winter ging der Vormittags-Unterricht eine Stunde ſpäter an, der Nachmittags-Unterricht endigte eine Stunde früher, und jedesmal wurde der Unterricht mit einem Gebet angefangen. Der Lehrer dieſer Klaſſe war zwar ein ernſter, etwas ſtrenger Mann, aber er behandelte ſeine Schüler freundlich, und die fleißigen beſuchten die Schule gern. Da die Schüler dieſer Klaſſe erſt Anfänger waren, und ich ſchon einen ziemlich guten Grund im Lateiniſchen gelegt hatte, ſo wurde ich ſogleich unter die erſtern eingereihet, unter denen ich auch meinen Platz fortan behauptete. Das Lernen machte mir Freude, weil der Präceptor (denn ſo hießen die Lehrer in der lateiniſchen Schule) mich ſtets freundlich behandelte, und ſich mit meinen Fortſchritten zufrieden bezeigte, und ſchon im folgenden Jahre war ich ſo weit, daß ich in die zweite Klaſſe verſetzt werden konnte. Auch in dieſer Klaſſe wurde außer der lateiniſchen Sprache nichts weiter gelehrt; allein wie in der erſten nur das Dekliniren und Konjugiren, die Syntax und das Vokabelnlernen getrieben wurde, ſo ging es in der zweiten an das Exponiren der in den eingeführten Schulbüchern enthaltenen Aufſätze, das Ueberſetzen aus dem Deutſchen in das Lateiniſche, die ſo genannten Exercitien ꝛc. Der Lehrer an dieſer Klaſſe war zwar ebenfalls ein tüchtiger Schulmann, und ließ ſich auch den Unterricht ſehr angelegen ſein; aber er gehörte zu den Frommen, und ſah weniger darauf, daß wir große Fortſchritte in der lateiniſchen Sprache machten, als daß wir fleißig in die Predigt gingen, nie die Katechiſation verſäumten, und, wie in der Schule, auch außerhalb derſelben uns ſtets ſo betrugen, wie es einer frommen chriſtlichen Jugend gezieme. Daher ließ er auch am Freitag, wo das Deutſche getrieben wurde, gewöhnlich chriſtliche Bücher leſen, und nicht ſelten hielt er mit uns, wie in der Kirche, förmliche Katechiſationen. Waren wir ihm dabei nicht aufmerkſam genug, und konnten wir die geiſtlichen Lieder, die er uns auswendig zu lernen aufgab, nicht fertig herſagen, ſo rügte er es hier zwar blos mit Worten, aber er merkte ſich die Unaufmerkſamen, und wenn einer beim lateiniſchen Unterricht ſich nicht aufmerkſam, fleißig und ſittſam betrug, ſo bekam er die Schläge, welche

er ihm dort zugedacht hatte, hier deſto gewiſſer. Daher liebten wir ihn, bei aller Achtung, die wir vor ihm hatten, weniger, als den Präceptor der erſten Klaſſe, und wir waren um ſo fleißiger in den lateiniſchen Lehrſtunden, je mehr wir wünſchten, ſo bald wie möglich, in die dritte Klaſſe befördert zu werden. Dieſe Beförderung geſchah nämlich jährlich einmal im Herbſt, und es kam darauf an, wie man in der von dem Obergeiſtlichen oder Spezial vorgenommenen Prüfung beſtanden, um ein Jahr früher in eine höhere Klaſſe befördert zu werden. Solchergeſtalt durfte ich auch in der zweiten nur ein Jahr lang bleiben, und kam nun in die dritte, wo zwar das Lateiniſche wiederum der Hauptgegenſtand des Unterrichts war, zugleich aber auch Griechiſch und Hebräiſch gelehrt wurde, jenes als Vorbereitung zu den gelehrten Studien überhaupt, dieſes als Vorbereitung zum Studium der Theologie insbeſondere. Der Lehrer an dieſer Klaſſe hatte den Titel Ober-Präceptor, und hieß Jahn. Er war ein Geiſtlicher, wie der Präceptor der zweiten Klaſſe, aber er predigte nie, wie dieſer oft that, weil er bei der Schule bleiben, und kein Pfarramt annehmen wollte. Seit ſeinen Univerſitätsjahren hatte er ſich dem Schulweſen gewidmet, und theils durch dieſe vieljährige Uebung, theils wegen ſeines ausgezeichneten Talents zum Schullehrer, hatte er ſich dazu ſo ausgebildet, daß er lange zuvor, ehe er nach Ludwigsburg berufen wurde, für einen der vorzüglichſten Männer in ſeinem Fach anerkannt war. Ich habe in meinem Leben viele Lehrer gehabt, aber ich kenne keinen, der in ſeinem Fach vorzüglicher geweſen wäre, als er in dem ſeinigen. Meiſter ſowohl im Griechiſchen und Hebräiſchen, als im Lateiniſchen, hatte er auch bei ſeinem Unterricht eine Methode, welche ganz dazu geeignet war, ſeine Schüler weiter zu bringen, ohne daß ſie gewahr wurden, wie es eigentlich damit zuging. Außer der hohen Würde, durch die er ihnen imponirte, und dem ruhigen Ernſte, mit dem er ſeinen Unterricht ertheilte, war es vorzüglich die Conſequenz, mit welcher er bei demſelben verfuhr. Er kannte jeden ſeiner Schüler, ſo viel auch ihrer waren, genau, und da er wußte, was er jedem zutrauen dürfe, wußte er auch jeden nach Maßgabe ſeiner Vorkenntniſſe zu fördern, ſo daß zuletzt auch der minder Fähige dem Fähigern nur wenig nachſtand. Zwar waren die Gegenſtände, worüber er Unterricht zu geben hatte, blos die oben genannten gelehrten Sprachen; aber bei der Erklärung der lateiniſchen und griechiſchen Schriften, welche er mit ſeinen Schülern las, brachte

er ihnen zugleich ſo viele geographiſche, hiſtoriſche, überhaupt ſo viele wiſſenſchaftliche Kenntniſſe bei, daß ſie viel vorbereiteter in die höhern Studienanſtalten aus ſeiner Schule übergingen, als aus allen andern lateiniſchen Schulen im Lande. Wie viele vortreffliche Männer ihm dieſe Vorbereitung zu ihren gelehrten Studien zu danken gehabt, iſt gewiß in Würtenberg noch nicht vergeſſen, und ich halte es um ſo mehr für Pflicht, ſeiner hier dankbar zu gedenken, da ich in den letzten Jahren ſeines Lebens ſein Hausarzt geweſen. Er ſtarb als ein hochbejahrter Mann an der Waſſerſucht nach ſchweren und langen Leiden, aber er litt und ſtarb mit derſelben Ruhe und Geduld, die er ſtets als Lehrer bewieſen hatte, und ich geſtehe, daß ich als Mann mit eben der Verehrung an ſein Krankenbett trat, als vormals als Knabe in ſeine Schule. Ich werde noch einmal Gelegenheit haben, von dieſem würdigen Schulmann zu ſprechen, und fahre nun in meiner Erzählung weiter fort.

Es iſt leicht zu erachten, daß es mir unter den Schülern, die mit mir zugleich die Schule beſuchten, keineswegs an Kameraden fehlen konnte, allein nur mit wenigen kam ich in ein eigentliches freundſchaftliches Verhältniß. Schon von meiner früheſten Jugend an gewöhnt, nur wenige Knaben meines Alters um mich zu ſehen, theils weil in dem Dorfe, wo ich meine Kinderjahre zubrachte, der Knaben meines Alters überhaupt nicht viele waren, theils weil meine Großältern mir nur mit den wohlgezogenſten umzugehen erlaubten, fühlte ich auch kein Bedürfniß weitläuftiger Bekanntſchaften. Aber noch mehr beſchränkte mich mein Vater in meinem Umgang, indem er einerſeits ſeine Kinder, und insbeſondere ſeine Söhne, von Jugend auf zu einem anſtändigen und würdigen Betragen gewöhnen wollte, und andererſeits, weil beide Söhne ſtudieren ſollten, ſtreng darauf ſah, daß keine Zeit zum Lernen verſäumt werde. Es ſollte etwas Ausgezeichnetes aus uns werden, damit nicht nur das vormalige Anſehen der Familie durch uns wiederhergeſtellt werde, ſondern auch daß wir durch uns ſelbſt, nicht durch Empfehlungen und Protektionen, zu Anſehen und Würden gelangen ſollten. Denn mein Vater konnte nicht vergeſſen, daß er der Abkömmling einer vornehmen adeligen Familie ſei, und wie er ſelbſt, als Officier, dieſes Ziel immer vor Augen hatte, ſo ſollte es durch ſeine Söhne wirklich erreicht werden. Daher ermahnte er uns ſtets zum Fleiß, nicht nur in, ſondern auch außerhalb der Schule, ſah mit Strenge darauf,

daß wir zu Hauſe die uns aufgegebenen Penſen auf das Pünktlichſte fertigten, und in den freien Stunden, auf Spaziergängen, und bei unſern körperlichen Uebungen, uns nur zu denjenigen Kameraden hielten, von denen er glaubte, daß ſie uns im Fleiß und in der Geſittung zum Muſter dienen könnten. Was jedoch meinem Vater bei der Durchſetzung dieſer Erziehungsmaximen vorzüglich zu ſtatten kam, war, daß der ehemalige Pfarrer in Zavelſtein, und nachmalige Spezial in Lauffen, zum Spezial in Ludwigsburg befördert worden war. Ich hatte an ihm wieder meinen alten Freund und Gönner gefunden. So oft es meine Zeit und ſeine Geſchäfte erlaubten, war ich bei ihm. Allein wie er mich in Zavelſtein mit Spielereien, gereimten geiſtlichen Sprüchlein und Erzählungen unterhalten hatte, unterhielt er mich jetzt auf eine ernſtlichere Weiſe, indem er mir nicht nur im Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen forthalf, ſondern auch keine Gelegenheit verſäumte, mich zu einem wohlgeſitteten Betragen zu ermahnen, wobei er gewöhnlich damit ſchloß, daß ich mich auf das ſorgfältigſte des Umgangs mit leichtſinnigen und ungezogenen Knaben, die er die böſen Buben nannte, enthalten ſolle. Solchergeſtalt wurden natürlicherweiſe meine Kameradſchaften immer beſchränkter, und ohne Zweifel wäre ich zuletzt ein finſterer Sonderling oder gar ein frommer Kopfhänger geworden, wenn nicht meine Beſuche in dem Spezialathauſe zeitig genug von meinem Vater beſchränkt worden wären. So beliebt der Spezial nicht nur als Pfarrer in Zavelſtein, ſondern auch als Spezial in Lauffen geweſen war, ſo wenig konnte er die Gunſt des Publikums in Ludwigsburg gewinnen. Schon als ein geborner Ludwigsburger, und der Sohn eines Bäckers, hatte er das Vorurtheil des Publikums gegen ſich; allein noch mehr ſchadete ihm bei demſelben ſein Beſtreben, durch affektirtes Geltendmachen ſeiner hohen geiſtlichen Würde ſeine niedere Geburt vergeſſen zu machen, vorzüglich aber ſeine Art zu predigen, indem die meiſten ſeiner Kanzelvorträge Strafpredigten waren, worin er Alles, was er für anſtößig und einem chriſtlichen Wandel unangemeſſen hielt, wie z. B. das Tanzen an Kirchweihen, das Erſcheinen auf Maskeraden, ja ſelbſt das Beſuchen des Theaters, auf eine eben ſo anzügliche als plumpe Art rügte. So verlor er die Gunſt des Publikums nicht nur überhaupt, ſondern er brachte auch viele einzelne Perſonen, welche die Anſpielungen in ſeinen Predigten auf ſich bezogen, gegen ſich auf, und zu dieſen gehörte beſonders der als Dichter und Muſikus rühm-

lich bekannte, und in der Folge wegen seiner Gefangenschaft auf der Festung Hohen-Aschberg noch berühmter gewordene Schubart. Dieser war damals Organist an der Stadtkirche zu Ludwigsburg, und weil er die Orgel gut spielte, so spielte er auch nach dem Gottesdienste öfters noch fort, aber gewöhnlich keine geistliche, sondern so genannte weltliche Lieder. Dieß verdroß nun den Spezial gewaltig, und er war darüber um so aufgebrachter, da er argwohnte, viele seiner Zuhörer gingen blos dieses Orgelspiels wegen in die Kirche. Daher verbot er dem Organisten dieses Orgelspiel nach der Kirche nicht nur von Amtswegen, sondern er ließ auch seinen Groll gegen ihn auf manche andere Art aus. Aber Schubart, der die Stimme des Publikums für sich hatte, kehrte sich nicht an das Verbot. Er spielte nicht nur seine weltlichen Lieder nach der Kirche fort, sondern versäumte auch als beliebter Kasualdichter keine Gelegenheit, wo er dem Spezial durch witzige Anspielungen auf ihn etwas anhängen konnte. Diese Anspielungen waren besonders den Officieren willkommen, welche dem Spezial überhaupt nicht hold waren, und da er in den ästhetischen Vorlesungen, welche er ihnen hielt, es selten an solchen Anspielungen fehlen ließ, so bekam er diese ganz auf seine Seite, so daß er sich auf ihren Schutz gegen den Spezial in jedem Fall sicher verlassen konnte. Nun war unter den Officieren, welche seinen Vorlesungen beiwohnten, auch mein Vater, und es konnte nicht fehlen, seine Achtung für den Spezial mußte sich in eben dem Maße vermindern, als ihn Schubart nicht nur als einen eiteln abgeschmackten Pedanten, sondern auch als einen blosen Scheinheiligen herunterseţte. Die Folge davon war, daß mein Vater Anstand nahm, mich das Spezialathaus fernerhin besuchen zu lassen; um jedoch den Mann, dessen Wohlwollen sein Sohn in so hohem Grade genoß, und gegen den er sich selbst nicht als undankbar bezeigen wollte, nicht zu beleidigen, beschloß er, meine Besuche bei ihm unter dem allerdings nicht ungegründeten Vorwand, daß ich jetzt mehr zu Hause zu lernen hätte, allmählig zu beschränken. Auch nahm er sich, weil es ihm schien, als habe das viele Beisammensein mit dem Spezial schon wirklich nachtheilig auf mich gewirkt, und ich in Gefahr sei, ein frommer Sonderling und Kopfhänger zu werden, vor, von der Strenge seiner Erziehungs-Maximen überhaupt etwas nachzulassen. Er nahm mich daher zuweilen mit sich in das Theater, zu Seiltänzern, auf die venetianische Messe, welche zur Karnevalszeit in Ludwigsburg

gehalten wurde, und auf welcher man nur maskirt, auch Kinder nicht ausgenommen, erscheinen durfte. Zugleich gestattete er mir auch mehr Freiheit in dem Umgang mit meinen Schulkameraden, was mir um so erfreulicher war, je mehr ich desselben früher hatte entbehren müssen. Ich benutzte daher auch diese Freiheit nach Herzenslust, und es ist kein Zweifel, daß mich die lange Entbehrung zum Uebermaß würde verleitet haben, wenn nicht, wie bei meiner ersten Dieberei in Zavelstein, auch jetzt mein guter Genius über mich gewacht, und einen Zufall herbeigeführt hätte, der mich bei Verübung muthwilliger Streiche vorsichtig machte. So war z. B. eine Hauptfreude meiner Kameraden das so genannte Klöpfeln um Weihnachten, wo man, wenn es Abend geworden, den Leuten unversehens eine Handvoll Erbsen an die Fenster warf. Auch ich machte einmal diesen Spaß mit, aber in dem Augenblick, da ich meine Erbsen an die Fenster warf, hörte ich Jemand die Treppe herunterkommen, und aus Furcht, erwischt zu werden, flüchtete ich mich in das nächstgelegene Haus, dessen Thüre eben offen stand. Allein unglücklicherweise stand Jemand hinter der Thüre auf der Lauer, und ich wurde so unbarmherzig am Arm gepackt, und so weidlich durchgeprügelt, daß mir die Lust zum Klöpfeln, und überhaupt zu dergleichen muthwilligen Streichen, auf immer vergangen ist.

Nun hatte ich bereits das zehnte Jahr zurückgelegt, und die Zeit, wo ich die lateinische Schule verlassen sollte, kam immer näher. Als künftiger Studiosus der Theologie mußte ich aus der lateinischen Schule in eine der damaligen zwei niedern Klosterschulen, und nach zwei Jahren in eine der höhern, und von da aus auf die Universität übergehen. Ehe die Studiosen der Theologie in die Klosterschule aufgenommen wurden, mußten sie sich drei Jahre nach einander einer Prüfung bei dem so genannten Landesexamen in Stuttgart unterwerfen, und nur wenn sie in allen dreien gut bestanden waren, wurden sie in die Klosterschule aufgenommen, im entgegengesetzten Fall als zum Studium der Theologie untauglich abgewiesen. Schon hatte ich dieses Examen einmal erstanden, und sollte nun im nächsten Jahr das zweite erstehen, als ein ganz unerwartetes Ereigniß mich nicht nur von dem Besuch des Landesexamens abhielt, sondern mich auch bestimmte, das Studium der Theologie selbst aufzugeben.

Im Jahr 1770 hatte nämlich der damals regierende Herzog Karl auf der Solitüde, seinem zwei Stunden von Stuttgart ent-

legenen Sommer-Aufenthaltsort, unter dem Namen: Militärische Pflanzschule, eine Erziehungsanstalt für Söhne armer Aeltern, hauptsächlich aber Soldatensöhne, errichtet, welche für die Kunst, besonders für die Garten- und Bildhauerkunst, erzogen werden sollten. Anfangs entsprach die Anstalt ganz ihrem Namen; es wurden blos Söhne armer Aeltern und Soldatensöhne aufgenommen. Aber bald erweiterte sich, wie es bei allen von diesem Fürsten errichteten Anstalten der Fall war, auch der Plan dieser Anstalt. Es sollten auch Söhne aus höhern Ständen, und besonders Officierssöhne aufgenommen, und die militärische Pflanzschule eine allgemeinere und höhere Erziehungsanstalt werden, welche auch Studierenden zu einer Vorbereitungs-Schule dienen könnte. Es wurden daher nicht, wie anfangs, blos Lehrer in der deutschen Sprache, Rechnen, Zeichnen u. s. w., sondern auch Professoren angestellt, welche Unterricht in der Geographie, Geschichte u. s. w. geben sollten, und der erste, der als Professor an die Schule berufen wurde, war der Ober-Präceptor Jahn in Ludwigsburg, eben der, von welchem ich oben, als einem der vorzüglichsten Lehrer, gesprochen habe. Der Ruf war für ihn sehr ehrenvoll, er hatte ihn bereits angenommen, und sich ungesäumt an den Ort seiner neuen Bestimmung begeben. Aber nun fehlte es noch an den Schülern, und weil der Herzog es zunächst auf die Söhne seiner Officiere abgesehen hatte, so ließ er diese insgesammt, vorzüglich aber diejenigen, welche mehrere Söhne hatten, auffordern, sie der neuen Erziehungsanstalt zu übergeben. Begreiflich setzte diese Aufforderung die meisten Officiere in eine nicht geringe Verlegenheit; aber nur wenige wagten, die Aufforderung abzulehnen, der größere Theil, und zumal diejenigen, die mehrere Söhne hatten, fürchteten die Ungnade des Herzogs, und entschlossen sich, der Aufforderung zu entsprechen. Unter den letztern war auch mein Vater, und, bei allem seinen Widerwillen gegen die Anstalt, meldete er sich doch, um nicht, wie bereits andere Officiere, in Ungnade zu fallen, um die Aufnahme seines jüngern Sohnes, meines Bruders, in dieselbe. Die Bewilligung der Aufnahme folgte wenige Tage nach der Meldung, die Vorkehrungen zur Abreise waren getroffen, an dem bestimmten Tage ging die Reise vor sich, und ich durfte meinen Bruder auf die Solitüde begleiten.

Sogleich nach seiner Ankunft ließ sich mein Vater bei dem Herzog melden, der Herzog bestimmte die Stunde und den Ort, wo ihm

der Knabe vorgestellt werden sollte, und kaum hatte sich mein Vater mit seinem Sohn an dem bezeichneten Ort eingefunden, so kam auch der Herzog in der zum Schlosse führenden Allee heraufgeritten, begrüßte, wie er näher gekommen, meinen Vater freundlich, betrachtete meinen Bruder mit Wohlgefallen, und fragte meinen Vater, ob der Knabe sein einziger Sohn sei. Mein Vater antwortete, daß er noch einen ältern Sohn habe, und auf die Frage, warum er nicht auch diesen in die Anstalt gebe, erwiederte er, daß derselbe zum geistlichen Stande bestimmt sei. „Das ist ein anderes", sagte der Herzog, „aber da er älter ist, als sein Bruder", fuhr er gegen den nebenstehenden Professor Jahn fort, „so wird er auch in seinen Kenntnissen weiter sein, als der jüngere?" Jahn bejahte dies, und der Herzog ritt weiter. Nach Tische kam der Vorsteher der Anstalt, Hauptmann Seeger, zu uns ins Wirthshaus, und sagte meinem Vater, der Herzog habe erfahren, daß er auch seinen ältern Sohn bei sich habe, und geäußert, daß er ihn sehen wolle. Dieser Aeußerung zufolge fand sich mein Vater zur bestimmten Stunde an demselben Platz mit mir ein, wo er den Herzog am Vormittag gesprochen hatte. Der Herzog kam wieder in derselben Allee heraufgeritten, und nachdem er meinen Vater, wie am Morgen, freundlich gegrüßt, und mich scharf angesehen hatte, sagte er: „Das ist also Sein älterer Sohn, „Herr Hauptmann, den Er heute Vormittag vor mir verheimlicht „hat? Er hat unrecht gethan, denn da Er mir ihn nicht geben will, „so hätte Er ihn mich wenigstens sehen lassen sollen." *) Hierauf sah er mich abermals scharf an, und fragte mich dann, wie es mir auf der Solitüde gefalle? Und auf die Antwort, es gefalle mir sehr wohl, fragte er weiter, ob ich nicht auch in die Pflanzschule aufgenommen zu werden Lust hätte? Ich antwortete: „O ja, wenn ich nicht ein Geistlicher werden sollte." „Hat Er es gehört, Herr Hauptmann?" sagte der Herzog, sich gegen meinen Vater wendend, „der Knabe hat deutlich erklärt, was er wünscht, und er bleibt bei seinem Bruder, nicht wahr?" Der Herzog bemerkte die Verlegenheit meines Vaters, und, ohne eine Antwort abzuwarten, ritt er weiter. Wir begaben uns zurück in das Wirthshaus; aber es war noch keine halbe Stunde vorbei, so kam der Professor Jahn, der meinem Vater

*) Außer Generalen und Geheimenräthen nannte der Herzog Jedermann Er.

aus Auftrag des Herzogs ſagte, daß es dieſer ſehr gerne ſehen würde, wenn er auch ſeinen ältern Sohn in die Pflanzſchule gäbe. Mein Vater wußte nicht, was er antworten ſollte; aber Jahn ſetzte ihm die Gründe für und wider ſo auseinander, daß er endlich nachgab, jedoch unter der Bedingung, daß ihm der Herzog erlauben möchte, mich noch auf einige Tage mit ſich zurück zu nehmen, weil zu meinem Eintritt in die Anſtalt gar nichts vorbereitet ſei. Allein der Herzog geſtattete dieſen Aufſchub nicht. Es bedürfe keiner Vorbereitung, ließ ihm der Herzog ſagen, was die Zöglinge nöthig haben, beſorge der Herzog, und ſo mußte nun mein Vater allein nach Ludwigsburg zurückkehren.

Den Schrecken meiner Mutter, wie ſie meinen Vater allein aus dem Wagen ſteigen ſah, kann man ſich denken. „Wo iſt denn Fritz?“ rief ſie aus, „hat uns der Herzog auch ihn weggenommen, oder wo „haſt du ihn ſonſt gelaſſen, daß er nicht mitkommt?“ „Das ſollſt „du Alles erfahren, liebe Frau,“ entgegnete ihr der Vater, „nur „habe einen Augenblick Geduld, und beruhige dich.“ Mein Vater erzählte ihr nun Alles umſtändlich, was vorgegangen, wie er dem Verlangen des Herzogs nicht habe widerſtehen können, wie er ſich deſſen Ungnade durch ſeine Weigerung im höchſten Grade würde zugezogen haben, und wie ihm daher keine andere Wahl übrig geblieben, als dem Verlangen des Herzogs nachzugeben. Meine Mutter ſchien durch dieſe Gründe etwas beruhigt. „Aber“, fing ſie wieder an, „was wird der Großvater, was die Großmutter ſagen, wenn ſie hören, „daß Fritz nun kein Geiſtlicher werden ſoll?“ — „Auch ſie“, erwiederte der Vater, „werden ſich beruhigen, der Großvater iſt ein „vernünftiger Mann, der ſich in die Umſtände zu ſchicken weiß, und „die Großmutter wird den Vorgang als eine Fügung Gottes anſehen, „der man nicht widerſtehen dürfe.“ — „Und was wird der Herr „Spezial ſagen“, fuhr ſie fort, „wenn er hört, daß Fritz kein Geiſtlicher wird?“ — „Der Spezial“, erwiederte der Vater, „iſt ein „Geiſtlicher, der ſchon von Amtswegen in Allem, was geſchieht, „den Willen Gottes erkennen ſoll, und gerade er iſt es, der den „Großvater und die Großmutter am beſten beruhigen wird, und ich „will ihn bitten, daß er ihnen zuerſt Nachricht von der Sache gibt.“

Wirklich begab ſich mein Vater gleich am folgenden Tag zu dem Spezial, erzählte ihm umſtändlich, was vorgegangen, und bat ihn, die Großältern von dem Vorgang zu benachrichtigen, und ſie darüber

zu tröſten. Anfangs wollte dem Spezial die Sache nicht recht gefallen. „Ei, Ei, Herr Hauptmann!“ ſagte er, indem er den Kopf ſchüttelte, und mit dem aufgehobenen Zeigefinger der rechten Hand bedenklich winkte, „war denn keine Möglichkeit, ſich mit guter „Manier aus der Affaire zu ziehen? Die militäriſche Pflanzſchule „mag wohl eine gute Anſtalt werden, aber Gott weiß, wie lange ſie „beſtehen wird. Die großen Herren ſind veränderlich, dem Herzog „kann, wie ſchon ſo vieles andere, die Anſtalt entleiden, und was „ſoll dann mit Fritz werden, der indeſſen ſeinen Eintritt in die Kloſter„ſchule verſäumt hat?“ Aber nachdem ihm mein Vater alle die gewichtigen Gründe, durch welche er zu ſeinem Entſchluß beſtimmt worden, entwickelt hatte, gab er endlich nach, und verſprach, an meinen Großvater zu ſchreiben, was auch ſchon am folgenden Tage geſchah. So ſehr die Großältern im erſten Augenblick über die Nachricht beſtürzt waren, ſo faßten ſie ſich doch bald. Sie ſahen die Sache an, wie es mein Vater vermuthet hatte, und wie ſie bald darauf aus Briefen meines Vaters erfuhren, daß es mir auf der Solitüde gut gehe, ſo waren ſie endlich eben ſo zufrieden, wie mein Vater und meine Mutter.

So waren alſo beide Brüder Zöglinge der militäriſchen Pflanzſchule, und da wir uns in unſern militäriſchen Uniformen gar wohl gefielen, und es uns auch ſonſt gut ging, ſo vermißten wir das älterliche Haus je länger je weniger. Wirklich war für die Zöglinge der Anſtalt in jedem Betracht gut geſorgt. Das Haus, in welchem wir wohnten, war hübſch, die Schlaf- und Speiſezimmer waren geräumig, luftig und zweckmäßig eingerichtet, eben ſo auch die Lehrzimmer, die Koſt war einfach, nahrhaft und reichlich. Die Uniform, in welche die Zöglinge gekleidet waren, gab ihnen ein gutes Ausſehen. Die Stunden des Unterrichts wechſelten mit den zu körperlichen Uebungen beſtimmten Stunden gehörig ab. Die für jedes Fach angeſtellten Lehrer waren größtentheils gut gewählt. Die Aufſeher, welche über das ſittliche Betragen der Zöglinge zu wachen hatten, waren wackere gediente Unterofficiere. Der Intendant der Anſtalt führte die Aufſicht über das Ganze mit Einſicht, und der Herzog ſelbſt, der gewöhnlich dem Speiſen, und öfters auch dem Unterricht beiwohnte, bezeigte ſich den Zöglingen ſtets auf das liebreichſte, wie ein Vater, ſo wie er ſie auch gewöhnlich ſeine Söhne nannte.

Bei dieſer Behandlungsart der Zöglinge konnte es natürlicher-

weiſe nicht fehlen, die Anſtalt mußte bald Aufmerkſamkeit erregen und Beifall finden, die Aufnahme in dieſelbe wurde für ein Glück gehalten, und bald ſuchten auch mehrere der angeſehenſten Familien die Aufnahme ihrer Söhne bei dem Herzoge nach. Dem Herzog, ohnehin geneigt und gewohnt, Alles ins Große zu treiben, waren dieſe Aufnahmsgeſuche erwünſcht, weil ſie ihm Gelegenheit gaben, die Anſtalt, ſeinem ſchon früher gefaßten Entſchluß gemäß, zu erweitern. Seine Abſicht war nämlich, aus der Pflanzſchule eine Akademie zu machen, und um dieſe Abſicht zu erreichen, beſchloß er, vor Allem ein dem erweiterten Plan entſprechendes Gebäude herzuſtellen. Der Plan zu dem Gebäude wurde entworfen, ohne Verzug ſollte zur Ausführung geſchritten werden, und wirklich wurde auch der Grundſtein zu dem Gebäude in Gegenwart eines großen Theils des dazu eingeladenen Hofes, der fremden Geſandten, und einer Menge Menſchen aus allen Ständen, auf das feierlichſte gelegt. Allein zur Aufführung des Gebäudes geſchah nichts, nicht der großen Koſten wegen, die ſeine Erbauung und Einrichtung erfordert hätten, denn dem Herzog waren, um einen großen Plan auszuführen, keine Koſten zu groß, ſondern weil es ihm für ſeinen Plan, die Pflanzſchule zu einer Akademie zu erheben, zweckmäßiger ſchien, ſie nach Stuttgart zu verſetzen. Als das beſte Lokal für dieſelbe erſchien ihm die zunächſt hinter dem neuen Reſidenzſchloß gelegene große Kaſerne. Die Wahl war entſchieden, die Einrichtung der Kaſerne zu einem Akademiegebäude wurde ungeſäumt ins Werk geſetzt, und im Jahr 1775 zogen die Zöglinge der Pflanzſchule mit ihren Vorgeſetzten und Lehrern in Stuttgart ein. Der Einzug war ſehr feierlich. Die Zöglinge in ihren Uniformen zogen in militäriſcher Ordnung von der Solitüde aus, und nachdem ſie Stuttgart bis auf eine halbe Stunde nahe gekommen waren, ſtellte ſich der Herzog, der ihnen entgegen geritten, zu Pferd an ihre Spitze, und ſo zogen ſie denn unter der Anführung des Herzogs in Stuttgart ein. Der Zug geſchah langſam im Paradeſchritt, eine Menge Menſchen begleitete den Zug. In den Straßen, durch welche er ging, waren alle Fenſter mit Zuſchauern beſetzt. Es wurden Blumen aus den Fenſtern geworfen, dem Herzog wiederholte Lebehoch gebracht, und am Eingang des Akademiegebäudes begrüßten die wartenden Aeltern mit freudigem Zuruf ihre Söhne.

Das Gebäude war beim Einzug noch nicht ganz vollendet. Es mußte wegen des noch fehlenden gemeinſchaftlichen Speiſe- und

Rengierſaales noch ein dritter, mit den ſchon vorhandenen gleichlaufender Flügel erbaut werden, der noch nicht ganz fertig war. Nur die zwei ſchon vorhandenen Flügel, worin die obern Etagen zu Schlafſälen, die untern zu Lehrſälen eingerichtet waren, und die Zimmer in dem Mittelgebäude und in den Manſarden, welche theils zu Wohnungen für die Officiere, theils zu andern Zwecken dienten, die Küche und die Viktualien-Kammern ꝛc. waren fertig und vollſtändig ihren Zwecken gemäß eingerichtet. — Mit Vergnügen würde ich eine detaillirte Beſchreibung der Einrichtung des Gebäudes, nicht allein wie es damals war, liefern, ſondern ich würde auch erzählen, wie mit der Erweiterung der Anſtalt ſelbſt auch das Gebäude immer mehr erweitert worden, wie zu den ſchon vorhandenen Lehrſälen neue hinzugekommen, wie für die Kunſtbefliſſenen jeder Art eigene Ateliers, für die Bibliothek und Naturalien-Sammlung eigene Säle und Zimmer, ein Lokal zu einem Winterbad eingerichtet, und nachdem die Akademie zur Univerſität erhoben worden, die Kirche zugleich zu einem Auditorium benutzt, eine eigene Buch- und Kupferdruckerei errichtet worden, und wie alle dieſe Einrichtungen, ſowohl in Rückſicht auf Schönheit, ja, wie der Speiſeſaal, ſelbſt auf Pracht, als in Rückſicht auf Zweckmäßigkeit, nichts zu wünſchen übrig ließen. Allein ich enthalte mich dieſer Beſchreibung, theils weil mir nicht Alles ſo genau mehr erinnerlich iſt, theils weil auch dieſelbe zu nichts dienen würde, da die hernachmalige Geſtalt des Gebäudes nur noch wenige Spuren von ſeiner vormaligen akademiſchen zeigt. Gleich nach dem Tode des Herzogs nämlich wurde von ſeinem Bruder und Nachfolger, Herzog Ludwig, die Akademie aufgehoben. *) Die Zöglinge wurden entlaſſen, und ihren Familien zurückgegeben. Von den Profeſſoren wurden einige an dem Gymnaſium in Stuttgart, andere an der Univerſität in Tübingen, andere anderwärts angeſtellt. Die vorgeſetzten Officiere traten wieder in ihre vorigen Stellen zurück, oder erhielten Penſionen. Das Gebäude wurde wieder zu einer Kaſerne gemacht, nur zu einer Kaſerne anderer Art, als ſie vor ihrer Verwendung zum Akademiegebäude war, die Schlafſäle wurden zu Wohnungen begünſtigter Hofleute und Hofdiener eingerichtet, und die Hörſäle in Pferdeſtälle umgewandelt.

*) Der Herzog hob die Akademie auf, ohne ſie zuvor ein einziges Mal beſucht zu haben.

Aber indem ich mich aus den eben angeführten Gründen einer detaillirten Beſchreibung des Gebäudes und ſeiner Einrichtung enthalte, wende ich mich um ſo lieber zur Schilderung der Anſtalt ſelbſt, als Erziehungs- und Lehranſtalt, und ſpreche zuerſt von der in derſelben eingeführten Lebensordnung. Daß die Verfaſſung der Anſtalt militäriſch war, iſt bereits früher geſagt worden. Dieſe Verfaſſung behielt ſie beſtändig, auch ſelbſt nach ihrer Erhebung zur Univerſität. Die Kleidung der Zöglinge war eine Uniform, der tuchene Rock von hellblauer Farbe mit ſchwarzen manchesternen Aufſchlägen und Kragen, überſilberten Knöpfen und weißen baumwollenen Achſelſchnuren, die Weſte und die Beinkleider von weißem Tuch, der Hut dreieckig mit Kordons von baumwollenen Schnüren, wie die Achſelſchnur, die Strümpfe von Baumwolle, die Schuhe von ſchwarzem Kalbleder, und die gleichfalls uniformen Schuhſchnallen von überſilbertem Metall, wie die Rockknöpfe; bei ſchlechtem Wetter und im Winter wurden Stiefel getragen. Die Hauskleider, welche ſich die Zöglinge, ſo wie die Hemden und anderes Weißzeug, ſelbſt anſchaffen mußten, waren Ueberröcke von ſelbſt beliebiger Farbe, in welchen ſie auch die Lehrſtunden beſuchten. Die Uniformen wurden blos beim Mittag- und Abendſpeiſen, auf Spaziergängen, und am Sonntag beim Beſuch der Kirche getragen. Die Haare auf dem Scheitel waren abgeſchoren, die Haare des Hinterkopfs in einen Zopf gebunden, die Seitenhaare zu einer Rolle gekräuſelt und mit Haarnadeln befeſtigt. Die Betten der Zöglinge beſtanden aus einem Strohſack, einer mit Roßhaaren gefüllten Matratze mit einem Leilach überdeckt, einem Kopfkiſſen mit einem linnenen Ueberzug, und einer wollenen über einen zweiten Leilach gelegenen Decke. Sich ankleiden, die Betten zurecht machen, ihre Kleider reinigen, mußten die Zöglinge ſelbſt, beim Zopfmachen und Friſieren leiſteten ſie ſich gegenſeitige Hülfe. Streng wurde auf Reinhaltung der Uniformen, des Weißzeuges, der Betten u. ſ. w. geſehen, vorzüglich aber auf Reinhaltung des eigenen Körpers durch fleißiges Waſchen und Baden, im Sommer in den dazu eingerichteten Baſſins in dem academiſchen Garten, im Winter in dem ſchon oben erwähnten Winterbad.

Die Koſt der Zöglinge war, wie ſchon früher bemerkt, einfach, nahrhaft und reichlich. Das Frühſtück beſtand einmal wie das andere in einer eingebrannten Mehlſuppe, das Mittageſſen in einer Fleiſchſuppe, einer Portion Rindfleiſch, einem Zugemüs, wie es die Jahrs-

zeit gab, zuweilen einem Nachtiſch von leichtem Backwerk, einer Portion gut gebackenen weißen Brods, und für die ältern Zöglinge aus einer Karavine nicht ſtarken, aber reinen Landweins. Nach dem Abmarſch aus dem Speiſeſaal erhielten die Zöglinge eine zweite, der erſten gleiche, Portion Brod zum Imbiß auf den Nachmittag. Das Abendeſſen beſtand wiederum in einer Suppe, und abwechſelnd entweder in einem Wild- oder Kalbsbraten mit Salat, oder in einer leichten Mehlſpeiſe, nebſt der beſtimmten Portion Brod, jedoch ohne Wein.

Wie die Stunden zum Speiſen, waren auch die Unterrichts-, Vorbereitungs- und Erholungsſtunden genau beſtimmt, und mußten auf das Pünktlichſte eingehalten werden. Der Vormittagsunterricht begann im Sommer früh um ſieben, im Winter um acht Uhr, und dauerte bis eilf Uhr; der Nachmittagsunterricht begann um zwei Uhr, und endigte ſich um ſieben Uhr. Eine Stunde vor dem Vormittagsunterricht mußten die Zöglinge angekleidet ſein, um aus ihren Schlafſälen in den Speiſeſaal zum Frühſtück geführt zu werden. Nach eingenommenem Frühſtück begaben ſie ſich parthienweiſe, jede Parthie in denjenigen Hörſaal, welchen ſie nach der Stundeneintheilung beſuchen mußte, und wo ſie den ganzen Vormittag blieb, wenn ſie nicht dazwiſchen zum Unterricht in andern Lehrſälen gehen mußte. Die Lehrſtunden dauerten, wie ſchon geſagt, bis eilf Uhr, eine Stunde vor dem Mittagſpeiſen, welches unabänderlich auf zwölf Uhr feſtgeſetzt war.

Sowohl bei dem Mittag- als bei dem Abendſpeiſen mußten die Zöglinge jederzeit in Uniform erſcheinen, und nachdem ſie ſich in der Freiſtunde von eilf bis zwölf Uhr angekleidet hatten, wurden ſie von ihren vorgeſetzten Officieren und Aufſehern in den unter dem Speiſeſaal gelegenen ſo genannten Rengierſaal geführt, daſelbſt nach ihren verſchiedenen Abtheilungen in Reihe und Glied geſtellt, ſodann von dem Intendanten der Akademie, oder gewöhnlich von dem Herzog ſelbſt, der faſt täglich dem Mittag- und Abendeſſen beiwohnte, inſpicirt. Nach beendigter Inſpection wurde von dem Rengierſaal aus unter der Anführung des Oberaufſehers in den Speiſeſaal marſchiert. In dieſen führten zwei Flügelthüren, durch beide wurde zugleich einmarſchiert, durch jede in einer doppelten Reihe, die eine links, die andere rechts längſt der gedeckten Tafeln, bis jeder Zögling an ſeinem Platz war. Nun wurde rechts- und linksum kommandiert, und nach-

dem ſich die Zöglinge, das Geſicht gegen die Tafeln gekehrt, geſtellt hatten, wurde auf das letzte Kommandowort: zum Gebet! von dem Zögling, an welchem die Reihe war, und welcher beim Einmarſch in den Speiſeſaal ausgetreten und ſich auf die zwiſchen den beiden Flügelthüren angebrachte Erhöhung geſtellt hatte, das vorgeſchriebene Tiſchgebet geſprochen. Nach dem Gebet durften ſich die Zöglinge nicht gleich ſetzen, ſie mußten in ihrer geraden Stellung ſtehen bleiben, bis ihnen der Herzog oder in ſeiner Abweſenheit der Intendant erlaubte, ſich zu ſetzen und zu eſſen, wo je für ſechs Zöglinge eine Schüſſel aufgetragen war. Nach dem Eſſen marſchierten ſie in derſelben Ordnung aus dem Speiſeſaal in ihre Schlafſäle, und nachdem ſie ihre Hauskleider angezogen hatten, begaben ſie ſich in Begleitung ihrer Aufſeher in den akademiſchen Garten, in welchem ſie zu allerlei körperlichen Uebungen, Springen, Ringen, Ballſpielen, Bauen ihrer Gärtchen, denn jeder Zögling hatte ſein eigenes, Gelegenheit hatten, ſeltener auf Spaziergänge außerhalb der Akademie, wie ſie denn auch nur zuweilen partienweiſe das Theater, und im Mai die damals ſplendide Meſſe beſuchen durften. Um zwei Uhr fingen die Lehrſtunden wieder an, und dauerten bis Abends um ſieben Uhr. In der Freiſtunde von ſieben bis acht Uhr kleideten ſich die Zöglinge zum Abendeſſen an, wobei wieder Alles wie beim Mittageſſen gehalten wurde. Um neun Uhr war die Zeit zum Schlafengehen. In jedem Schlafſaal ſchliefen zwei Aufſeher und ein Officier. Kein Zögling durfte über die geſetzte Zeit aufbleiben; ſo bald die Zöglinge zu Bette gegangen waren, mußte jede, zumal lärmende Unterhaltung aufhören. Es durfte außer dem Nachtlicht kein Licht gebrannt werden. Die Zöglinge ſollten gehörig ausſchlafen, um Morgens zur gehörigen Zeit aufſtehen zu können; nur diejenigen, die ſich als krank angaben, durften länger zu Bette bleiben, wurden aber ſofort auf eins der Krankenzimmer gebracht, wo ſie bis zu ihrer Geneſung verblieben.

Zur Durchführung und Handhabung dieſer Lebensordnung waren die Zöglinge in vier Abtheilungen geſchieden, eine für die adeligen, drei für die bürgerlichen, wovon die eine die Studierenden, die zweite die Kunſtbefliſſenen, die dritte die jüngern Zöglinge in ſich faßte. Jede Abtheilung hatte ihren eigenen Schlafſaal, ihre eigene Tafel in dem Speiſeſaal, und ihre eigenen Vorgeſetzten. Der Vorgeſetzten waren bei jeder Abtheilung fünf, ein Hauptmann, zwei Lieutenants, und zwei Aufſeher, letztere durchaus vormalige wackere Unterofficiere.

So wie die Aufseher den Lieutenants, so waren diese den Hauptleuten untergeordnet. Die Aufsicht über das Ganze führte der Intendant der Akademie, der Oberst und nachmalige General von Seeger, welchem ein Stabs-Officier von geringerem Rang, und ein Adjutant, Oberaufseher genannt, beigegeben war, letzterer ebenfalls ein Subalternen-Officier, dessen Functionen waren, dem Intendanten Rapport zu machen, seine Befehle an die Unterbehörden zu bringen, dem Speisen beizuwohnen, bei dem Einmarsch der Zöglinge in dem Speisesaal vorzumarschieren, das oben erwähnte Kommando dabei zu führen, zu unbestimmten Zeiten in dem Gebäude die Ronde zu machen, um nachzusehen, ob Alles in der gehörigen Ordnung sei, durch die Hörsäle und Lehrzimmer am Schlusse der Vorlesungen zu gehen, um nachzufragen, ob nichts ordnungswidriges während derselben vorgefallen, und von allem Wahrgenommenen dem Intendanten jedesmal vor dem Mittag- und Abendessen Rapport zu erstatten.

Daß bei dieser strengen Disciplin, und bei dieser, so zu sagen, allgegenwärtigen Aufsicht nicht leicht Excesse von Bedeutung vorfallen konnten, ist einleuchtend. Dagegen gab es desto öfter geringere Vergehen, sowohl in den Schlaf- und Hörsälen, als bei den Belustigungen im Garten, beim Baden, auf den Spaziergängen, im Theater u. s. w. Waren die Vergehen unbedeutend, so wurden sie von den Aufsehern und Lehrern blos gerügt, waren sie hingegen bedeutender, so wurden sie den vorgesetzten Officieren angezeigt. Diese, so wie auch die Lehrer, wenn sie während ihrer Vorlesungen vorgefallen, schrieben das Vergehen auf ein Blatt Papier, Billet genannt, das Billet wurde dem beschuldigten Zögling zugestellt, und dieser mußte es dann entweder dem Herzog selbst, oder in dessen Abwesenheit dem Intendanten, bei der Inspection in dem Rengiersaal vorzeigen. Der Vorzeiger des Billets wurde gefragt, ob die Beschuldigung wahr sei, seine Verantwortung angehört, und wenn er straffällig befunden worden, die Strafe diktirt. Die gewöhnliche Strafe für minder bedeutende Vergehen war das Karieren. Dieses bestand darin, daß der Zögling der Abendkost entbehren, und während die andern Zöglinge saßen und speisten, an seinem gewöhnlichen Platz stehend denselben zusehen mußte. Für bedeutendere Vergehen, wie Raufereien, Ungehorsam gegen die Vorgesetzten und Lehrer, Verspottungen oder Beleidigungen derselben u. s. w. wurden Stockschläge ad posteriora verfügt, welche jedoch selten Statt fanden. Die größte

Strafe war die Relegation, aber ich erinnere mich keines Falles, wo dieſe verfügt worden wäre. Außer dem Intendanten durfte Niemand eine Strafe diktiren, und auch dieſer nur in Abweſenheit des Herzogs, und bei leichtern Vergehungen. Schwerere Vergehungen zu beſtrafen, hatte ſich der Herzog vorbehalten, und ich weiß mich keines Falles zu entſinnen, wo die von ihm ausgeſprochene Strafe dem Vergehen nicht angemeſſen geweſen wäre.

Indeſſen kamen, wie leicht zu erachten, nicht alle Vergehungen der Zöglinge zur Kenntniß des Herzogs und des Intendanten. Von den leichtern wurden die meiſten von den Vorgeſetzten und Lehrern im Stillen gerügt, von andern bekamen dieſe, weil es unter den Zöglingen keine Verräther gab, keine Notiz, ja ſelbſt bedeutende und hochverpönte Vergehen blieben im Verborgenen, weil ſie mit Vorſicht und Schlauheit verübt wurden. So durften die Zöglinge weder Tabakrauchen, noch Tabakſchnupfen, ſie durften ſich keine Eßwaaren zubringen laſſen, und um der Uebertretung dieſer Verbote um ſo gewiſſer vorzubeugen, durften ſie kein Geld führen, ſondern was ſie von ihren Aeltern und Anverwandten bei ihren Beſuchen geſchenkt bekamen, mußten ſie an die Aufſeher abgeben, welche für die Verwendung zu ſtehen, und den Zöglingen Rechnung abzulegen hatten. Daß viele Zöglinge bei der Abgabe des Geldes an die Aufſeher nicht immer ganz gewiſſenhaft verfuhren, und mehr oder weniger zu unerlaubten Ausgaben zurückbehielten, läßt ſich leicht denken, es kam nur darauf an, daß die auf dieſe Art möglich gemachte Uebertretung jener Verbote nicht entdeckt wurde. So wurde bei den Sonntagsbeſuchen den Zöglingen von ihren Verwandten und Freunden manches Verpönte zugebracht; aber bei der Vorſicht, mit welcher es geſchah, war es kaum möglich, daß es bekannt wurde; ja es wurde ſogar Handel mit den verpönten Sachen getrieben, und zwar beſonders von einem ältern der Zöglinge, welcher, nachdem er das Herbeiſchaffen der verbotenen Dinge ſchon länger für ſich unentdeckt getrieben hatte, ſich ſeinen vertrauten Kameraden zu ihrer großen Freude zum Spediteur erbot. Er verſah ſich daher mit Allem, was von verbotenen Waaren verlangt werden mochte, mit Schnupf- und Rauchtabak, Knackwürſten, Hefenknöpfen, Backwerk ꝛc., welches Alles herbeizuſchaffen, er Abends bei Licht während der Vorleſungen eines kurzſichtigen Profeſſors zum hinterſten Fenſter des parterre gelegenen Hörſaales leiſe hinaus, und vor beendigter Vorleſung wieder herein-

ſtieg. Wir hießen ihn daher unter uns den Marquetender der Akademie, und weil er nie bei dieſem Wagſtück erwiſcht wurde, nannte ihn Schiller den Allmächtigen. So wurden die meiſten ſeiner Kunden insbeſondere heimlich Tabakſchnupfer, wenigere wagten auch zu rauchen. Aber um ſo ſtärker rauchte er ſelbſt, und um nicht entdeckt zu werden, rauchte er ſeine Pfeife meiſtens in einem Vorkamin des Schlafſaales, wobei er, wie er ſcherzend ſagte, im Sommer die Vorſicht brauchte, nicht zu ſtark zu dampfen, weil ihn der aus dem Schornſtein aufſteigende Rauch leicht verrathen könnte. Einen eigenen Spediteur dieſer Art hatten wir Mediciner an einem Krankenwärter, einem alten gutmüthigen Geſellen, welchen wir ganz für uns eingenommen hatten. In dem letzten Jahr unſeres Lehrkurſes nämlich hatten wir weniger Kollegien zu beſuchen, als in den erſten vier Jahren, und unſere freie Stunden mußten wir in den Krankenzimmern zubringen, um die daſelbſt befindlichen Kranken zu beobachten, den Aerzten bei ihren Beſuchen über den Zuſtand derſelben zu referiren, und über jeden ein Tagebuch zu führen. So wurden wir bald mit dem erwähnten Wärter vertraut, und ihm ſo lieb, daß er uns nichts abſchlagen konnte. Er ſchaffte uns daher Alles, was wir wünſchten, und weil das meiſte verbotene Waare war, ſo nannten wir die Würſte, Hefenknöpfe, Butterbrezeln ꝛc. Sünden, und wir durften ihm nur die Nummer nennen, womit wir jene Waaren bezeichneten, um ihn ſogleich zu verſtändigen, welche Sünde wir begehen wollten.

So viel in Rückſicht auf die Lebensordnung in der Akademie. Ich komme nun auf den Unterricht in derſelben, und es iſt nöthig, dabei etwas länger zu verweilen. Anfangs war, wie ſchon bemerkt, die Anſtalt nicht mehr, als was ihr Name beſagte, eine militäriſche Pflanzſchule zur Erziehung und Unterweiſung armer und verwaiſter Kinder, beſonders Soldatenkinder. Aber bald erweiterte ſich der Plan, es wurden auch Söhne von Officieren aufgenommen, und wie anfangs blos im Leſen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen ꝛc. Unterricht ertheilt wurde, ſo wurde jetzt auch Latein, Geometrie, Geographie, Geſchichte ꝛc. gelehrt. Allein auch dabei blieb der Herzog nicht ſtehen. Die militäriſche Pflanzſchule ſollte auch eine Vorbereitungsſchule für Studierende, ein militäriſches Gymnaſium werden, in welchem, wie in andern Gymnaſien, Alles gelehrt werden ſollte, was zur Vorbereitung auf die Univerſität erforderlich iſt.

Zu einem ſolchen militäriſchen Gymnaſium war die militäriſche Pflanzſchule ſchon vor ihrer Verſetzung nach Stuttgart geworden; aber bald wurde auch das Gymnaſium erweitert, es ſollte über mehrere wiſſenſchaftliche Gegenſtände Unterricht ertheilt werden, es wurden daher mehrere Lehrer angeſtellt, und da in eben dem Verhältniß, in welchem ſich die Anſtalt ſelbſt erweiterte, auch der Zudrang zu derſelben größer wurde, indem jetzt auch von den angeſehenſten Familien die Aufnahme ihrer Söhne nachgeſucht wurde, ſo nahm auch der Herzog daher Anlaß, die Anſtalt immer mehr ins Große zu treiben. Aus dem Gymnaſium ſollte eine Akademie werden, auf welcher, wie auf den Univerſitäten, Unterricht in den höhern Wiſſenſchaften gegeben werden ſollte, blos die Theologie und Medicin ausgenommen. Allein bald wurde auch die Medicin in den Kreis gezogen, und es wurden ſofort fünf Fakultäten angeordnet, eine juridiſche, eine kameraliſtiſche, eine mediciniſche, eine militäriſche und eine philoſophiſche. Für jede Fakultät wurden nach den Verzweigungen der Wiſſenſchaft mehrere Lehrer angeſtellt, die Lehrer hielten ihre Vorleſungen, wie die Lehrer auf den Univerſitäten, und wenn die Akademie ſchon deßwegen den Namen einer Univerſität verdiente, ſo verdiente ſie dieſen Namen noch weit mehr, indem ſie nicht nur zugleich ein Gymnaſium für diejenigen Zöglinge, die ſich zu den höhern Studien vorbereiteten, ſo wie auch eine Trivialſchule für jüngere Kinder, denn ſchon Kinder von ſechs und ſieben Jahren wurden in die Akademie aufgenommen, blieb, ſondern auch eine Schule für Künſtler, Muſiker, Maler, Bildhauer und Kupferſtecher war. So erhielt die Anſtalt zuletzt einen Umfang, wie ihn zuvor nie eine Erziehungs- und Unterrichtsanſtalt gehabt hat, und vielleicht nie eine mehr haben wird. Außer in der Theologie wurde nicht nur in allen Wiſſenſchaften und Künſten Unterricht ertheilt, ſondern es fehlte auch nicht an Gelegenheit, reiten, fechten, tanzen, ja ſogar exercieren zu lernen, da die dazu erforderlichen Gewehre in beträchtlicher Anzahl vorhanden waren. Auf den erſten Anblick hat allerdings eine Anſtalt von ſolchem Umfang etwas Abentheuerliches; aber es iſt nur das Ungewöhnliche, was ihr dieſes Anſehen gibt. Sie leiſtete Alles, was ihr Stifter bezweckte. Ausgezeichnete Gelehrte, wie Cüvier, große Dichter, wie Schiller, große Künſtler, wie Dannecker, treffliche Officiere, wie Oberſt von Müller, gingen aus ihr hervor, und auch die Hauptabſicht des Herzogs, ſich ſeine Staatsbeamten ſelbſt zu bilden, um zu

beurtheilen, wozu jeder am beſten zu brauchen ſei, blieb nicht unerreicht. Noch zu ſeinen Lebzeiten waren die meiſten Stellen bereits von ſeinen Zöglingen beſetzt, und nach ſeinem Tode ließen ſeine Nachfolger ſie nicht nur an ihren Stellen, ſondern ſie beförderten ſie auch zu höhern, ja ſelbſt die meiſten ihrer Miniſter waren Zöglinge der Karls-Hohenſchule.

Was den Unterricht ſelbſt betrifft, ſo hatten die Profeſſoren bei ihren Vorträgen volle Freiheit. Es war ihnen nicht, wie zu unſerer jetzigen Zeit, vorgeſchrieben, was und wie ſie lehren ſollten. Nur das Fach, das ihnen zugewieſen war, war beſtimmt, und keiner durfte in ein anderes übergreifen, wie das auf andern Univerſitäten der Fall iſt, — eine weiſe Verordnung, da dieſes Verbot das ſicherſte Mittel iſt, dem in mehreren Beziehungen ſo nachtheiligen Rivaliſiren der Profeſſoren zu begegnen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle Profeſſoren und Lehrer, welche nach und nach an der Akademie angeſtellt worden, namhaft machen wollte. Im Ganzen war der Herzog bei der Wahl derſelben glücklich, und vielleicht glücklicher, als bei der Wahl der vorgeſetzten Officiere und Aufſeher, in der Folge Hofmeiſter genannt. Indeſſen waren doch bei allen Fakultäten einzelne, welche ihren Platz nicht ganz ausfüllten. Ich nenne dieſe Perſonen nicht, obſchon die meiſten längſt geſtorben ſind; aber um ſo lieber nenne ich einige der ausgezeichneteren, wie z. B. den Hofrath Reuß in der juridiſchen, den Hofrath Stahl in der kameraliſtiſchen, die Profeſſoren Cunsbruch, Klein und Reuß in der mediciniſchen, den noch lebenden Oberſt Röſch in der militäriſchen, die Profeſſoren Schott und Abel, und den Magiſter Moll in der philoſophiſchen Fakultät. Sie waren alle eben ſo wackere Männer, als ausgezeichnete Gelehrte. Ihre Vorträge waren gründlich, klar, ja, wie die Vorträge des Profeſſors der Geſchichte Schott, ſelbſt beredt. Ein eigentliches Genie unter den Lehrern war der Lehrer der höhern Mathematik, der Magiſter Moll, aber dabei ein großer Sonderling, der nie in Stuttgart zu Mittag aß, beinahe mit Niemand umging, und wie der gemeinſte Handwerker gekleidet war, weßwegen er vermuthlich auch nie zum Profeſſor ernannt wurde. — Auf eine andere Art eigen war der Profeſſor der Philoſophie Abel. Von Figur klein und etwas dick, war er äußerſt beweglich, ſtellte ſich bei ſeinen Vorträgen ſelten auf den Katheder, ſondern lief mit ſchnellen Schritten im Hörſaal

auf und ab, wie er denn eben dieſer Beweglichkeit wegen in ſeinen Vorträgen etwas weitläuftig war. Uebrigens war er ein Mann von dem vortrefflichſten Charakter, und vielleicht der beliebteſte von allen Profeſſoren. Es iſt derſelbe Abel, der in der Biographie Schillers als einer ſeiner vorzüglichſten Freunde aufgeführt iſt. — Von den Profeſſoren der juriſtiſchen, kameraliſtiſchen und militäriſchen Fakultät kann ich nichts Beſonderes ſagen, weil ich als Mediciner zu wenig mit ihnen in Berührung kam. Um ſo näher bekannt war ich mit den Profeſſoren der mediciniſchen Fakultät Reuß, Klein und Cunsbruch. Reuß las Naturgeſchichte, Chemie, Pharmacie und Arzneimittellehre, ein ernſter trockener Mann, aber gründlich gelehrt in ſeinen Fächern, und zugleich ein ſehr guter praktiſcher Arzt, und eben deßwegen auch als Akademie-Arzt angeſtellt. Klein lehrte Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe, alle drei Penſa vortrefflich, denn er war einer der geſchickteſten der damals lebenden Anatomen, und ein eben ſo guter theoretiſcher als praktiſcher Chirurg und Geburtshelfer; auch war er zugleich Leibchirurg des Herzogs, der ihn nicht nur wegen ſeiner Geſchicklichkeit, ſondern auch wegen ſeines geraden, treuherzigen, echt ſchwäbiſchen Charakters hochſchätzte, weßwegen er ihn auch immer auf ſeinen Reiſen begleiten, und nicht nur den Arzt, ſondern auch den Kaſſier, ja manchmal ſelbſt den Quartiermacher machen mußte. Cunsbruch las Phyſiologie, Pathologie, Semiotik und Therapie, und ſeine Vorleſungen waren eben ſo angenehm als inſtructiv. Er war ein Mann von dem beſten Charakter, heiter, wohlwollend, dienſtfertig, und dabei ein trefflicher Geſellſchafter wegen ſeines natürlichen, ungeſuchten und oft feinen Witzes. Als praktiſcher Arzt war er einer der beliebteſten und geſuchteſten Aerzte in der Stadt. Auch uns Studierenden war er ſehr lieb, er war nicht blos unſer Lehrer, ſondern auch unſer Freund, und ob ich gleich in der Folge weniger mit ihm in Berührung blieb, als meine Mitſchüler, ſo konnte ich mich doch bei jeder Gelegenheit überzeugen, daß er bis ans Ende ſeines Lebens mein wahrer Freund und Gönner geblieben iſt.

Ehe ich weiter fortfahre, muß ich noch zweier fremder Profeſſoren gedenken, welche von Tübingen nach Stuttgart berufen wurden, um philoſophiſche Kollegien, der eine theoretiſche Philoſophie und Aeſthetik, der andere Logik und Metaphyſik, zu leſen, die Profeſſoren Böck und Plouquet. Abel las zwar dieſe Penſa auch, aber ſein

TAYLOR INST. OXF

Hauptfach war Moralphiloſophie. Sie wurden beide nur auf ein Jahr engagirt, und zuerſt kam Böck, ein Mann von mittlerer Größe, hager, von blaßgelber Geſichtsfarbe, langer gebogener Naſe, und in ſeiner Haltung etwas vorwärts gebückt. Seine Stimme war zwar etwas ſchwach, aber doch laut genug, um ihn zu verſtehen, zumal wenn er, was bei ſeiner Lebhaftigkeit öfters geſchah, in Affekt kam. Seine Vorträge hatten ſämmtlich das Gepräge eines ſelbſtdenkenden Philoſophen, und man hörte ſie, weil er ſehr gut ſprach, gern, zumal ſeine äſthetiſchen Vorleſungen, wo er die Stellen aus Klopſtocks Meſſias und anderen unſerer beſten Dichter der damaligen Zeit ſehr gut deklamierte. Am Schluſſe ſeiner Vorleſungen ſchrieb er eine Diſſertation: de perfectibilitate sensuum externorum, welche unter ſeinem Vorſitz von ſeinen Zuhörern öffentlich vertheidigt wurde, in ſehr ſchönem Latein; auch war ihm aufgetragen, die bei der Stiftungsfeier der Akademie gewöhnliche Rede zu halten, in welcher er ſich auch als deutſcher Schriftſteller vortheilhaft auszeichnete.

Schon vor ſeiner Rückreiſe nach Tübingen war Bloucquet angekommen, bekanntlich einer der berühmteſten Philoſophen ſeiner Zeit, aber ein Mann von der ſonderbarſten Art, ſowohl in ſeinem Aeußern, als in ſeinem Benehmen. Alles war an ihm dick, ſein Kopf, ſein Hals, ſein Bauch, ſeine Arme und Beine. Er war gekleidet, wie unſere heutigen maſſiven Bierbrauer, nur daß er eine Stutzperücke trug, die gewöhnlich etwas ſchief aufgeſetzt war. Seine Stimme war rauh, ſeine Sprache mehr die Sprache eines Handwerkers als eines Gelehrten, und wie wenig die Philoſophie bei ihm in's Leben übergegangen, zeigte ſeine Art ſich zu benehmen, ſowohl auf dem Katheder als auch anderwärts, ſelbſt bei Hofe an der herzoglichen Tafel. Indeſſen ließ ſeine Celebrität dieſes Alles vergeſſen, und beſonders überſah ihm der Herzog auch die größten Gemeinheiten und Ungezogenheiten, welche er ſich gewöhnlich an der Tafel, zu welcher er faſt täglich geladen war, gegen ihn erlaubte, ja er ergetzte ſich vielmehr an denſelben ungefähr ſo, wie ſich in frühern Zeiten die Fürſten an den Schwänken ihrer Hofnarren ergetzten. So wurde er, um nur ein einziges Beiſpiel anzuführen, einſt an der Tafel von dem Herzog gefragt, ob er der Verfaſſer einer damals viel Aufſehen erregenden Broſchüre: der Lumpenſpiegel, ſei? Bloucquet bejahte die Frage, und wie er ſah, daß ſich der Herzog darüber verwunderte, fügte er hinzu, daß er nach ſeiner Rückkehr nach Tübingen geſonnen ſei, noch

einen zweiten Theil zu schreiben, weil er während seines Aufenthalts in Stuttgart auch noch manche Lumpen aus den höhern Ständen habe kennen lernen, die eine eigene Species ausmachen. Indessen verminderte sich das Wohlgefallen des Herzogs an seinen Ungezogenheiten je länger je mehr; er wurde seltener zur Tafel gezogen, und er fiel zuletzt völlig in Ungnade. Die wahrscheinliche Veranlassung dazu war folgende: Der Herzog hatte ihm nämlich aufgetragen, eine Charakteristik von ihm zu schreiben, und da er sich dazu verstanden hatte, sagte ihm der Herzog: „Aber wohlgemerkt, Herr Professor, „ganz unpartheiisch, ich sage, ganz unpartheiisch." — „Daran soll „es nicht fehlen," erwiederte Ploucquet, „wenn die Charakteristik „nur nicht zu unpartheiisch ausfällt." Ploucquet übergab die Charakteristik; wie sie ausgefallen, ist nicht bekannt worden. Aber das Benehmen des Herzogs gegen ihn bewies, daß er in Ungnade gefallen, und da eben das Jahr, auf welches er engagirt worden, zu Ende war, verließ er Stuttgart eben so ohne Sang und Klang, wie er vormals seine Pfarrei im Würtenbergischen Oberland, wo er sich unter andern Ungebührlichkeiten auch die erlaubt haben soll, daß er den Sonntag auf die Mittwoch verlegen wollte, verlassen hatte, und als Diakonus nach Freudenstadt versetzt wurde.

Von der Schilderung der bedeutendern an der Akademie angestellten Lehrer kehre ich wieder zu dem Unterricht selbst zurück. Wie derselbe bei der juridischen, kameralistischen und militärischen Fakultät und bei den Künstlern beschaffen war, kann ich als Mediciner nicht genau angeben, nur von dem medicinischen und dem allen Zöglingen gemeinschaftlichen Religionsunterricht kann ich etwas Näheres sagen.

Was zuvörderst den medicinischen Unterricht betrifft, so war sowohl für den theoretischen, als auch für den praktischen, nicht nur durch die gute Wahl der Professoren, sondern auch durch die dazu getroffenen Anstalten genugsam gesorgt. Zwar fehlte es für den praktischen Unterricht an einem eigenen botanischen Garten, an einem eigenen chemischen Laboratorium und an einer Anstalt für die Klinik, blos für die Anatomie war ein eben so gut eingerichtetes, als reichlich mit Kadavern versehenes Lokal vorhanden, und ein ausgezeichneter Prosektor, Namens Morstadt, angestellt. Indessen gebrach es doch auch für den praktischen Unterricht in der Botanik, Chemie und Pharmacie, und für den klinischen Unterricht, nicht an für die

damalige Zeit hinlänglicher Gelegenheit. Zum Unterricht in der Botanik diente, außer den botanischen Exkursionen, der in der Nähe des Akademiegebäudes gelegene öffentliche botanische Garten, an welchem einer der ausgezeichnetsten praktischen Botaniker, der Garteninspector Martini, angestellt war, welcher den Professor Gmelin von Tübingen, den sogenannten petersburger Gmelin, auf seiner botanischen Reise nach Sibirien begleitet hatte, und dem Herzog auf einer Reise in die Schweiz von dem berühmten Haller empfohlen worden war, ein schon bejahrter, unscheinbarer, gar nichts aus sich machender, und eben daher dem seine Leute sonst sehr gut kennenden Herzog blos als simpler Inspector des botanischen Gartens bekannter Mann. — Zum praktischen Unterricht in der Chemie und Pharmacie diente die Hofapotheke, wohin wir geführt wurden, so oft Processe, die für uns instructiv waren, daselbst vorkamen. — Zum klinischen Unterricht endlich dienten theils die Kranken in der Akademie selbst, theils die Kranken in den städtischen Krankenhäusern, zu denen uns die Gefälligkeit der sie besorgenden Aerzte den Zutritt gestattete. Diejenigen Mediciner, welche sich vorzüglich der Chirurgie und der Geburtshülfe zu widmen gesonnen waren, begaben sich nach vollendetem Lehrkurs in der Akademie nach Straßburg, wo bekanntlich damals die vorzüglichsten Anstalten dazu vorhanden waren.

Was den Religionsunterricht in der Akademie betrifft, so waren für denselben zwei eigene Geistliche angestellt, der eine für den dogmatischen, der andere für den historischen Theil. Der letztere war zugleich Akademieprediger, und ich darf hier nicht unbemerkt lassen, daß diese Stelle auch eine Zeitlang von dem nachmals so berühmt gewordenen Lehrer der Theologie auf der Universität Göttingen Plank bekleidet war. Der Unterricht in der katholischen Religion war, wie der Unterricht in der reformirten dem reformirten Stadtpfarrer in Kanstadt, den Geistlichen an der herzoglichen Hofkapelle anvertraut. In der Akademiekirche wurde an allen Sonn- und Feiertagen Vormittags Predigt gehalten, welcher alle Zöglinge mit ihren Vorgesetzten beiwohnen mußten. Mit den jüngern Zöglingen wurde in eigen dazu bestimmten Stunden katechisirt, zwei Mal im Jahr kommunicirt, und keiner von den konfirmirten Zöglingen durfte sich von der Kommunion ausschließen. Die Katechisationen wurden, wie damals überall, nach dem lutherischen Katechismus gehalten. Die beiden Religionslehrer waren strenge Orthodoxen,

aber gelehrte, und auch wegen ihres Charakters in hoher Achtung ſtehende Männer.

Ferien gab es in der Akademie nicht wie auf andern Univerſitäten. Da die Zöglinge, außer unter ganz beſondern Umſtänden, keine Beſuche außerhalb derſelben machen, und in der Regel nur am Sonntage Nachmittags Beſuche von den ihrigen annehmen durften, ſo wurden auch die Vorleſungen das ganze Jahr hindurch ununterbrochen fortgeſetzt bis vierzehn Tage vor der Stiftungsfeier der Akademie, welche auf den ein und zwanzigſten December fiel und die einzige große Feierlichkeit war, welche in der Akademie ſtatt fand. Während jener vierzehn Tage wurden die öffentlichen Prüfungen der Zöglinge vorgenommen, ſowohl in den Wiſſenſchaften, als auch in den Künſten. Die Zöglinge wurden in allen Zweigen derſelben, gewöhnlich in Gegenwart des Herzogs ſelbſt, unter freiem Zutritt der Väter der Zöglinge, und öfters auch mit Zuziehung auswärtiger Gelehrten, von ihren Lehrern examinirt; die Kunſtbefliſſenen mußten die ihnen aufgegebenen Arbeiten gefertigt haben, welche dann von ihren Lehrern gemeinſchaftlich beurtheilt wurden. Die Stunden für die Prüfungen waren genau beſtimmt, und Abends nach dem Nachteſſen wurden die Reſultate derſelben und die Namen der Individuen, welche nach dem Urtheil der Lehrer die erſten, und des für jedes Fach beſtimmten Preiſes würdigſten waren, von dem Sekretär der Akademie verleſen. Nach Beendigung der Prüfungen hielt der Herzog in dem Speiſeſaal, wo außer dem Hof, auch die Aeltern und Anverwandten der Zöglinge Zutritt hatten, nach dem Abendeſſen eine Rede, in welcher er über den Erfolg der Prüfungen, ſo wie überhaupt über den Zuſtand der Akademie, ſprach, ſich des Gedeihens derſelben erfreute, die Zöglinge, welche ſich bei den Prüfungen vorzüglich ausgezeichnet hatten, unter Nennung ihrer Namen lobte, die minder gut beſtandenen tadelte, und ſeine Hoffnungen für die Zukunft verkündigte.

Der Stiftungstag der Akademie ſelbſt wurde auf das Feierlichſte begangen. Die Feier begann mit einer in der Akademiekirche von dem herzoglichen Oberhofprediger, in der katholiſchen Hofkapelle eine Stunde früher von dem erſten Geiſtlichen derſelben gehaltenen Predigt, und beiden Predigten wohnte der Herzog bei. Nach der Predigt begaben ſich die Zöglinge in ihre Schlafſäle, verweilten da bis zum Mittagſpeiſen, welches wie gewöhnlich abgehalten wurde. Hierauf begaben ſie ſich wieder in ihre Schlafſäle zurück, wo ſie blieben,

bis die Stunde zum Abmarsch in den großen Rengiersaal gekommen war, wo sie mit ihren Vorgesetzten und Lehrern die Ankunft des Herzogs erwarteten. Vor dem Platz, welchen der Herzog mit seinem Gefolge einnahm, stand eine lange Tafel, auf welcher die Preise und Orden, die ausgetheilt werden sollten, in gehöriger Ordnung gelegt waren, auf der andern Seite der Tafel standen die Zöglinge mit ihren Vorgesetzten und Lehrern. Nun kam der Herzog, in die Uniform der vorgesetzten Officiere gekleidet, mit seinem Gefolge, und nachdem er sich mit demselben niedergesetzt hatte, trat der Professor, der die Rede zu halten hatte, hervor, stellte sich dem Herzog an der Fronte der Zöglinge gegenüber und begann zu sprechen. Nach beendigter Rede begab sich der Herzog an das eine Ende der Tafel, ihm zur Seite der Intendant der Akademie und an das andere der Sekretär der Akademie. Dieser las die Namen der Zöglinge, denen Preise zuerkannt worden, der Reihe nach ab, der Intendant nahm den bestimmten Preis von der Tafel, übergab ihn dem Herzog, und der Herzog dem auf den Aufruf hervortretenden Zögling, welcher nach Empfang desselben dem Herzog den Rock küßte und sich dann an seinen Platz zurückbegab. Die Preise bestanden in silbernen Medaillen mit dem Bildniß des Herzogs auf der einen, und einem passenden Emblem auf der andern Seite, etwa fünf Gulden am Werth, und lagen in einer Kapsel von rothem Saffian, auf dem Deckel mit einem verschlungenen doppelten goldenen C verziert. Der akademische Orden war ein goldenes, braun emaillirtes Kreuz, auf welchem wiederum ein doppeltes goldenes C eingeschmelzt war. Um mit dem Orden dekorirt zu werden, mußte der Zögling in demselben Jahre acht Preise erhalten haben, und bekam er im folgenden Jahre wieder so viele, so durfte er das Ordenskreuz am Halse tragen, und erhielt zugleich einen ebenfalls mit dem doppelten C gezierten, auf der linken Seite der Brust aufgenähten silbernen Stern. Auch wurden die Ordensritter dadurch ausgezeichnet, daß sie beim Speisen an einer eigenen Tafel saßen und einen eigenen Schlafsaal hatten. Den Schluß der Feierlichkeit machte eine glänzende Tafel in dem akademischen Speisesaal, an welcher auch die anwesenden Väter der Zöglinge Theil nahmen, während andere Personen theils die Tische umgaben, theils von der Gallerie aus sich des rührenden Anblicks des Herzogs, des Vaters seiner Zöglinge, erfreuten.

Mit dieser Feier des Stiftungstages wurden auch die auf fünf

Jahre festgesetzten Lehrkurse bei den Fakultäten geschlossen. Die Zöglinge, welche dieselben vollendet hatten, wurden aus der Akademie entlassen, die Fremden kehrten in ihr Vaterland zurück, die Einheimischen wurden entweder sogleich im Staatsdienst oder als Officiere angestellt, oder wenn in dem Augenblick keine Stellen für sie offen waren, einstweilen unter der Versicherung einer baldigen Anstellung, ja selbst mit einer kleinen Pension begnadigt, ihren Familien zurückgegeben. So wurden mehrere Zöglinge gleich nach ihrem Austritt aus der Akademie zu Sekretären bei der Regierung oder der Finanzkammer und andern Behörden, ja einige sogar als Regierungs- und Finanzräthe, angestellt, was bei ihrem jugendlichen Alter allerdings befremdend war, und insbesondere den Landleuten, welche bei der Regierung oder der Finanzkammer etwas nachsuchten, dergestalt auffiel, daß einmal ein Bauer, wie er zwei solche junge Regierungsräthe durch das Sekretariatszimmer in den Sitzungssaal gehen sah, einen der Sekretäre fragte, wer denn die beiden jungen Herren seien, und auf die Antwort, es seien Regierungsräthe, erwiederte, in dem Sessionssaal würden doch wohl an den Fenstern eiserne Stäbe angebracht sein, damit die jungen Herren, wenn sie hinaussähen, nicht hinaus fallen.

Nach der Entlassung aus der Akademie war es Sitte, daß die Zöglinge ihre Aufwartung bei dem Herzog machten, um ihm für die ihnen während ihres Aufenthalts in derselben genossenen Wohlthaten zu danken. Sie wurden alle sehr gnädig von dem Herzog aufgenommen, und selten versäumte er, ihnen einzeln die väterlichen Lehren zu wiederholen, welche er ihnen oft in der Akademie öffentlich gegeben hatte. Besonders erfreute er sich der Dankbarkeit der Ausländer, und wie gerührt er war, wenn er sah, daß der Dank ihnen aus dem Herzen kam, mag folgende Anekdote beweisen. Unter mehreren Schweizern, welche in der Akademie studierten, war auch einer Namens de Bons. Er war einer der gutmüthigsten und fleißigsten seiner Landsleute, und wie er nach seinem Austritt aus der Akademie dem Herzog dankte, ergriff er seine Hand, und anstatt sie zu küssen, drückte er sie ihm derb auf echte Schweizerart. An der Abendtafel sagte der Herzog seinen Tischgenossen, daß ihm am heutigen Morgen etwas begegnet sei, was ihm eine Freude gemacht habe, wie er selten eine gehabt habe, die Gesellschaft sollte rathen, welche? Die Gäste schwiegen, und nun sagte der Herzog, einer seiner Zöglinge aus der

Schweiz habe die Akademie verlaſſen und heute früh beim Abſchied habe er ihm die Hand ſo derb gedrückt, daß er es mehrere Stunden lang geſpürt habe, nur der herzlichſte Dank könne ſich gegen einen Fürſten auf eine ſolche Art ausſprechen, und daher rechne er dieſe Dankbezeugung ſeines Zöglings zu den angenehmſten Vorfällen in ſeinem Leben.

Ich habe ſchon erwähnt, daß die mediciniſche Fakultät ſpäter, als die andern, errichtet worden. Vor ihrer Errichtung ſtudierte ich, wie mein Bruder und die meiſten Zöglinge, welche ſich dem gelehrten Stand gewidmet hatten, Jurisprudenz, und ich hatte ſchon bereits das Naturrecht, die Rechtsgeſchichte und einen Theil des römiſchen Rechts gehört, als die Zöglinge gefragt wurden, welche von ihnen Luſt zum Studium der Medicin hätten. Unter denen, die ſich dazu meldeten, war auch ich und Schiller, welcher ſich ebenfalls dem Studium der Jurisprudenz gewidmet hatte, und noch fünf andere. Die Beweggründe zu dieſer Veränderung des Studiums waren nicht bei allen dieſelben. Nur drei, mein noch lebender bewährter Freund, der Medicinalrath Plieninger in Stuttgart und noch zwei andere meldeten ſich aus wahrer Luſt zum Studium der Medicin, die zwei übrigen meldeten ſich, weil ihre Väter Aerzte und ſie gleichſam Erbärzte waren; bei Schiller und mir war der Beweggrund nicht ſowohl Widerwillen gegen das Studium der Jurisprudenz und Vorliebe für das Studium der Medicin, als unſere Neigung zur Dichtkunſt, der wir ſchon damals, Schiller durch lyriſche und dramatiſche Verſuche, ich durch Lieder, Balladen und Romane, zu genügen anfingen. Natürlich raubten uns dieſe Verſuche einen großen Theil der Zeit, welche wir dem Studium der juridiſchen Wiſſenſchaften hätten widmen ſollen. In den Vorleſungen dachten wir mehr an unſere dichteriſchen Plane, als an das, was wir vom Katheder herab hörten, wir blieben daher hinter unſern Kameraden zurück und zwar dergeſtalt, daß es einem Profeſſor nicht übel genommen werden konnte, wenn er einen unſerer Kameraden fragte, ob es uns an Gaben fehle, oder ob es blos Faulheit ſei, daß wir nichts lernen. So zurückgeblieben in unſern juridiſchen Studien, konnten wir natürlicherweiſe das Verſäumte nicht mehr leicht einbringen, wir entſchloſſen uns daher zum Studium der Medicin, mit dem Vorſatz, dieſes neu gewählte Studium ernſter zu treiben, als das verlaſſene Studium der Jurisprudenz, und wir glaubten, dieſen Vorſatz um ſo eher

ausführen zu können, da uns die Medicin mit der Dichtkunſt viel näher verwandt zu ſein ſchien, als die trockene poſitive Jurisprudenz. Allein auch als Mediciner konnten wir das Dichten nicht laſſen, nur die Anatomie trieben wir mit Fleiß, weil hier der Unfleiß mehr in die Augen fiel, die übrigen Studien trieben wir nur mit halbem Intereſſe, und wir würden hier eben ſo zurückgeblieben ſein, wie in unſern juriſtiſchen Studien, wenn uns nicht der Gedanke, daß das Studium einer ſogenannten Brodwiſſenſchaft doch die Hauptſache und abermals umzuſatteln eine Schande ſei, zu dem Entſchluſſe gebracht hätte, das Dichten bis nach Beendigung des mediciniſchen Studiums zur Nebenſache in unſern müßigen Stunden zu machen. Bei Schiller wirkte zur Ausführung dieſes Entſchluſſes ſein feſter Charakter, bei mir der Eindruck, welchen die uns vom Profeſſor Cunsbruch mitgetheilten Hefte des vormaligen Profeſſors Brendel in Göttingen, deſſen Schüler er war, auf mich gemacht hatten. Das Leſen dieſer Hefte machte mir das Studium der Medicin auf einmal lieb, und von nun an war es auch der einzige Gegenſtand meiner Beſchäftigung. Nicht nur hörte ich jetzt alle Vorleſungen mit der größten Aufmerkſamkeit, ſondern ſtudierte auch für mich ſelbſt mit großem Eifer Hallers Phyſiologie, Platners Anthropologie, Sydenhams und Friedrich Hofmanns Werke, vorzüglich aber van Swiekens Commentarien über die Boerhave'ſchen Aphoriſmen und noch mehrere andere Schriften, welche uns unſere Lehrer zum Selbſtſtudium beſonders empfohlen hatten. Dagegen wurde das Dichten beinahe ganz aufgegeben, nur zuweilen und bei ganz beſondern Gelegenheiten verfertigte ich einige Kleinigkeiten, z. B. eine Ode auf die Wiedergeneſung unſeres Intendanten von einer gefährlichen Krankheit, welche auch gedruckt wurde. Erſt in dem letzten Studienjahr, wo wir weniger Vorleſungen zu beſuchen hatten und unſere meiſte Zeit auf den Krankenzimmern zubrachten, benutzte ich dieſe Muße wieder mehr zu poetiſchen Arbeiten und insbeſondere zur Fortſetzung eines mir am meiſten am Herzen liegenden Romans, bis zwei Monate vor den öffentlichen Prüfungen, zu welchen ich mich, unter gänzlicher Hintanſetzung aller poetiſchen Arbeiten, vorbereitete. Wirklich beſtand ich in allen Prüfungen ganz gut, und bei der Preisaustheilung am Stiftungstag ging auch ich nicht leer aus, zur großen Freude meiner Aeltern, welche auf dieſe Auszeichnung einen größern Werth legten, als ich ſelbſt.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß unſere Lehrer insgeſammt dem damals herrſchenden Boerhave'ſchen Syſtem huldigten, oder ſogenannte Humoralpathologen waren. Natürlich ging es uns, wie allen Anfängern, die, ehe ſie nicht ſelbſt denken und prüfen, in **verba magistri** ſchwören und Alles, was ihnen die Lehrer vorſagen, für heilige Wahrheit halten. Indeſſen hatten mich — denn ich ſpreche jetzt blos von mir — ſchon die Brendel'ſchen Hefte auf die Einſeitigkeit und die Mängel der Boerhave'ſchen Lehre aufmerkſam gemacht, und wie ich weiterhin die Lehren Stahls und Cullens kennen lernte, war ich nahe daran, ein Abtrünniger oder gar ein Gegner des Boerhave'ſchen Syſtems zu werden, wenn nicht einerſeits die Achtung vor meinen Lehrern, und andererſeits das Glück ihrer Praxis mich davon abgehalten hätten. Gleichwohl konnte ich ihnen meine Zweifel nicht verhehlen und wo ich Gelegenheit hatte, meine Ueberzeugung, daß die Nerven, wenn nicht eine größere, doch gewiß eine eben ſo große Rolle in den Krankheiten ſpielen, als die Säfte, auszuſprechen, that ich es, und da ich ſah, daß meine Anſichten, beſonders von Gunsbruch, wohlwollend und ſelbſt beifällig aufgenommen wurden, ſo ging ich immer weiter, ich ſprach ſie auch ſchriftlich in einer Abhandlung: **de causis morborum**, aus, wo ich nicht blos die Nerven, ſondern auch die Seele eine Rolle in den Krankheiten ſpielen ließ. Am Schluſſe der zwei letzten Studienjahre mußte nämlich von den Zöglingen eine ſogenannte Probeſchrift vorgelegt werden, die, wenn ſie den Beifall der Lehrer erhalten hatte, gedruckt wurde. Begreiflich erhielt meine Schrift den Beifall der Lehrer nicht, ſie fanden in derſelben Stahl'ſche Grundſätze, hielten ſie nicht für würdig, gedruckt zu werden, ſie wurde mir daher durch den Oberaufſeher zurückgegeben und zu meiner deſto größern Beſchämung mußte ich von ihm vernehmen, die Schrift ſei zwar recht ſchön und zierlich geſchrieben, aber ſo ganz gut müſſe ſie doch nicht ſein, weil ſonſt Seine Herzogliche Durchlaucht erlaubt haben würde, daß ſie ebenfalls gedruckt werde, wie mehrere andere. — Wie ich hierauf von den Lehren der Humoralpathologie immer weiter abgegangen, wie ich ſofort ein Nervenpatholog und dann ein Brownianer geworden, welchen Einfluß die Naturphiloſophie auf meine Anſichten und Grundſätze gehabt hat, und wie ich mir zuletzt mein eigenes, bis jetzt beibehaltenes und in meiner Praxis befolgtes Syſtem gebildet habe, werde ich in der Folge anzugeben Gelegenheit finden. Ich verlaſſe daher dieſen Gegenſtand,

und gehe zu der Darstellung der Verhältnisse der Zöglinge zu ihren Vorgesetzten und Lehrern und zu einander selbst über.

Anlangend das Verhältniß der Zöglinge zu ihren Vorgesetzten und Lehrern, so war es eine Hauptmaxime des Herzogs, sie auf alle Weise liberal zu behandeln. Das Muster dieser Behandlung gab der Herzog selbst. Wie er die Zöglinge stets seine Söhne nannte, so behandelte er sie auch als ein wahrer Vater; auch wenn er sie strafte, ja sogar wenn sie sich Ungebührlichkeiten gegen ihn selbst erlaubten, vergaß er den Fürsten und Herrn und ahndete die gegen ihn begangenen minder, als die gegen andere Personen. Um zum Beweis dessen nur einige Beispiele anzuführen, so war ich, als er einst unvermuthet in den Schlafsaal trat, nicht sogleich von meinem Schreibtisch aufgestanden. Wohlverdientermaßen erhielt ich für diese Ungezogenheit von ihm eine Maulschelle, aber er sagte, wie er sie mir gab: „Diese Maulschelle empfängt Er, weil ich der Herzog bin; hätte Er die Ungezogenheit gegen einen Meiner Generale oder Geheimräthe begangen, dann hätte Er sehen sollen, was geschehen wäre.“ Diesem Beispiel füge ich noch ein zweites, mich ebenfalls betreffendes, bei. Der Herzog hatte zunächst an dem gemeinschaftlichen Speisesaal auch für sich ein Speisezimmer einrichten lassen, in welchem er fast täglich Abendtafel hielt. Zu dieser Abendtafel wurden, nebst einem Paar Generalen und Geheimräthen, abwechselungsweise einige unserer Vorgesetzten und Professoren eingeladen. Aber neben der herzoglichen Tafel war auch eine Tafel für akademische Zöglinge gedeckt, die vor dem Abmarsch aus dem Rengiersaal in den Speisesaal von dem Herzog genannt wurden und deren gewöhnlich acht waren. Nachdem abgespeist war, wurden die Zöglinge zu einem wissenschaftlichen Diskurs von dem Herzog aufgefordert, an welchem gewöhnlich auch er selbst Antheil nahm. So war auch ich einst von den acht, und als auf die Aufforderung des Herzogs, daß wir einen Diskurs anfangen sollten, keiner von uns den Anfang machen wollte, stellte ich an den Zögling Bregenzer die Frage, ob Bregenzer nach der zweiten oder dritten Deklination deklinirt werde und im Genitiv Bregenzeri oder Bregenzeris habe? Diese närrische Frage mißfiel natürlich dem Herzog. „Was sollen diese Narrenpossen?“ rief er gegen unsere Tafel herüber, „einen andern gescheidtern Diskurs!“ Allein dabei hatte es sein Verbleiben und es wurde ein anderer Diskurs angefangen. — Eine noch größere und sehr auffallende Ungezogenheit beging

ein anderer Zögling. Es war in der Akademie eingeführt, alle Jahre zweimal an einem bestimmten Sonntag zu kommuniciren. Wie seine Kameraden, ging auch der erwähnte Zögling am Sonntag in die Kirche zur Beichte, und eben so auch am Sonntag darauf in die Predigt. Aber nach der Predigt, wo er in der Nähe seiner Kameraden zum Empfang des Abendmahls an den Altar treten sollte, blieb er an seinem Platz sitzen, ungeachtet er von einem der Vorgesetzten zweimal an seine Schuldigkeit erinnert worden. Natürlich wurde dieser Vorgang dem Herzog gemeldet und als ihn dieser darüber zu Rede stellte, gab er zur Antwort, über solche Dinge habe der Mensch nur Gott Rechenschaft zu geben, nicht andern Menschen, und zur Begehung heiliger Handlungen, zu denen man gehörig vorbereitet sein müsse, könne nicht geboten werden. Der Herzog, frappirt von dieser Antwort, und von ihrer Wahrheit getroffen, erwiederte ihm blos, er sei ein Mensch ohne Religion, der durch sich selbst gestraft genug sei, und ging, ohne ihm eine Strafe zu diktiren, weiter. Solche Beispiele von väterlicher Schonung könnte ich noch mehrere anführen; aber ich glaube, die angeführten werden hinreichen, um begreiflich zu machen, daß sowohl Vorgesetzte als Lehrer sich dieses erlauchte Beispiel zum Muster nahmen. Vorzüglich that dieß der Intendant der Akademie, und seinem Beispiel folgten auch mehr oder weniger die andern vorgesetzten Officiere. Ein Gleiches geschah auch von den Lehrern, von welchen ohnehin ein liberales Betragen gegen ihre Schüler zu erwarten war. Indessen gab es doch Einige sowohl unter den Lehrern, zumal den Unterlehrern, als auch unter den vorgesetzten Officieren und Aufsehern, welche die Zöglinge zwar nicht brutal, aber doch grob, leidenschaftlich, inconsequent, und mitunter auch ungerecht behandelten, so wie es auch nicht an solchen fehlte, die sich durch übertriebene Liberalität, Dünkel, Pedanterei, Gemeinheit, und allerlei wunderliche Eigenheiten verächtlich und lächerlich bei den Zöglingen machten. Die Jugend ist scharfsichtig, und lernt die Vorzüge und Mängel ihrer Vorgesetzten nur zu bald kennen; sie ist aber auch tapfer und muthwillig, und so wie sie die gebildeten, verständigen, wohlwollenden und gerechten ihrer Vorgesetzten und Lehrer mit Liebe umfaßt, ihnen mit Freuden gehorcht, ihren Vorzügen die größte Hochachtung erweist, und ihnen für ihr Wohlwollen von Herzen dankbar ist, so weiß sie auch eben so gut, wie sie sich gegen die ungerechten, unverständigen und abgeschmackten zu benehmen

hat. Mit dem Ungerechten läßt sie sich entweder in einen offenen Kampf ein, oder sie sinnt auf Mittel, ihm heimlich zu schaden. Dem Groben vergilt sie entweder Gleiches mit Gleichem, oder sie beträgt sich, um ihn zu beschämen, desto höflicher gegen ihn. Den Leidenschaftlichen läßt sie austoben, oder sie bringt ihn durch ein desto ruhigeres Verhalten zur Besinnung. Den Unwissenden bemitleidet, den Eingebildeten persiflirt sie, den Schwachen hat sie zum besten, und dem Lächerlichen macht sie seine Eigenheiten nach. Alle diese Fälle kamen, wie in jeder öffentlichen Erziehungsanstalt, auch in der Akademie häufig genug vor, und auch hiervon will ich einige Beispiele anführen. So wurde vorzüglich der Intendant der Akademie von allen Zöglingen hochverehrt, und besonders sprach sich diese Verehrung durch die allgemeine Theilnahme der Zöglinge an einer Krankheit aus, an welcher er gefährlich darnieder lag, und durch ihren lauten Jubel über seine Wiedergenesung. Eine gleiche Verehrung bezeigten sie auch mehreren andern der vorgesetzten Officiere, so wie den meisten Professoren. Dagegen aber entging keiner von den Vorgesetzten, Aufsehern und Lehrern, der sich ihnen verhaßt oder lächerlich gemacht hatte, ihrer Rache und ihrem Spott. So wurde unter anderem einem der vorgesetzten Officiere, der einem der ältern Zöglinge nicht hold war, und ihn bei mehreren Gelegenheiten beleidigt hatte, von diesem Zögling an die Thüre seines Zimmers eine Karrikatur, einen Reiter auf einem Esel vorstellend, dessen Schweif mit dem Zopf des Reiters zusammen gebunden war, angeheftet. Der Officier hatte nämlich ein sehr langes und dickes Haar, auf welches er sich sehr viel einbildete, und weil er eben keiner von den Gescheidten war, so war die Karrikatur leicht verständlich. Der Officier, beim Anblick derselben außer sich, wußte nicht, was er thun sollte, da kam ein anderer Officier, und fragte ihn, was er da so anstarre? „Da sieh her, Herr Bruder," erwiederte er, „das hat „gewiß der impertinente Eleve B.... gethan, aber ich werde ihn „zu finden wissen." — „Stecke das Ding in die Tasche," entgegnete ihm der Andere, „denn erfährst du auch den Thäter, so gewinnst du „nichts, als daß er gestraft wird, du aber wirst ausgelacht, und du „thust daher am besten, wenn du das Ding in die Tasche steckst, und „dich stellst, als wenn nichts geschehen wäre." Allerdings wäre diese Satyre den Zögling theuer zu stehen gekommen, wenn nicht der Officier dem Rath seines Freundes gefolgt wäre. Aber, wie diese größern,

blieben auch die kleinern Neckereien, Myſtifikationen und Perſiflagen meiſtens ungeſtraft. Theils wurden ſie nicht bekannt, theils merkten es Manche nicht, daß der Spaß ihnen galt, und die es merkten, lachten darüber. So wurde einer der Lieutenants, die bei den Zöglingen ſchlafen mußten, einſt myſtificirt, indem man ihm weiß machte, der Zögling N... müſſe entwichen ſein, weil ſein Bett leer ſtehe. Erſchrocken beſah der Lieutenant das leere Bett, aber es fiel ihm nicht ein, ob der Vermißte ſich nicht, um ihn in Angſt zu ſetzen, in das leere Bett eines auf dem Krankenzimmer befindlichen Kameraden gelegt habe, wie dieß auch wirklich der Fall war. Nun konnte der Lieutenant nicht genug eilen, die Flucht des Zöglings dem Hauptmann zu melden, aber kaum hatte er den Schlafſaal verlaſſen, ſo begab ſich der Vermißte wieder in ſein gewöhnliches Bett, der Lieutenant kam, von dem Hauptmann begleitet, in den Schlafſaal zurück, der Vermißte lag wie in tiefem Schlafe in ſeinem Bett, er wurde geweckt, verſicherte, daß er nicht aus dem Bette gekommen, mehrere ſeiner Kameraden bezeugten ſeine Ausſage, und der Lieutenant, der ſich auf eine unbegreifliche Art getäuſcht zu haben glaubte, bekam von dem Hauptmann eine tüchtige Naſe. Ich könnte noch eine Menge ſolcher Späße erzählen, aber ich will nur noch zwei anführen, welche dem Oberaufſeher geſpielt wurden. Dieſer hatte in ſeiner Jugend das Schneiderhandwerk erlernt, und weil er ſich etwas darauf zu gut that, daß er nun Officier und Oberaufſeher in der Akademie ſei, ſo verbarg er, gleich andern Parvenu's, nicht nur ſeinen frühern Stand nicht, ſondern er ſprach auch gern davon, weil er dabei Gelegenheit hatte, ſich zu rühmen, daß er der beſte Hoſenmacher ſeiner Zeit geweſen ſei. Man brachte ihn daher öfters, wenn er guter Laune war, auf dieſes Kapitel, bedauerte, daß er dieſe Kunſt nicht mehr ausüben könne, und brachte ihn durch vieles Zureden endlich dahin, daß er verſprach, in ſeinem Zimmer ein Paar Hoſen zuzuſchneiden, und wirklich auch zuſchnitt.

Den andern Spaß, den er aber übel nahm, machte ſich der Eleve Haug, der nachmalig rühmlich bekannte Epigrammatiſt, mit ihm. Er erzählte eines Morgens im Schlafſaal beim Ankleiden ſeinen Kameraden, daß es ihm in der vergangenen Nacht geträumt habe, der jüngſte Tag ſei erſchienen, die vom Himmel herabgekommenen Engel hätten angefangen zu poſaunen, die Todten angefangen zu erwachen. Aber es habe mit dem Auferſtehen nicht recht vorwärts

gehen wollen, die Engel hätten daher immer ſtärker poſaunt, hierauf ſeien zwar mehr Todte, als zuvor, auferſtanden, allein es ſei den Engeln nicht genug geweſen. „Es müſſen hier weit mehr Todte be„graben liegen," ſagten ſie, „was ſollen wir nun, um ſie zu er„wecken, anfangen, da all unſer Poſaunen nichts hilft?" Dieß habe ein eben auferſtandener ehemaliger Akademiſt gehört, und zu den verlegenen Engeln geſagt, er wüßte wohl Rath zu ſchaffen, wenn unter den Auferſtandenen der vormalige Oberaufſeher der Akademie wäre, denn dieſer dürfte ſich nur auf eine Anhöhe ſtellen, und mit ſeiner bei Lebzeiten gehabten gewaltigen Stimme, wie ſonſt in der Akademie: zum Gebet! jetzt kommandiren: zum Gericht! Man habe ſich daher ungeſäumt nach dem auferſtandenen Oberaufſeher umgeſehen, er ſei glücklich gefunden worden, auf Befehl der Engel habe er ſich auf eine Anhöhe geſtellt, zum Gericht! kommandirt, und weil ſeine Stimme nach ſeiner Auferſtehung viel ſtärker und ſonorer geworden, ſo habe es alsbald von Auferſtandenen dergeſtalt gewimmelt, daß die Engel vollkommen zufrieden aufgeflogen, um dem Herrn Chriſtus zu melden, daß nunmehr Alles zum Gericht bereit ſei. — Natürlich erregte dieſer vorgebliche Traum allgemeines Lachen; der Traum wurde weiter erzählt, und kam endlich auch dem Oberaufſeher zu Ohren. Dieſer lachte zwar auch, aber er ärgerte ſich deſto mehr heimlich, und als ihm Haug bald darauf begegnete, ſagte er ihm in einem halb ernſten halb ſcherzhaften Ton: „Apropos, Herr Haug, „wenn es Ihnen künftig wieder träumen ſollte, ſo muß ich Sie bitten, „mich ein für allemal dabei aus dem Spiel zu laſſen." — Ueberhaupt war Haug Meiſter in dergleichen Neckereien, weil er aber ein eben ſo guter Menſch, als witziger Kopf war, ſo ließ man ſie ihm nicht nur hingehen, ſondern auch diejenigen, denen es galt, lachten, wenn auch verſtellter Weiſe, eben ſo darüber, als diejenigen, die ſich daran beluſtigten. Daſſelbe war auch der Fall mit den Neckereien anderer Zöglinge. Man ſah ſie an, für das, was ſie waren, für Ausbrüche jugendlichen Muthwillens, nur boshafte und beleidigende, wenn ſie nicht von denen, die ſie trafen, abſichtlich ignorirt wurden, wurden nach Umſtänden beſtraft. — Doch ich ſehe, daß ich mich bereits zu lange bei dieſen Geſchichten aufgehalten habe. Ich gehe daher zu dem zweiten Punkt, zu der Schilderung der Verhältniſſe der Zöglinge unter ſich ſelbſt, über.

Da die Zöglinge der Akademie von allem Verkehr mit dem

Publikum abgeſchnitten waren, und nur am Sonntag von ihren Aeltern, Verwandten und Freunden Beſuche annehmen durften, ſo iſt leicht zu erachten, daß ſie ſich um ſo feſter an einander ſelbſt angeſchloſſen haben werden, und dieß war denn auch wirklich der Fall. Denn obſchon die Verſchiedenheit der Länder, aus welchen ein großer Theil der Zöglinge hergekommen war, die Verſchiedenheit des Standes, welchem ſie angehörten, die Verſchiedenheit des Alters, in welchem ſie ſtanden, endlich die Verſchiedenheit des Studiums, welches ſie ergriffen hatten, Anlaß zu eben ſo vielen Trennungen hätten geben können, ſo geſchah dieß doch keineswegs. Zwar befanden ſich, ſchon ehe die Akademie als Univerſität ihren Kulminationspunkt erreicht hatte, Spanien und Portugal ausgenommen, aus allen chriſtlichen Ländern, aus Deutſchland, Frankreich, Italien, der Schweiz, den Niederlanden, aus Dänemark, Schweden, Rußland, England, ja ſelbſt aus Oſtindien und Amerika, Zöglinge in derſelben, aber nie bildeten ſich, wie auf andern Univerſitäten, Landsmannſchaften, die, wie auf jenen, zuſammengehalten hätten. Eben ſo wenig veranlaßte auch die Verſchiedenheit des Standes, des Alters, der Studien, Trennungen der Zöglinge. Adelige hielten ſich nicht blos zu Adeligen, Bürgerliche zu Bürgerlichen, ältere zu ältern, jüngere zu jüngern, Juriſten zu Juriſten, Mediciner zu Medicinern, Künſtler zu Künſtlern. Schon das beſtändige Zuſammenſein der Zöglinge in den Schlafſälen, in dem Speiſeſaal, auf ihren Spaziergängen, in dem akademiſchen Garten, bei ihren Spielen, erhielt ſie in einer beſtändigen Berührung mit einander; aber nicht minder, ja noch mehr, hielt ſie die Einrichtung der Akademie ſelbſt, und mehr, als Alles, der Geiſt des Herzogs zuſammen, der überall in derſelben waltete. Die Zöglinge waren alle ſeine Söhne, er machte keinen Unterſchied zwiſchen ihnen, der Adelige galt ihm ſo viel als der Bürgerliche, der Jüngere ſo viel als der Aeltere, der Kunſtbefliſſene ſo viel als der Studierende; nur die Vorzüglichern zog er vor, nur die Ritter des akademiſchen Ordens hatten einen eigenen Schlafſaal, und ſpeiſten an einem eigenen Tiſch, und der einzige Vorzug der Fürſtenſöhne war, daß ſie am Tiſch der Chevaliers ſpeiſten, von denen die Meiſten Söhne bürgerlicher Aeltern waren. So erhielt ſich eine beſtändige Gleichheit unter den Zöglingen; ſie waren gleich liebe Söhne eines Vaters, des Herzogs.

Indeſſen gab es doch, dieſer Einigkeit ungeachtet, Verbindungen beſonderer Art, Verbindungen, welche das Herz und die Gleich-

heit der Neigungen und Beſtrebungen ſtiftete, und welche eben darum die innigſten und feſteſten waren. Schwerlich fand ſich in der Akademie ein Zögling, der nicht in einer ſolchen Verbindung ſtand, jeder hatte Freunde, an welche er ſich auf das innigſte anſchloß, welche er auch nach der längſten Trennung von ihnen, und nach ihrem Tode nicht vergaß, und deren ſtete Erinnerung ihm auch das Andenken an die Akademie ſelbſt und ihren väterlichen Stifter ſo theuer machte, wovon die am eilften Februar 1828 begangene Säkularfeier ſeines Geburtstages, und die bei derſelben beſchloſſene alljährige Feier dieſes Tages einen ſo rührenden Beweis gibt.

In ſolchen innigen Verbindungen ſtand auch ich, und ich kann nicht umhin, etwas ausführlicher davon zu ſprechen. Zuerſt tritt mir hier mein Bruder entgegen. Er war zwei Jahre jünger als ich, ein Jüngling von ausgezeichneten Gaben, und von dem beſten Herzen. Er ſtudierte Jurisprudenz, war äußerſt fleißig, und gehörte unter die geſchickteſten ſeiner Kameraden. Er hatte das ruhige Temperament unſerer Mutter, ich das lebhaftere unſeres Vaters. Gleichwohl betrugen wir uns gegen einander ſtets brüderlich, nur die Verſchiedenheit unſerer Neigungen und Beſtrebungen hielt uns etwas auseinander. Er war Juriſt mit ganzer Seele, ohne Sinn für die Dichtkunſt, ich Mediciner aus Pflicht, nicht mit dem Intereſſe für meine Wiſſenſchaft, wie er für die ſeinige, denn ich theilte es mit dem für die Dichtkunſt. Indeſſen achtete ich ſeine Liebe für die Jurisprudenz darum nicht weniger, ich ſah mit Vergnügen die großen Fortſchritte, die er in ſeinen Studien machte, und freute mich eben ſo ſehr, als er ſelbſt, der vielen Preiſe, die ihm alle Jahre zu Theil wurden. Wirklich erhielt keiner ſeiner Kameraden dieſer Preiſe mehr, als er; aber in eben dem Jahre, wo er zuverläſſig auch den akademiſchen Orden erhalten haben würde, ſtarb er, ein achtzehnjähriger Jüngling. Wie nahe ſein früher Tod mir, unſern Aeltern und Geſchwiſtern, ſeinen Lehrern und Vorgeſetzten, und ſeinen vielen akademiſchen Freunden ging, brauche ich nicht zu ſagen. Selbſt der Herzog, auf deſſen Befehl alle ſeine Leibärzte während ſeiner Krankheit zugezogen worden, beklagte ſeinen Tod, und bezeigte mir und meinen Aeltern auf eine eben ſo herablaſſende als rührende Art ſeine Theilnahme an unſerem Verluſt. Dieſe Theilnahme des Herzogs, und ein Brief von Schiller an meinen Vater, worin er ihn bat, die Pflichten eines Sohnes gegen ihn übernehmen

zu dürfen*), und das ſchöne Gedicht, welches er bei dieſer Veranlaſſung dichtete**), trugen das meiſte zur Beruhigung meiner Aeltern bei. Aber das wehmüthige Andenken an den hoffnungsvollen Sohn erloſch erſt mit ihrem Leben. Auch ich gedenke des guten Bruders noch immer mit Rührung, und werde ſeiner ſo gedenken, ſo lange ich lebe.

Von meinem Bruder wende ich mich zu meinem älteſten, von mir wie ein Bruder geliebten, und bis zu ſeinem Tode mir treu gebliebenen Freund Schiller. Wir waren von gleichem Alter, beide Officiersſöhne, frequentirten als Knaben zuſammen die lateiniſche Schule in Ludwigsburg, wollten beide Theologie ſtudieren, ja wir wohnten zuletzt in dem nämlichen Haus, in der damaligen Cotta'ſchen Buchdruckerei in Ludwigsburg. Da unſern Vätern Alles daran gelegen war, daß wir etwas rechtes in der Welt werden ſollten, ſo wurden wir ſtreng zum Lernen angehalten, und um hierzu keine Zeit zu verſäumen, wurde uns außer der Schule wenig Umgang mit unſern Kameraden geſtattet. Um ſo feſter ſchloſſen wir uns daher an einander ſelbſt an, ſpielten mit einander in unſern müſſigen Stunden, und übten allerlei Muthwillen, wie z. B. an dem Setzer in der Druckerei, welchem wir faſt täglich einen neuen Streich ſpielten. So lebten wir in der innigſten Verbindung zuſammen bis zu meiner Aufnahme in die militäriſche Pflanzſchule auf der Solitüde. Aber ehe zwei Jahre verfloſſen waren, trat auch Schiller als Zögling in die Pflanzſchule, und man kann ſich denken, wie glücklich es uns machte, uns wieder mit einander vereint zu ſehen. Das Band der Freundſchaft war durch unſere Trennung nicht gelöſt worden, es wurde durch dieſelbe nur um ſo feſter. Was uns aber noch mehr mit einander verband, war unſere gemeinſchaftliche Neigung zur Dichtkunſt. Bei Schiller hatte ſich dieſe Neigung ſchon in Ludwigsburg deutlich ausgeſprochen. Nicht nur übertraf er alle ſeine Mitſchüler in der Emſigkeit, lateiniſche Diſtichen zu machen, ſondern er verſuchte ſich auch in eigenen lateiniſchen, und bald darauf auch in

---

*) Siehe den unter Nro. 1. angehängten Brief Schillers, der ſich ſo wie die folgenden im Original in den Händen des Schwiegerſohnes des ꝛc. von Hoven befindet.

**) Schillers Gedichte 1. Band: „eine Leichenphantaſie ꝛc.“

Anmerkung des Herausgebers.

deutſchen Verſen, wovon, ſo viel ich mich erinnere, der erſte Verſuch ein bei ſeiner Konfirmation verfertigtes Lied an ſich ſelbſt war, in welchem er die Gefühle, welche dieſe heilige Handlung in ihm erregte, ausſprach. Schon vor ſeinem Eintritt in die militäriſche Pflanzſchule hatte ſich auch bei mir die Neigung zur Dichtkunſt bereits geregt. Ich hatte Gellerts Fabeln und Lieder, Geßners Idyllen, Kleiſts Gedichte, Gleims Kriegslieder u. ſ. w. geleſen; jedoch hatte ich mich noch an keine eigenen poetiſchen Verſuche gewagt. Dazu wurde ich erſt ſpäter von Schiller angeregt, der mich, nachdem ich ihm an einigen von den ſeinigen ein beſonderes Wohlgefallen bezeigt hatte, zu ähnlichen Produktionen aufforderte. Was mich aber noch mehr beſtimmte, ſeiner Aufforderung zu folgen, war der Beifall, welchen zwei ſeiner in dem von dem Profeſſor Haug damals herausgegebenen Schwäbiſchen Magazin abgedruckten Gedichte: der Eroberer und der Abend, von dem Herausgeber des Magazins erhielten, indem er von denſelben ſagte, daß ſie die erſten Proben eines Jünglings ſeien, von welchem vorauszuſetzen ſei, er werde einſt ein os magna sonaturum werden. Außer Gellert, Geßner, Kleiſt und Gleim hatte ich bereits auch noch andere deutſche Dichter, Uz, Hagedorn, Hölty, und ſpäter auch Klopſtock, kennen gelernt; doch zogen mich vorzüglich die von Urſinus herausgegebene Sammlung von Balladen, und einige Romane, die ich zufällig zu leſen bekommen hatte, wie der Dorfprediger von Wakefield, Wielands Agathon u. ſ. w. an, während dagegen Schiller ſich für Klopſtock und Shakſpeare, den wir zuerſt durch die Wieland'ſche Ueberſetzung kennen lernten, auf das entſchiedenſte erklärte. So verſuchte ich mich zuerſt in lyriſchen Gedichten, in Liedern, wo mir vorzüglich Kleiſt, und in Oden, wo mir Klopſtock zu Muſtern dienten, in Balladen und Romanzen, und nach der Erſcheinung Werthers von Göthe vorzüglich in Romanen, deren ich mehrere angefangen, jedoch nur einen ganz fertig gebracht hatte. Schiller hingegen, deſſen großes Muſter Shakeſpeare, und weiterhin Göthe in ſeinem Götz von Berlichingen war, übte ſich vorzüglich im Dramatiſchen, ſchrieb nach mehreren vorhergegangenen andern Verſuchen ſeine Räuber, wozu ihm den Stoff eine in dem oben erwähnten Schwäbiſchen Magazin befindliche Erzählung gab, und ehe er die Akademie verließ, hatte er das Stück größtentheils vollendet. Daß er dieſen Stoff wählte, war eigentlich ich die Urſache. Ich hatte ihn auf die Erzählung, als ein zu einem Drama trefflich

geeignetes Sujet, aufmerksam gemacht, und meine Idee war, darzustellen, wie das Schicksal zur Erreichung guter Zwecke auch auf den schlimmsten Wegen führe, Schiller aber machte die Räuber zum Hauptgegenstand, oder, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, zur Parole des Stücks, was ihm bekanntlich von vielen Seiten her übel genommen worden, und was ihm auch selbst in der Folge leid gethan zu haben scheint.

Indessen waren wir beide nicht die einzigen Zöglinge in der Akademie, welche sich in dichterischen Versuchen übten, es schlossen sich an uns noch einige andere an, zuerst Petersen, nachmals Bibliothekar in Stuttgart, Verfasser der mit Beifall aufgenommenen Geschichte der Nationalneigung der Deutschen zum Trunk, der Litteratur der Staatslehre unter dem Namen Placidus, und einer prosaischen Uebersetzung Ossians, der sich vorzüglich im Epischen übte, und zuletzt sich an ein größeres episches Gedicht: Konradin von Schwaben wagte, welches aber, obschon größtentheils fertig, nie öffentlich bekannt wurde; — dann Haug, nachmaliger herzoglicher Kabinets-Sekretär, dessen Epigramme schon damals den künftigen ausgezeichneten Epigrammatisten verriethen; — endlich Schubart, nachmaliger Preußischer Legations-Sekretär, der Sohn des als Dichter und Staatsgefangener auf der Festung Hohen-Aschberg berühmten Schubarts. Er hatte sich vorzüglich in metrischen Erzählungen geübt, und ohne Zweifel würde er etwas Bedeutendes in diesem Fach geleistet haben, wenn er nicht zu frühe gestorben wäre.

Da der Herzog kein Freund der Dichtkunst war, sondern allein einen Werth auf andere Künste, und auf wissenschaftliche Studien legte, so mußten wir natürlich unser dichterisches Treiben geheim halten. Wir dichteten also im Stillen, arbeiteten jeder in dem gewählten Fach, so oft wir Zeit und Gelegenheit dazu fanden, theilten unsere Arbeiten uns gegenseitig mit, kritisirten sie gegenseitig, tadelten und lobten einander, natürlich das letzte mehr, als das erste. So brachten wir nach und nach eine ziemlich ansehnliche Sammlung von poetischen Produktionen zusammen, und da wir glaubten, daß sie wohl gedruckt zu werden verdiene, so beschlossen wir, sie dem Druck wirklich zu übergeben; es kam nur darauf an, einen Verleger dazu zu finden, und dieß war mir aufgetragen. Ich schrieb daher an einen Buchhändler in Tübingen, von welchem wir gehört hatten, daß er auch anonyme Schriften, denn natürlicherweise durften wir

uns als Zöglinge der Akademie nicht nennen, in Verlag nehme, und ſchickte auf geheimem Wege einen Brief an ihn ab. Aber der Brief blieb unbeantwortet. Ich ſchrieb wieder, und es kam wieder keine Antwort. Endlich erfuhren wir, daß der Buchhändler ſchon vor einigen Jahren — geſtorben war. So blieb alſo unſere Sammlung ungedruckt, und wir mußten uns, um nicht mit einem andern Buchhändler in einen ähnlichen Fall zu kommen, begnügen, unſere Produktionen einzeln in andere damals exiſtirende Sammlungen, wie in die von Schwan in Mannheim redigierte Schreibtafel, in die damaligen Muſenalmanache u. ſ. w. und diejenigen, welche wir nach unſerm Austritt aus der Akademie noch des Drucks werth hielten, theils in den Stäudtliniſchen Schwäbiſchen Muſenalmanach, theils in die von Schiller herausgegebene Anthologie einrücken zu laſſen. Indeſſen haben wir die meiſten, weil unſer reiferes Urtheil die Vorliebe für unſere Arbeiten immer mehr ſchwächte, unterdrückt, und was die meinigen betrifft, ſo habe ich ſie nach meinem Austritt aus der Akademie größtentheils dem Feuer übergeben.

Ich habe ſchon geſagt, daß Schiller und ich in den letzten Jahren unſerer akademiſchen Studien das Dichten größtentheils aufgegeben, und uns deſto mehr dem Studium der Medicin gewidmet hatten. Dadurch hörte zwar unſere Verbindung mit unſern dichteriſchen Freunden nicht auf; aber ſo wie wir fleißigere Mediciner wurden, kamen wir auch in eine um ſo nähere Berührung mit unſern mediciniſchen Kameraden, und unter dieſen vorzüglich mit Plieninger, meinem ſchon oben genannten geliebten Freund, mit Elwert, dem Sohn eines angeſehenen Arztes in Stuttgart, mit Jacobi, dem Sohne eines eben ſo angeſehenen Wundarztes daſelbſt, und mit Lieſching, dem Sohn eines wackern Landphyſikus, der bald nach ſeiner Entlaſſung aus der Akademie als Arzt mit dem Regiment, welches der Herzog in Holländiſche Subſidien gab, auf das Vorgebirge der guten Hoffnung abgegangen, und, ſo viel ich weiß, daſelbſt noch, und in großem Wohlſtand lebt. Als fleißigere Studenten waren alle dieſe vier uns beiden voraus; aber wir holten ſie bald ein, und mit Dank erkannten wir, daß wir durch unſere wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen mit ihnen dabei nicht wenig gefördert worden. Elwert und Jacobi ſind längſt todt, nur Lieſching und Plieninger leben noch. Letzterer iſt ein Paar Jahre älter, als ich, und erfreut ſich, gleich mir, eines glücklichen Alters. Er hat ſeine Stelle als Stadt-

phyſikus in Stuttgart ſchon vor einigen Jahren niedergelegt; aber bei der vor kurzem begangenen Feier ſeines fünfzigjährigen Jubiläums erhielt er von dem König den Charakter eines Medicinalraths, als Beweis, daß, wie das Publikum, auch der König ſeine Verdienſte anerkenne.

Außer den genannten poetiſchen und mediciniſchen Freunden ſtanden wir auch noch mit vielen andern Zöglingen der Akademie, ſowohl ſtudierenden, als kunſtbefliſſenen, in näheren Verbindungen; doch waren die Verbindungen Schillers und die meinigen nicht ganz dieſelben. Mit Dannecker und Zumſteeg, wovon der erſtere als einer der erſten Bildhauer unſerer Zeit, der andere als ein vorzüglicher Muſiker und Komponiſt anerkannt iſt, ſtanden wir auf einem gleich freundſchaftlichen Fuß. Eben dieß war auch der Fall mit Scharfenſtein, der, ob er ſchon ſich mehr mit Zeichnen und Malen abgab, doch auch mehrere Gedichte verfertigte, welche bewieſen, daß es ihm eben ſo wenig an dichteriſchem, als an Kunſttalent fehle. Er ſtarb als Würtenbergiſcher General in Heilbronn am Neckar, gleich geachtet wegen ſeines biedern feſten Charakters, als wegen ſeiner Verdienſte als Soldat. Diejenigen, an welche ſich vorzüglich Schiller hielt, weiß ich nicht mehr alle zu nennen und erwähne nur der Brüder von Wolzogen, als zwei ſeiner vertrauteſten. Unter denen, an welche ich mich vorzüglich anſchloß, nenne ich vor allen den als K. Baieriſchen Staatsminiſter verſtorbenen Grafen von Thurheim, von welchem ich in der Folge mehr zu ſprechen Gelegenheit haben werde, die Grafen von Norrman und von Mandelslohe, beide in der Folge Würtenbergiſche Miniſter, zwei Freiherrn von Phull, von denen der ältere, noch lebende, Würtenbergiſcher General der Infanterie iſt, der jüngere, verſtorbene, Polizeiminiſter war, drei Brüder von Marſchall, wovon der älteſte frühzeitig in Wien ſtarb, einer der beſten Menſchen und ausgezeichnetſten Köpfe, zwei Brüder von Maſſenbach, den durch ſein Schickſal berühmt gewordenen Preußiſchen Oberſt, und ſeinen Bruder, geweſenen Finanzrath in Berlin, zwei Grafen von Bernſtorf aus Hannover, ferner die Zöglinge Schmidlin, Wächter, Seubert, vorzüglich aber den Zögling Schott, den beſten Freund meines verſtorbenen Bruders, der als Würtenbergiſcher Legationsrath noch gegenwärtig in Stuttgart lebt, aber ſeit mehreren Jahren wegen andauernder Kränklichkeit unfähig zum Dienſt iſt. Wie viel ich in dem

mehrjährigen Umgang mit ſo vielen an Stand, Talenten und Charakter verſchiedenen Freunden für meine ſowohl ſittliche, als litterariſche Bildung gewonnen habe, würde ich vergebens ſuchen anzugeben. Ich kann nur im Allgemeinen ſagen, daß ich ihnen allen ſehr viel ſchuldig geworden bin, und daß mir das Andenken an ſie, ſo wie an die Akademie ſelbſt, in welcher mir ſo viel Gutes und Erfreuliches zu Theil geworden, immer theuer bleiben wird.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß es einer in ihrer Art ſo einzigen, ſo berühmt gewordenen, und von Zöglingen aus den meiſten Europäiſchen Ländern beſetzten Anſtalt nicht an Beſuchen von Fremden aller Art, Fürſten, hohen Staats- und Militärperſonen, ausgezeichneten Gelehrten und Künſtlern, fehlen konnte. Allein es würde mich zu weit führen, wenn ich alle Fremde, die ich während meines Aufenthalts in derſelben geſehen habe, nennen wollte. Ich erwähne daher blos einiger der merkwürdigſten, und hier ſteht nun der Kaiſer Joſeph der Zweite oben an. Er beſuchte die Akademie im Jahre 1777 auf einer Reiſe nach Paris, welche er unter dem Namen eines Grafen von Falkenſtein machte. Er wollte nur einen Tag in Stuttgart verweilen, allein die Akademie intereſſirte ihn ſo ſehr, daß er ſeinen Aufenthalt um zwei Tage verlängerte. Er beſah Alles auf das genaueſte, erkundigte ſich nach der Einrichtung der Anſtalt nach ihren kleinſten Details, wohnte mehreren Vorleſungen mit größter Aufmerkſamkeit bei, und bezeigte dem Herzog unter vielen Lobeserhebungen ſein Wohlgefallen an der Anſtalt. Neben unſerem ſtattlichen Herzog ſtellte der Kaiſer nicht ſonderlich viel vor; aber ſeine Einfachheit, die fern von aller Affektation war, ſeine Herablaſſung und Leutſeligkeit, die er gegen jeden, mit dem er ſprach, bewies, und ſein Verſtand, der aus Allem, was er äußerte, hervorleuchtete, zogen um ſo mehr an, und machten uns Zöglingen ſeinen Beſuch in der Akademie unvergeßlich.

Mit dieſem kaiſerlichen Beſuch ſtand ein anderer, noch in dem nämlichen Jahr erfolgter in Verbindung, der Beſuch des durch ſeine Schrift über die Erziehung rühmlichſt bekannt gewordenen, und überhaupt als Gelehrter hochgeachteten Oeſterreichiſchen Generals Grafen von Kinsky. Ohne Zweifel beſuchte er die Akademie aus Auftrag des Kaiſers, und er kam in Stuttgart an, als eben die jährlichen Prüfungen ihren Anfang nahmen. Er beſuchte die Akademie alle Tage, erkundigte ſich, wie der Kaiſer Joſeph, auf das

genaueſte nach ihrer Einrichtung, wohnte den meiſten Prüfungen bei, ſtellte bei mehreren ſelbſt Fragen an die Zöglinge, ja ein Paar Mal machte er ſogar bei Disputationen den Opponenten. Nach Beendigung der Prüfungen beſuchte er die wieder begonnenen Vorleſungen der Lehrer, und erbat ſich von jedem eine ſchriftliche Darſtellung ſeiner Lehrmethode. Wie günſtig für die Akademie der Bericht, welchen er dem Kaiſer nach ſeiner Rückkehr erſtattete, geweſen ſein muß, ergibt ſich daraus, daß der Kaiſer bald darauf ſeinem Thereſianum in Wien eine andere Einrichtung gab, wobei Vieles von den Einrichtungen in der Akademie benutzt worden. Auch iſt es außer Zweifel, daß, obſchon zu der im Jahre 1781 erfolgten Erhebung der Akademie zur Univerſität die Empfehlung des Großfürſten und nachmaligen Kaiſers Paul während ſeiner Anweſenheit in Wien viel beigetragen, doch auch der günſtige Bericht des Grafen von Kinsky bedeutend mitgewirkt hat.

Ein anderer Fürſt, welcher die Akademie mit ſeinem Beſuch beehrte, war der damalige König Ferdinand von Neapel, ein großer ſtattlicher Mann. Auch ihm gefiel die Anſtalt ganz wohl, doch intereſſirte er ſich mehr für die Jagden, welche ihm der Herzog gab, als für unſere litterariſche Anſtalt. Indeſſen machte ihn uns doch ein Zug, welchen wir nachher von ihm erfuhren, achtungswerth, nämlich, daß er erſt von ſeiner Gemahlin fertig ſchreiben gelernt habe, und ihr dafür, als für eine große Wohlthat, ſtets dankbar geblieben ſei.

Unter den Gelehrten, welche die Akademie beſuchten, erregte vorzüglich Lavater unſere Aufmerkſamkeit. Er war eben in vollem Eifer mit ſeiner Phyſiognomik beſchäftigt, und der Hauptzweck ſeines Beſuchs war ohne Zweifel die Muſterung ſo vieler jungen Leute zum Behuf ſeiner phyſiognomiſchen Beobachtungen. Wirklich benutzte er auch dieſe Gelegenheit auf alle Weiſe. Nicht nur ſah er uns zu wiederholten Malen ſcharf ins Geſicht, ſondern er erkundigte ſich auch, wenn ihm eine Phyſionomie beſonders auffiel, ſorgfältig nach den Talenten und nach dem Charakter des Individuums. Dieſe Beobachtung unſerer Phyſionomien machte einen ſonderbaren Eindruck auf uns, wir freuten uns ihrer, und fürchteten ſie zugleich, denn wir glaubten an die Realität dieſer Wiſſenſchaft. Allein wir überzeugten uns bald von dem Gegentheil, da Lavater in der Phyſionomie eines von uns allen als ein ſehr guter Menſch gekannten Zöglings

etwas Heimtückiſches zu bemerken glaubte. Von mehreren Zöglingen, deren Phyſionomie ihm beſonders auffiel, hatte er ſich Silhouette ausgebeten, und einer unſerer Aufſeher, ein wegen ſeiner hohen Einbildung von ſich oft von uns belachter Mann, der mehr, als wir Alle, auf dieſe Auszeichnung, aber vergebens, gewartet hatte, tröſtete ſich damit, daß ihn Lavater mehrmals beſonders ſcharf angeſehen habe, weil er darin den Beweis gefunden zu haben glaubte, daß ihm ſeine Phyſionomie beſonders merkwürdig vorgekommen ſei, wie er denn auch nichts gewiſſer erwartete, als daß im nächſten Band der Phyſiognomik auch ſeine Phyſionomie, als eine der intereſſanteſten für den großen Phyſiognomen, erwähnt werden würde.

Von den Aerzten, welche die Akademie zu meiner Zeit beſuchten, war Tiſſot der berühmteſte, ein anſehnlicher, hübſcher Mann, aber was uns an ihm beſonders auffiel, war ſeine äußerſt zarte Stimme, welche beinahe wie die Stimme eines Mädchens klang. Er unterhielt ſich mit unſern Lehrern und auch mit uns auf das Freundlichſte, und in ſeinem Benehmen zeigte ſich keine Spur von Anmaßung und Stolz auf ſeine Celebrität. Er beſuchte alle unſere Hörſäle, auch die Anatomie, doch ging er nicht in das Secierzimmer, ſondern blieb, als ob er ſich vor dem Anblick der verſtümmelten Kadaver fürchtete oder ekelte, in dem Vorgemache ſtehen.

Weit der intereſſanteſte, und beſonders für uns angehende Dichter höchſt erfreuliche Beſuch war der Beſuch Göthe's, der ſich im Gefolge des über Stuttgart reiſenden Herzogs von Weimar befand. War uns ſchon der Herzog von Weimar als hochverehrter Liebhaber und Kenner der Wiſſenſchaften und Künſte, und beſonders der Dichtkunſt, intereſſant, ſo war es noch weit mehr Göthe, da wir eben von ſeinem Götz von Berlichingen und ſeinem Werther auf das höchſte enthuſiasmirt waren. Der Beſuch des Herzogs fiel in die Zeit, wo die öffentlichen Prüfungen eben geendigt waren, und er und Göthe denſelben nicht mehr beiwohnen konnten. Jedoch kamen ſie noch zur rechten Zeit zu der Rede, welche unſer Herzog jedesmal nach dem Schluſſe der Prüfungen in dem Speiſeſaal nach dem Abendeſſen zu halten pflegte. Die Rede war immer von dem Herzog ſelbſt verfaßt, und ſie war lange fertig, ehe er ſie hielt. So war es auch der Fall mit der, welcher der Herzog von Weimar und Göthe beiwohnten. Allein da er hörte, daß er dieſe zu Zuhörern haben würde, begab er ſich noch vor dem Abendeſſen der Zöglinge

in ein Nebenzimmer, um einiges in ſeiner Rede abzuändern, was ihm wegen der Anweſenheit dieſer Gäſte nothwendig ſchien. Der Herzog von Weimar und Göthe waren mit der Rede, ſo wie überhaupt mit der ganzen Feierlichkeit, wohl zufrieden, und mit Vergnügen folgten ſie der Einladung zu der akademiſchen Hauptfeierlichkeit, zur Feier des Stiftungstages der Akademie. Am Morgen dieſes Tages wohnte Göthe, ob auch der Herzog von Weimar, weiß ich nicht mehr, der von den herzoglichen Oberhofprediger gehaltenen Predigt in der Akademiekirche bei, und es hieß, daß ſie ihm wohl gefallen habe, ob ſie gleich da und dort getadelt wurde. Am Mittag ſpeiſte er mit dem Herzog von Weimar an der herzoglichen Tafel, und am Abend fanden ſich beide in dem Saale ein, wo die Austheilung der Preiſe an die Zöglinge vorgehen ſollte. Vor der Austheilung der Preiſe wurde eine Rede von einem der Profeſſoren gehalten, und die Reihe war dießmal an dem Profeſſor der Medicin Eunsbruch. Was der Gegenſtand der Rede war, weiß ich nicht mehr, aber um ſo deutlicher erinnere ich mich, wie bei einer darin vorgekommenen Stelle aus dem Werther Göthe ſichtbar erröthete, und die Augen niederſchlug. Während der Preisaustheilung ſtand er zur linken Seite des Herzogs, wie der Herzog von Weimar zu ſeiner rechten, und es war hoch erfreulich für uns zu ſehen, wie ſehr ihn der Herzog diſtinguierte. Hätte Göthe geahnt, daß unter den Zöglingen, die ihn mit Bewunderung anſahen, ſich auch der befand, welcher in der Folge als dramatiſcher Dichter ſein würdiger Rival, und als Menſch einer ſeiner vertrauteſten Freunde werden würde, gewiß würde er, um ihn auszufinden, jeden von uns mit eben dem Intereſſe betrachtet haben, wie früher Lavater zum Behuf ſeiner Phyſiognomik.

Es iſt leicht zu erachten, daß unſere Akademie bei Allem, was ſie leiſtete, bei dem großen Ruf, den ſie ſich auch im Ausland erworben hatte, bei dem günſtigen Urtheil der Fremden, von denen ſie beſucht wurde, gleichwohl viele Widerſacher gehabt hat. Nicht nur wurde ihr vorgeworfen, daß ſie zu viel koſte, daß ſie der Landesuniverſität Tübingen Eintrag thue, daß ſie viele junge Leute, die ſonſt nicht ſtudiert, oder ſich den Künſten gewidmet haben würden, zum Studieren und zur Erlernung der Künſte verleite, ſondern es wurde auch ihre militäriſche Einrichtung getadelt, als eine Einrichtung, die ſich mit den wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Studien

keineswegs vertrage. Allein ſo viel Gewicht auch dieſe Vorwürfe auf den erſten Anblick haben mögen, ſo erſcheinen ſie doch bei näherer Prüfung durchaus ungegründet. Denn was erſtlich die Koſten der Anſtalt betrifft, ſo waren ſie allerdings ſehr groß; allein theils wurden ſie nicht von dem Lande, ſondern von dem Herzog beſtritten, der ſich zu Gunſten der Akademie in andern Ausgaben beſchränkte, theils wurden ſie durch die Koſtgelder gedeckt, welche vorzüglich von ausländiſchen Zöglingen bezahlt werden mußten, und deren gewöhnlicher Betrag jährlich achthundert Gulden war.

Nicht minder ungegründet erſcheint auch der Vorwurf, daß die Univerſität Tübingen durch die Akademie beeinträchtigt worden. Denn auch abgeſehen, daß von den akademiſchen Studien das Studium der Theologie ausgeſchloſſen war, daß neben der juridiſchen, mediciniſchen und philoſophiſchen Fakultät auch noch eine militäriſche beſtand, und auf der Univerſität Tübingen keine Künſtler gebildet wurden, und keine Trivialſchulen vorhanden waren, wie in der Akademie, ſo belief ſich auch die Geſammtzahl der Zöglinge nie über dreihundert, und es iſt daher offenbar, daß der Verluſt der Univerſität Tübingen keineswegs ſo hoch angeſchlagen werden darf, als ihn die Profeſſoren der Univerſität und die Widerſacher der Akademie anſchlugen, ſo wie eben dadurch auch der andere Vorwurf, daß zu viele junge Leute zum Studieren und zur Erlernung der Künſte verleitet worden, wegfällt.

Ungleich gegründeter, als die eben beſeitigten Vorwürfe, erſcheint der, daß die militäriſche Einrichtung der Akademie, als einer Studien- und Lehranſtalt, nichts getaugt habe. Allerdings verträgt ſich mit den wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Studien kein Zwang; allein die militäriſche Verfaſſung der Akademie erſtreckte ſich blos auf die äußere Form derſelben, keineswegs aber auch auf den Unterricht. Den Lehrern wurde nicht vorgeſchrieben, wie ſie das, wozu ſie angeſtellt waren, lehren ſollten. Es war ihnen nicht, wie man jetzt da und dort ſieht, ein beſchränkender Studienplan als Norm vorgelegt, die Lehrer waren in ihren Vorträgen vollkommen frei, es kam blos darauf an, daß jeder ſeine Schuldigkeit that, und die jährlichen Prüfungen müſſen ausweiſen, ob er ſie gethan habe. Der Tadel trifft daher blos die eingeführte äußere militäriſche Form, die Uniformirung der Zöglinge, die militäriſche Disciplin in den Schlafſälen, das Aufmarſchieren in den Speiſeſaal, das militäriſche Kommando zum Gebet, u. ſ. w. Allein was ſchadet denn dieſe militäriſche Einrich-

tung den Studien? Iſt es nicht beſſer, die Studenten tragen eine von oben her vorgeſchriebene Uniform, als daß ſie ſich durch ihre abentheuerlichen Burſchen- und Landsmannſchafts-Trachten auszeichnen? Iſt es nicht beſſer, die Studenten kommen zur beſtimmten Stunde alle zumal in ihre Hörſäle, als einzeln, der eine früher, der andere ſpäter? Iſt es nicht beſſer, ſie werden zum Beſuch der Vorleſungen gezwungen, als daß es ihnen freiſteht, ſie bald zu beſuchen, bald wegzubleiben? Iſt es nicht beſſer, ſie werden durch die militäriſche Disciplin, welcher ſie unterworfen ſind, und durch ihre Abgeſchloſſenheit von dem Publikum genöthigt, ihre Zeit ausſchließend den Studien zu widmen, und, um der Langeweile zu entgehen, fleißig zu ſein, als daß ſie die ſogenannte akademiſche Freiheit zu zeitraubenden unanſtändigen Gelagen, zu muthwilligen Streichen, oder gar zu demagogiſchen Umtrieben benutzen? Man klagt jetzt allgemein über das Unweſen auf den Univerſitäten, und fürchtet die Studenten als kühne und freche Menſchen, die auf nichts geringeres, als auf den Umſturz der beſtehenden Regierungen, umgehen. Aber ſolche Umtriebe waren auf der Akademie in Stuttgart eben wegen ihrer militäriſchen Verfaſſung unmöglich, und würden, wenn ſie noch beſtände, es auch jetzt nicht ſein, und welcher Fürſt, der jetzt in den Studenten ſeine gefährlichſten Feinde ſieht, und ſie als ſolche mit Argusaugen bewachen läßt, würde nicht froh ſein, wenn er ſeine Landes-Univerſitäten in militäriſche Akademien, wie die vormalige Karls-Akademie in Stuttgart, umwandeln könnte? Uebrigens war der Vorwurf, welcher der Karls-Akademie wegen ihrer militäriſchen Verfaſſung gemacht worden, nur zur Zeit ihres Beſtehens paſſend, wo nur das Militär uniformirt war. Jetzt, wo auch die Staatsbeamten aller Klaſſen Uniformen tragen, und bei feierlichen Gelegenheiten, den Soldaten gleich, in Reihe und Glied in die Kirche ziehen, dürfte wohl die militäriſche Verfaſſung der Karls-Akademie, wo doch wenigſtens nur die Zöglinge und ihre vorgeſetzten Officiere, keineswegs aber auch die Profeſſoren Uniformen tragen mußten*), weniger ungereimt ſcheinen,

*) Blos bei feierlichen Gelgenheiten mußten die Profeſſoren überein gekleidet ſein. Im Sommer beſtand die Kleidung in einem Rock von ſchwarzem Gros de Tours, mit weißem ſeidenen Unterfutter, einer weißen ſeidenen mit Gold geſtickten Weſte, ſchwarzen ſeidenen Beinkleidern, und weißen

zumal da trotz dieſer Verfaſſung ſo viele vorzügliche Menſchen aus ihr ausgegangen ſind, wovon ich mehrere ſchon oben genannt habe.

Das Einzige, was man mit einigem Grund gegen die militäriſche Verfaſſung der Karls-Akademie, und die überhaupt in derſelben eingeführte ſtrenge Disciplin, ſagen könnte, iſt, daß die Zöglinge zu wenig für die Welt gebildet worden, und nicht nur unmittelbar nach ihrem Austritt, ſondern auch in der Folge ſich nicht auf die Art, wie es das öffentliche Leben fordert, zu benehmen gewußt haben. Allein das iſt mehr ein voreiliger Schluß, als eine wirkliche Thatſache; die Erfahrung hat vielmehr das Gegentheil gezeigt. Nur diejenigen, denen es von Natur an Gewandtheit, und an der Fähigkeit, ſich in die Verhältniſſe zu ſchicken, fehlte, blieben unbeholfen und linkiſch nach ihrem Austritt aus der Akademie, und deren waren nur Wenige. Die meiſten fanden ſich in kurzem in die neuen Verhältniſſe, ja Viele konnten ſogar als Muſter eines gewandten, weltklugen und feinen Betragens aufgeſtellt werden, wie z. B. die Grafen von Thurheim und von Mandelslohe, der Würtenbergiſche Miniſter Freiherr von Phull, und noch ungleich mehrere, die ſich dem Militärſtand gewidmet hatten, und die zu nennen überflüſſig wäre.

Allein es handelt ſich hier nicht blos von dem äußerlichen Betragen der Zöglinge der Akademie nach ihrem Abgang von derſelben. Ungleich wichtiger iſt die Geiſtesſtimmung, welche ſie aus der Akademie in das geſellige Leben mitbrachten. Unbekannt mit der Verſchiedenheit der Stände, unbekannt mit den Vorzügen, welche man den Adeligen vor den Bürgerlichen, dem Gelehrtenſtand vor dem Künſtlerſtand, damals einzuräumen pflegte, hatten ſie keine Idee von privilegirten Ständen, von Prärogativen des Adels vor dem gemeinen Volk, des Militärs vor dem Bürgerſtande, der Gelehrten vor den Künſtlern. Sie waren zu Weltbürgern erzogen, ſie betrugen ſich als ſolche, und man kann mit Recht ſagen, daß ihr Eintritt in das geſellſchaftliche Leben nicht nur in Würtenberg,

---

ſeidenen Strümpfen; im Winter in einem Rock von ſchwarzem Sammt, und einem Unterfutter von weißem Atlas, einer mit Gold geſtickten Weſte von weißem Atlas, Beinkleidern von ſchwarzem Atlas, und weißen ſeidenen Strümpfen, wie im Sommer, unter dem Arm einen Chapeau-bas, und einen Galanterie-Degen an der Seite.

ſondern auch im Ausland Epoche gemacht hat. Wo die Zöglinge der Akademie hinkamen, haben ſie zur Vertilgung des damals herrſchenden Kaſtengeiſtes beigetragen, und ſo wie ſie überall zu den bedeutendſten Stellen wegen ihrer ausgezeichneten Kenntniſſe gelangt ſind, ſo haben ſie auch überall ihre weltbürgerlichen Grundſätze geltend gemacht. Sie ſtanden, wie der Stifter der Akademie, über ihrem Zeitalter.

So verdient die Karls-Akademie auch von dieſer Seite keinen Tadel. Wie ſie eine der vorzüglichſten Unterrichts-Anſtalten ihrer Zeit war, ſo war ſie auch eine nicht minder vorzügliche Anſtalt zur ſittlichen Bildung ihrer Zöglinge, auch was das äußerliche Betragen betrifft. Nur von wenigen Zöglingen weiß man, daß ſie nach ihrem Austritt aus der Akademie ein unſittliches, laſterhaftes Leben geführt; weit die meiſten galten allgemein für eben ſo rechtſchaffene, als geſchickte Leute, und wenn es auch hie und da einen Sonderling unter ihnen gab, ſo war es nicht die Akademie, die ihn dazu machte, ſondern ſein Vorſatz, es zu ſein oder zu ſcheinen.

Zweites Buch.

ſondern auch im Ausland Epoche gemacht hat. Wo die Zöglinge der Akademie hinkamen, haben ſie zur Vertilgung des damals herrſchenden Kaſtengeiſtes beigetragen, und ſo wie ſie überall zu den bedeutendſten Stellen wegen ihrer ausgezeichneten Kenntniſſe gelangt ſind, ſo haben ſie auch überall ihre weltbürgerlichen Grundſätze geltend gemacht. Sie ſtanden, wie der Stifter der Akademie, über ihrem Zeitalter.

So verdient die Karls-Akademie auch von dieſer Seite keinen Tadel. Wie ſie eine der vorzüglichſten Unterrichts-Anſtalten ihrer Zeit war, ſo war ſie auch eine nicht minder vorzügliche Anſtalt zur ſittlichen Bildung ihrer Zöglinge, auch was das äußerliche Betragen betrifft. Nur von wenigen Zöglingen weiß man, daß ſie nach ihrem Austritt aus der Akademie ein unſittliches, laſterhaftes Leben geführt; weit die meiſten galten allgemein für eben ſo rechtſchaffene, als geſchickte Leute, und wenn es auch hie und da einen Sonderling unter ihnen gab, ſo war es nicht die Akademie, die ihn dazu machte, ſondern ſein Vorſatz, es zu ſein oder zu ſcheinen.

Zweites Buch.

Der mediciniſche Lehrkurs war in der Akademie auf fünf Jahre feſtgeſetzt, die fünf Jahre waren im December 1780 vorüber, Alle, die wir mit einander ſtudiert hatten, wurden, nachdem wir die öffentlichen Prüfungen erſtanden, und der Stiftungsfeier zum letzten Mal als Zöglinge beigewohnt hatten, aus derſelben entlaſſen, und in den letzten Tagen des Decembers kehrte ich in das väterliche Haus in Ludwigsburg zurück. Mein Vater war damals Intendant eines ein Paar Jahre zuvor von dem Herzog geſtifteten militäriſchen Waiſenhauſes, von welchem ich in dem von Schiller herausgegebenen Würtenbergiſchen Repertorium eine ausführliche Beſchreibung geliefert habe. Er hatte ſeine Wohnung in dem Waiſenhausgebäude, und auch ich quartierte mich in daſſelbe ein. Die Freude meiner Aeltern und meiner vier Schweſtern, mich wieder mit ihnen vereint zu ſehen, war groß, nicht minder groß war auch die meinige, welche auch noch dadurch erhöht wurde, daß ich mich wieder in einer Anſtalt befand, welche mit der militäriſchen Pflanzſchule auf der Solitüde, wohin ich als Knabe aufgenommen worden, ſo viele Aehnlichkeit hatte, und daß ich mit dem Herzog, welcher das Waiſenhaus gewöhnlich alle Wochen ein Mal beſuchte, in einer nähern Verbindung blieb, als Alle, welche mit mir die Akademie verlaſſen hatten. So wie mir ſelbſt, war dieſes Verhältniß auch meinem Vater ſehr erwünſcht, denn er hoffte, daß, weil der Herzog bei ſeinen Beſuchen des Waiſenhauſes jederzeit auch mich ſah, dieſes öftere Wiederſehen ſeines ehemaligen akademiſchen Zöglings mir auch zu einer deſto frühern Anſtellung dienen würde. Ob mein Vater darin Recht hatte, will ich nicht entſcheiden, ich glaubte es aber kaum. Nur ſo lange wir Zöglinge der Akademie waren, zeigte ſich der Herzog als unſer Vater. Nach unſerem Austritt aus derſelben behandelte er uns als unſer Herr, obſchon er nicht vergaß, daß er uns als Zöglinge der Akademie ſeine Söhne nannte.

Gleich nach meiner Ankunft in Ludwigsburg machte ich mit meinem Vater bei ſeinen Freunden und Bekannten die gewöhnlichen Höflichkeitsbeſuche. Ich wurde überall gut aufgenommen, doch hatten

dieſe Beſuche etwas Peinliches für mich, nicht allein weil ich noch immer in meiner akademiſchen Welt lebte, ſondern auch, weil ich fühlte, wie ſchwer es mir werden würde, als Arzt die Gunſt ſo Vieler, mir ganz fremder Menſchen zu gewinnen. Zum Glück war die Zeit, wo ich mich um die Gunſt des Publikums zu bewerben hatte, noch nicht ſo nahe. Da ich noch nicht promoviert hatte, ſo durfte ich auch noch nicht praktizieren, und noch viel weniger konnte ich mich auch um Anſtellung als Phyſikus bewerben. Mein erſtes und einziges Geſchäft nach meiner Ankunft in Ludwigsburg war daher, mich zu dem Univerſitätsexamen vorzubereiten, und meine Inaugural-Diſſertation zu ſchreiben, um zum Doktor kreiert zu werden. Da die Akademie in Stuttgart damals noch nicht zur Univerſität erhoben war, ſo mußte dieß auf der Landes-Univerſität zu Tübingen geſchehen; allein ich war eben mit meinen Vorbereitungen zum Examen, und meiner Diſſertation pro gradu ſo weit fertig, daß ich mich bei der mediciniſchen Fakultät um Zulaſſung zur Promotion melden konnte, als ich aus Stuttgart die erfreuliche Nachricht erhielt, die Akademie ſei von dem Kaiſer Joſeph zur Univerſität mit allen Rechten und Befugniſſen anderer Univerſitäten erhoben worden. So durfte ich denn zu meiner großen Freude nicht nach Tübingen gehen, ich konnte nun in Stuttgart promovieren, und ſobald die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, und ich mit meiner Inaugural-Diſſertation fertig geworden, ſäumte ich nicht, mich bei dem Dekan der mediciniſchen Fakultät, meinem Lehrer und Freund Gunsbruch als Doktorand zu melden. Als einem ehemaligen Zögling der Akademie wurde mir mein Geſuch mit Vergnügen bewilligt; ich ließ daher meine Diſſertation: de origine puris, in der akademiſchen Druckerei unverzüglich drucken, und auf die Anzeige, daß der Druck vollendet ſei, wurde mir alsbald auch die Zeit beſtimmt, wann ich in Stuttgart erſcheinen ſollte. Ich traf zur beſtimmten Zeit ein, beſtand bei der Fakultät das herkömmliche Examen, das Tentamen und Rigorosum, zur Zufriedenheit der Examinatoren, vertheidigte meine Diſſertation sine praeside, in Gegenwart einer zahlreichen Verſammlung, ſelbſt von Hofleuten, mit Beifall, und wurde ſofort feierlich zum Doktor kreiert.

Aber nun hatte ich noch ein anderes Examen zu erſtehen, das ſogenannte praktiſche. Dieſes wurde von dem Collegium archiatrale, das aus den drei Leibärzten und dem Leibchirurg des Herzogs beſtand, vorgenommen, und galt nicht allein in Rückſicht auf die Er-

laubniß zur ärztlichen Praxis, ſondern auch in Rückſicht auf die Qualifikation zum Staatsdienſt. Vergleiche ich dieſes Examen mit der jetzigen Art zu examinieren, ſo darf ich wohl ſagen, daß ſich zwiſchen beiden ein himmelweiter Unterſchied findet. Jetzt heißen die Examina Konkurs-Prüfungen, weil Alle, die ſich dazu melden, zu einer von der Regierung beſtimmten Zeit zuſammenkommen müſſen, und dieſe Konkurs-Prüfungen ſelbſt beſtehen in einer ſchriftlichen Beantwortung mehrerer den Kandidaten vorgelegter Fragen aus allen Fächern der Medicin, die wiederum in mehrere zerfallen, und dieſe Fragen müſſen die Kandidaten, in ein Zimmer zuſammen geſperrt, unter der Aufſicht eines Mitgliedes der Regierung beantworten, und ſo lange eingeſperrt bleiben, bis ſie mit der Beantwortung fertig ſind. Sind die Antworten, wozu gewöhnlich mehrere Tage verwendet werden, fertig, ſo werden ſie geſammelt, dem Ober-Medicinal-Kollegium zur Beurtheilung vorgelegt, und von dieſem dann ihr Werth auf mathematiſche Art berechnet. Das war nun, wie ſchon bemerkt, zu der Zeit, wo ich geprüft wurde, ganz anders. Damals war von keinem Konkurs die Rede. Wer geprüft zu werden verlangte, konnte ſich zu jeder Zeit melden, und er hatte nichts weiter zu thun, als ſich an dem Tage und um die Stunde, welche ihm dazu beſtimmt worden, vor dem Collegium medicum einzufinden, welches ihn nicht in dem Amts-Lokal des Kollegiums, ſondern in der Wohnung des erſten herzoglichen Leibarztes erwartete. Das Examen ſelbſt beſtand nicht in der ſchriftlichen Beantwortung dem Kandidaten ſchriftlich vorgelegter Fragen, ſondern in einem freien mediciniſchen Diskurs, in welchen ſich die Examinatoren mit demſelben einließen, und welcher ſich zwanglos über alle Gegenſtände des mediciniſchen Wiſſens verbreitete. Offenbar ſahen auf dieſe Art die Examinatoren weit beſſer, was an dem Kandidaten ſei, als die Aufgeber der Fragen bei den jetzigen Konkurs-Prüfungen, welche, wenn ſie die Fragen gehörig beantworten ſollten, vielleicht in eine eben ſo große Verlegenheit kommen würden, als die Konkurrenten, und gleichwohl keinen Anſtand nehmen, die Qualifikation derſelben nach Ausarbeitungen zu beurtheilen, die ſie in der Angſt ihres Herzens und im Schweiß ihres Angeſichts niedergeſchrieben haben. Was aber der vormaligen Prüfungsart einen weitern Vorzug vor den jetzt beliebten Konkurs-Prüfungen gibt, iſt die Liberalität, mit welcher die Kandidaten behandelt wurden. Beſtand der Kandidat bei der Prüfung nicht gut, ſo wurde ihm von den Exa-

minatoren bemerklich gemacht, in welchen Fächern er zurück sei. Es wurde ihm ein Viertel-, und nach Befinden ein halbes Jahr Zeit gegeben, das Mangelnde nachzuholen. Das Examen wurde, um den Ruf des Kandidaten zu schonen, als nicht geschehen betrachtet, und erst, wenn er zum dritten Mal nicht gut bestanden, wurde er nicht mit der Note: mittelmäßig oder schlecht, bezeichnet, und etwa nur bei Beförderungen zurückgesetzt, sondern, wie es sich gebührt, geradezu abgewiesen. Bestand er hingegen gut, so bekam er ein versiegeltes Zeugniß, welches er an die Regierung abzugeben hatte. Auf den Grund dieses Zeugnisses wurde er sofort von derselben verpflichtet, und durfte nun nicht nur als selbstständiger praktischer Arzt auftreten, sondern er konnte auch ohne weitere Prüfung als Physikus oder Gerichtsarzt angestellt werden.

Nicht lange, nachdem ich promoviert hatte, meldete ich mich auch zu diesem praktischen Examen, und wie bei dem Universitäts-Examen, war ich auch bei diesem gut bestanden, und ich darf hier nicht unbemerkt lassen, daß mir das Zeugniß, welches den Kandidaten in der Regel versiegelt zugestellt wurde, unversiegelt mit der Bemerkung übergeben worden, daß ich wohl lesen dürfe, was darin von mir gesagt sei. Wie ich mich über diese Aeußerung gefreut habe, läßt sich denken. Gleichsam im Triumph gab ich schon am folgenden Tag das Zeugniß an die Regierung ab, erhielt von derselben die Erlaubniß zu praktizieren, und wurde als praktischer Arzt verpflichtet.

So konnte ich nun in Ludwigsburg, oder wo ich sonst wollte, meine praktische Laufbahn ungehindert antreten; aber es fehlte an der Hauptsache, an Kranken, an welchen ich meine Kunst üben sollte. Zwar waren damals nur zwei Aerzte in Ludwigsburg, die zwei Physici, Hofmedikus Fraas und Hofmedikus Mörike; aber diese beiden hatten bereits die ganze Praxis, sowohl in der Stadt als in der Umgegend, unter sich getheilt, und dem Anfänger blieb nichts übrig, als die Armen, welche die Aerzte blos mit ihren Lobeserhebungen bezahlen, und die von anderen Aerzten aufgegebenen Kranken, welche in der Verzweiflung sich an den nächsten den besten Arzt wenden, er mag jung oder alt sein. So bekam ich bald mehrere solche Kranke in die Kur, aber den beiden Physicis konnte ich keineswegs etwas abgewinnen. Den Einen, ob er schon ein ziemlich bejahrter Mann war, wollten seine Kunden aus Dankbarkeit für seine vieljährigen Bemü-

hungen um ihre Familien nicht aufgeben, und der andere war viel zu beliebt bei dem Publikum, und besonders bei dem auch hier den Ton angebenden weiblichen Geschlecht, als daß ich ein Rival von ihm hätte werden können. Ich blieb daher lediglich auf meine Armen-Praxis eingeschränkt, und auch diese nahm nicht sonderlich zu, da mir gleich der erste Kranke, den ich in die Kur bekommen, und der an einem schweren typhösen Fieber litt, und bald darauf noch einige andere gestorben waren. Indessen tröstete ich mich mit dem bekannten Sprichwort, daß aller Anfang schwer sei, und daß sich die Sache nach und nach schon geben werde, und benutzte die Muße, die mir meine beschränkte Praxis gestattete, theils zu wissenschaftlichen Studien, theils zu schriftstellerischen Arbeiten, und namentlich zu meinem im Jahre 1789 erschienenen Versuch über die Wechselfieber, zu welchen mir die damals in Ludwigsburg sehr häufigen, und von mir vielfältig beobachteten Wechselfieber die nächste Veranlassung gaben. Ueberhaupt widmete ich mich den medicinischen Studien mit ganzer Seele, und ein so großer Freund ich sonst von der Dichtkunst war, so enthielt ich mich doch aller dichterischen Arbeiten, nicht weil ich nicht auch Muße dazu gehabt hätte, sondern weil ich fühlte, daß ich so vielen andern ausgezeichneten Dichtern gegenüber nicht als Dichter auftreten könne, und immer an den Ausspruch des Horaz dachte:

Mediocribus esse poëtis
Non Di, non homines, non concessere columnae.

In dieser einerseits widrigen, andrerseits angenehmen Lage blieb ich, bis ich im Jahre 1785 nach dem Tode des Hofmedikus Fraas als zweiter Physikus in Ludwigsburg angestellt wurde. Allein ehe ich zu dieser Epoche komme, und die Erzählung von meinem ärztlichen Leben fortsetze, muß ich erst Einiges von meinem geselligen erzählen, und hier erwähne ich zuvörderst einer Reise, welche ich mit meiner ältesten Schwester nach Teinach und Zavelstein machte. Meine Schwester sollte das Bad in Teinach gebrauchen; allein wir quartierten uns nicht da, sondern in Zavelstein ein, wo meine Goßmutter noch als Wittwe lebte, und mein jüngerer Oheim die Stelle seines schon im Jahre 1775 verstorbenen Vaters bekleidete. Ehe wir uns nach Zavelstein begaben, brachten wir ein Paar Tage in Calw zu. Die Veranlassung dazu war die Verheurathung der Schwägerin meines Oheims, zu deren Mitfeier wir eingeladen waren. Das Hochzeitessen wurde am ersten Tage in einem Gasthof gehalten, am zweiten wurde im Hause

der Aeltern gespeist. An beiden Orten wurde weidlich geschmauſt, und an beiden Tagen bis tief in die Nacht getanzt. Ich ſchlief in dem älterlichen Hauſe der Braut, und wußte nicht, daß das Haus an einen Berg angebaut war. Aber ich erinnerte mich noch wohl, wie ich in der erſten Nacht zu Bette ging, daß ich zwei Treppen hoch geſtiegen war. Ich hatte die ganze Nacht geſchlafen, ſtand frühzeitig auf, und wie ich aus dem Fenſter ſah, fand ich mein Zimmer Parterre. Ich konnte, als ich zu Bette ging, nicht ſehen, daß das Haus an den Berg gebaut war, und daß mir ein hinteres Zimmer zum Schlafzimmer angewieſen worden. Aber da eben damals die Prophezeihung des Abtes Ziehen, daß ein Theil von Deutſchland verſinken werde, ſo viel Aufſehen machte, dachte ich im erſten Augenblick an die Erfüllung dieſer Prophezeihung, ſo unglaublich und lächerlich ſie mir auch zuvor geſchienen hatte.

Aber die Hochzeitfeier war nun vorbei, wir hatten keinen Grund mehr, in Calw zu verweilen, und begaben uns nach Zavelſtein. Von der Freude der Großmutter über unſern Beſuch etwas zu ſagen, wäre überflüſſig, eben ſo auch, daß wir von unſerem Oheim auf das liebreichſte aufgenommen und bewirthet worden. Aber unausſprechlich ſind die Gefühle, welche das Wiederſehen der guten alten Frau nach einer Trennung von ſo vielen Jahren, und die Erinnerung an die ſchönen Tage, welche ich als Kind und Knabe in dem großälterlichen Haus durchlebte, das Herumwandeln in dem Dorf, in den Gärten, in den Wäldern, wo ich ſo oft meinen Großvater begleitete, das Hinabſpazieren von Zavelſtein nach Teinach auf den ſo oft von mir betretenen Fußweg, und noch ſo vieles Andere in mir erregten. Ich befand mich wieder ganz in meiner ſo froh durchlebten Kinderwelt, und wie ich die Knaben, die ehemals mit mir ſpielten, nun als Männer, die Mädchen als Frauen, und Erneſtinen als Mutter zweier ihr ähnlicher Kinder ſah, und wie ſich Alle meiner noch eben ſo lebhaft erinnerten, wie ich mich ihrer, ſo waren dieß Empfindungen, die zu den erfreulichſten meines Lebens gehören. Denn wie manches Angenehme mir auch in Teinach, wohin ich täglich ging, widerfahren iſt, wie viele intereſſante Menſchen ich unter den Badegäſten kennen gelernt, und wie viele frohe Stunden ich auch in ihrem Umgang zugebracht habe, immer kehrte ich gleich wieder vergnügt in mein liebes Zavelſtein zurück, und mit welchen wehmüthigen Gefühlen ich zuletzt von ihm ſchied, kann nur der mitfühlen, der ſeine

Kinderjahre an einem ähnlichen Ort, und unter denſelben Verhältniſſen durchlebt hat, wie ich.

Indeſſen kann ich doch nicht umhin, einiger intereſſantern Bekanntſchaften zu gedenken, welche ich unter den Badegäſten zu Teinach gemacht habe. Ich rechne dahin vorzüglich die Bekanntſchaft mit dem Regierungs-Präſidenten von Gemmingen, und ſeinem Freund, dem Regierungs-Rath Huber, aus Stuttgart. Der Erſte, einer der damaligen vorzüglichſten höhern Staatsbeamten Würtenbergs, lud mich oft zu ſich, und mein Umgang mit ihm war für mich eben ſo lehrreich, als ehrenvoll und angenehm. Der Andere, wegen ſeiner Freimüthigkeit einſt Staatsgefangener auf der Feſtung Hohen-Aſchberg, aber auf das ehrenvollſte in Freiheit geſetzt, und durch eine reichliche Penſion entſchädigt, iſt eben ſo rühmlich als Dichter bekannt. Er iſt der Verfaſſer der allgemein geprieſenen Verſuche in Reden mit Gott, die unter die beſten Gedichte der damaligen Zeit gehören, und noch einiger anderer Schriften, wie der Schrift: über die Pflichten eines Oberamtmanns. Er intereſſierte mich beſonders wegen ſeines heitern jovialiſchen Weſens, ſeines geſunden Witzes, ſeiner trefflichen Darſtellungsgabe, und ſeiner vielſeitigen Kenntniſſe. Ich fand an ihm einen der Männer, mit denen man ſogleich bekannt iſt, und die man immer lieber gewinnt, je näher man ſie kennen lernt. Ich ſah ihn beinahe täglich, und die Stunden, die ich in ſeiner Geſellſchaft zubrachte, zähle ich zu den angenehmſten meines Lebens.

Eine andere, nicht minder intereſſante Bekanntſchaft habe ich mit einem Bankier aus Straßburg und ſeiner Familie gemacht, wo mich beſonders ſeine ältere Tochter, ein Mädchen von achtzehn Jahren, anzog. Das Mädchen war eben ſo liebenswürdig als ſchön, und ſo oft ich nach Teinach hinunter kam, war es immer mein erſtes, ſie aufzuſuchen. So wurde ich immer näher mit ihr bekannt, und weil ich auch von den Aeltern wohl gelitten war, ſo wurde ich gewöhnlich auch zur Theilnahme an den Parthien in der Umgegend von ihnen eingeladen. Bei den Bergparthien fuhren die Damen auf Leiterwagen mit Ochſen beſpannt, die Herren ritten auf Eſeln, und wie ich die erſte Parthie mitmachte, ließ auch ich mir einen Eſel ſatteln. Ich beſtieg den Eſel im Angeſicht der Damen, die ſchon auf ihrem Leiterwagen ſaßen; aber ich hatte mich im Sattel zu weit vorwärts geſetzt, der Eſel bog ſeinen Kopf nieder zur Erde, ſchlug hinten aus,

und warf mich vorn herunter. Das Gelächter der Damen über den ungeſchickten Eſelsritter kann man ſich denken; aber beſonders laut lachte das ſchöne Mädchen, und ich kann nicht läugnen, daß ich mich darüber vielmehr freute, als ärgerte, weil ich eitel genug war, darin einen Beweis zu finden, daß ich ihr nicht gleichgültig ſei. Die Familie reiſte um dieſelbe Zeit von Teinach weg, als ich mit meiner Schweſter von Zavelſtein, und ich habe in der Folge leider nichts mehr von ihr gehört.

Schon vor meiner Reiſe nach Teinach hatte ich in Ludwigsburg mancherlei Bekanntſchaften mit Perſonen, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, gemacht; nach meiner Zurückkunft von der Reiſe vermehrten ſich dieſelben je länger je mehr. Unter den Perſonen männlichen Geſchlechts waren, außer den beiden Aerzten, denen ich mich gleich nach meiner Ankunft empfohlen hatte, und die wenigſtens äußerlich wohlwollend gegen mich geſtimmt ſchienen, und einigen Officieren, mit welchen mein Vater auf einem beſonders freundſchaftlichen Fuß ſtand, für mich die intereſſanteſten: der Hofmaler Holzhey, in deſſen Geſellſchaft ich nach meinem Austritt aus der Akademie auf der Diligence nach Ludwigsburg fuhr, der damals noch lebende Special Zilling, der als Pfarrer in Zavelſtein mich ſchon als Knaben ſo lieb gewonnen hatte, dann noch ein junger Geiſtlicher Namens Chriſtmann, den ich etwas ſpäter kennen lernte, und durch den ich in das Haus des Bürgermeiſters Bunz, wo er wegen ſeines angenehmen Umgangs und ſeines muſikaliſchen Talents, ſo wie auch in andern Häuſern ſehr beliebt war, eingeführt wurde, dann noch zwei andere junge Geiſtliche Stoll und Pauli, die Hofmeiſterſtellen in Ludwigsburg bekleideten, und mich vorzüglich wegen der wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen mit ihnen anzogen, und endlich den Konditor B., der mich durch ſeine wunderliche Theoſophie, und namentlich durch ſeine Meinungen von dem Durchgang des Menſchen durch die vier Elemente, und ſeiner Vollendung durch ſeine Erweckung ins Licht, von dem Sitz Gottes in der Sonne und ſeiner Vermählung mit den Planeten, die er die Vielweiberei Gottes nannte, von den Sternen, als den künftigen Sitzen der ins Licht erweckten Menſchen, ihnen von Chriſtus vermöge ſeines General-Quartiermeiſter-Amts angewieſen, u. ſ. w. beluſtigte, und den ich daher öfter, und immer mit Vergnügen beſuchte. Da ich damals noch wenig Praxis hatte, ſo konnte ich dem Umgang mit dieſen Männern deſto

mehr Zeit widmen, und je öfter ich ſie beſuchte, deſto mehr befeſtigte ſich das freundſchaftliche Verhältniß, in welches ich mit ihnen getreten war. Die meiſte Zeit indeſſen widmete ich meinem wunderlichen Konditor, welcher mir vortrefflich zu einer Hauptperſon in einem Roman zu taugen ſchien, und mich wirklich auch beſtimmte, ihm zu lieb einen ſolchen zu ſchreiben.

Ungleich weniger Umgang, als mit Perſonen männlichen, hatte ich mit Perſonen weiblichen Geſchlechts. Anfangs lernte ich zwar einige Freundinnen meiner Schweſtern kennen, welche zuweilen bei ihnen auf Beſuch kamen; aber ich ſah ſie blos, ohne in eine nähere Bekanntſchaft mit ihnen zu treten. Als ein Neuling in der Welt, der eben erſt von der Akademie kam, war ich überhaupt ſchüchtern, und mit Frauenzimmern umzugehen, verſtand ich vollends gar nicht, da wir in der Akademie von dem Umgang mit Frauenzimmern gänzlich abgeſchnitten waren. Indeſſen zogen mich unter den Freundinnen meiner Schweſtern bald drei Fräulein von Löwenſtern etwas mehr an, drei eben ſo liebenswürdige als ſchöne Mädchen. Anfangs war meine Unterhaltung mit ihnen ziemlich einſilbig, ich beobachtete ſie mehr, als ich mich mit ihnen unterhielt. Aber je öfter ich ſie ſah, deſto mehr gefielen ſie mir wegen ihres unbefangenen, ſittſamen, von jeder Art von Koketterie entfernten Betragens, und bald bildete ſich zwiſchen ihnen und mir ein näheres Verhältniß. Unſere gegenſeitigen Unterhaltungen wurden lebhafter, vertraulicher, und wie ich mich zuvor begnügte, ſie bei meinen Schweſtern blos zufällig zu ſehen, ſo ſuchte ich jetzt abſichtlich mit ihnen zuſammen zu kommen, indem ich meine Schweſtern bat, mich jedesmal rufen zu laſſen, wenn ſie bei ihnen waren. So bildete ſich allmälig ein engeres Verhältniß zwiſchen uns, und bald war es uns nicht mehr genug, uns bei meinen Schweſtern zuſammen zu finden, wir gingen auch in Geſellſchaft der letztern zuſammen ſpazieren, und nachdem ich endlich auch die Erlaubniß erhalten hatte, ſie zu Hauſe zu ſehen, ſo war ich auch eben ſo oft bei ihnen, als ſie bei meinen Schweſtern. Wie von ihnen, war ich auch von ihrer Mutter — der Vater war bereits geſtorben — jederzeit auf das beſte aufgenommen, und der Umgang mit dieſer wackern und verſtändigen Frau erhöhte nicht wenig das Vergnügen, welches ich in dem Umgang mit ihren drei Töchtern, die ich nur die drei Grazien zu nennen pflegte, fand.

Allmälig fand ich immer mehr Zutritt in gebildete Familien,

welche theils für immer in Ludwigsburg wohnten, theils nur auf kürzere Zeit dieſe Stadt zu ihrem Aufenthalt gewählt hatten, machte höchſt intereſſante Bekanntſchaften mit liebenswürdigen, zum Theil geiſtreichen Töchtern dieſer Häuſer, und zählte unter dem männlichen Geſchlecht viele Freunde, die mir wohlwollten, und mit denen ich mich manche Stunde auf das angenehmſte unterhielt. — Meine Bedürfniſſe rückſichtlich des Umgangs waren daher vollkommen befriedigt; aber um ſo weniger waren es meine litterariſchen. Zwar hatte ich an meinen zwei Freunden Pauli und Stoll Männer, deren Umgang mir auch vorzüglich in litterariſcher Beziehung unſchätzbar war, aber unſere gegenſeitige Unterhaltung bezog ſich blos auf Philologie, Philoſophie und Geſchichte; um mein Bedürfniß, die Erweiterung meiner mediciniſchen Kenntniſſe, zu befriedigen, hatte ich Niemand. Ich kam zwar mit meinen beiden Kollegen, Fraas und Mörike, öfter zuſammen, und der Erſtere nahm mich auch zuweilen bei ſeinen Beſuchen wichtigerer Kranken mit ſich; aber er war bereits zu alt, und zu wenig mit der neuern mediciniſchen Litteratur bekannt, — ſeine Bibliothek ging nur bis zum Jahre 1750, — als daß ſeine Unterhaltung ſonderlich inſtruktiv für mich hätte ſein können, und dem Andern war es mehr um die Beſorgung ſeiner ausgebreiteten Praxis, als um das Fortſchreiten in der Wiſſenſchaft zu thun. Kurz, ich war in dieſer Beziehung eigentlich verwaiſt, und gleichwohl fühlte ich tief, wie nöthig es nicht nur einem jüngern, ſondern auch ältern Aerzten iſt, ſich über ihre Wiſſenſchaft gegenſeitig zu unterhalten. Ein Arzt mag ſo reich an Kenntniſſen ſein, als er will, er mag ſo fleißig fortſtudieren, als er will, er mag durch ſein Nachdenken auf ſo viele neue Ideen gekommen ſein, als er will, wenn er blos für ſich ſtudiert, und ſich nicht auch mit den Ideen Anderer durch perſönliche Unterhaltung mit ihnen bekannt macht, ſo wird er nicht nur ein Idiot, ſondern er bleibt auch, ſelbſt wenn er der beſte Kopf iſt, in ſeiner Wiſſenſchaft zurück. Dieß iſt ſchon der Fall bei ältern Aerzten, er iſt es noch vielmehr bei jüngern, und da ich in Ludwigsburg Niemand hatte, mit dem ich mich über wiſſenſchaftliche mediciniſche Gegenſtände hätte unterhalten, und meine Ideen austauſchen können, ſo blieb mir zur Befriedigung meines Bedürfniſſes nichts übrig, als mich an meine ehemaligen Lehrer zu wenden, und, ſo oft es ſein konnte, zu ihnen nach Stuttgart zu reiſen. Ich wurde jederzeit auf das Beſte von ihnen aufgenommen, und beſonders von

Cunsbruch, der mich gewöhnlich zu Tiſche lud, und nach Tiſch ſich ſtundenlang auf das lehrreichſte mit mir unterhielt. Aber wer mich noch mehr, als Cunsbruch, und meine andern Lehrer, nach Stuttgart zog, war der erſte herzogliche Leibarzt Hopfengärtner. Ich hatte ihn öfter in Stuttgart geſehen, aber, außer bei dem praktiſchen Examen, wobei er den Vorſitz hatte, nie das Glück gehabt, mit ihm zu ſprechen. Näher lernte ich ihn zufällig in Ludwigsburg kennen, und da es mir ſchien, daß er ſich für mich intereſſiere, ſo bat ich ihn um die Erlaubniß, ihn zuweilen in Stuttgart beſuchen zu dürfen. Er gab mir dieſe Erlaubniß gern, und ich ſäumte nicht, gleich bei meinem nächſten Beſuch in Stuttgart von derſelben Gebrauch zu machen. Schon zuvor hatte ich ihn durch Cunsbruch als einen der vorzüglichſten Aerzte der Stadt kennen gelernt, aber was mir Cunsbruch von ihm ſagte, war viel zu wenig für das, war er war, und was ich an ihm fand. Der vorzüglichen Aerzte gibt es viele, und auch meine Lehrer gehörten darunter. Aber ſo ſelbſtdenkende, an originellen Ideen ſo reiche, ihrem Zeitalter in ihren Anſichten ſo weit vorausgehende Männer, wie er, ſind eine große Seltenheit, und ich zähle meine nähere Bekanntſchaft mit ihm zu den glücklichſten Ereigniſſen meines Lebens. In wenigen Stunden habe ich von ihm mehr gelernt, als von meinen Lehrern in Tagen und Wochen, und, was noch mehr iſt, ich bin durch ihn mehr, als durch ſonſt Jemand zum Selbſtdenken angeregt worden. Auch kann ich nicht unterlaſſen, hier ſchon vorläufig zu bemerken, daß ich es vorzüglich ihm zu danken hatte, daß ich früher, als ſonſt wohl geſchehen ſein würde, zu einer ausgebreiteteren Praxis in Ludwigsburg gelangt bin.

Unter dieſen Umſtänden wäre es mir freilich am liebſten geweſen, wenn ich in Stuttgart, wo ich dieſen vortrefflichen Arzt in der Nähe hatte, angeſtellt worden wäre. Allein das Schickſal hatte es anders beſchloſſen. Im Jahr 1785 ſtarb der ältere Phyſikus in Ludwigsburg, der Hofmedikus Fraas. Der Ordnung gemäß rückte der zweite Phyſikus, der Hofmedikus Mörike, in die erſte Stelle vor, und ich erhielt die durch deſſen Vorrücken erledigte zweite Phyſikatsſtelle. Es war damals eingeführt, daß jeder Angeſtellte dem Herzog in der Audienz, welche er gewöhnlich am Freitag Vormittags gab, perſönlich für ſeine Anſtellung danken mußte. Auch ich that es, und um ſo mehr, da ich als ein ehemaliger Zögling der Akademie beſonders dazu verpflichtet war. Der Herzog nahm meinen Dank gnädig

auf, und ſagte mir, daß, weil ich ein noch ſo junger, und der Leitung eines Aeltern bedürftiger Arzt ſei, ich mich deßhalb vorzüglich an ſeinen Leibarzt Jäger halten ſolle. Dieſer Weiſung zufolge begab ich mich ungeſäumt zu Jäger, ihm zu ſagen, wozu mich der Herzog angewieſen, und ihn um ſeinen Beiſtand zu bitten. Jäger war davon ſchon von dem Herzog ſelbſt unterrichtet, und erbot ſich mit Vergnügen, mich bei jeder Gelegenheit mit ſeinem Rath zu unterſtützen. Wirklich machte ich auch von dieſem Anerbieten in mehreren Fällen Gebrauch; aber ſo gefällig und freundlich Jäger ſich auch gegen mich bezeigte, ſo war und blieb doch der ernſte und finſtere Hopfengärtner der Mann, an den ich mich wandte. Ich ſchätzte zwar den Leibarzt Jäger wegen ſeiner großen Gelehrſamkeit ſehr hoch, — er war ein weit gelehrterer Arzt, als Hopfengärtner, — aber Hopfengärtner war nicht nur ein ungleich beſſerer Kopf, ſondern er war auch ein Mann von dem edelſten Charakter. Um wohlwollend zu handeln, bedurfte er keiner fürſtlichen Empfehlung. Alles Gute und Edle, was er that, ging aus ihm ſelbſt hervor, und überall zeigte er ſich als einen eben ſo braven und rechtſchaffenen, als geiſtreichen und einſichtsvollen Mann. Zum Beweis hiervon will ich nur einen einzigen Fall anführen. Unter andern Funktionen hatte das Collegium archiatrale auch die, die Apotheken im Lande zu viſitieren. Bei der Viſitation der Hofapotheke in Ludwigsburg, deren Beſitzer nach dem Tode ſeines Vaters mein hernachmaliger Schwager war, kam dieſer mit Hopfengärtner wegen eines pharmaceutiſchen Präparats in Streit. Der Streit wurde hartnäckig. Hopfengärtner behauptete ſeine Meinung, und der Apotheker mußte ſchweigen. Allein als nach Beendigung der Viſitationen, wo die Viſitatoren auf dem Rathhaus im Beiſein des Oberamtmanns, der beiden Bürgermeiſter und mehrerer Rathsglieder, den vorgeladenen Apothekern ihre Bemerkungen mittheilten, ſagte Hopfengärtner meinem Schwager, daß er ihm in Betreff ihres Streites während der Viſitation nicht habe recht geben können, daß er es aber jetzt in Gegenwart der Stadtvorſteher thue, und daß er hoffe, er werde mit dieſer öffentlichen Genugthuung zufrieden ſein. Solch ein Mann war Hopfengärtner auch als Menſch.

Durch den Tod des Hofmedikus Fraas war ich jetzt nicht nur Phyſikus, ſondern ich hatte jetzt auch als praktiſcher Arzt nur mit einem einzigen Kollegen zu konkurrieren, und durfte hoffen, daß ſich

nun auch meine Praxis bedeutend vermehren würde. Allein es geſchah nicht ſo, wie ich erwartete. Ich wurde zwar Arzt in mehreren Häuſern, wo es Fraas geweſen war, aber die meiſten fielen doch dem Hofmedikus Mörike zu, nicht allein weil überhaupt das Publikum mehr Zutrauen zu ältern Aerzten hat, als zu jüngern, ſondern auch weil die äußern Umſtände mir weniger günſtig waren, als hundert andern angehenden Aerzten. Auch der kenntnißreichſte angehende Arzt, wenn er bald zu einer bedeutenden Praxis gelangen will, muß durch äußere Umſtände begünſtigt werden. Entweder muß er einen angeſehenen und beliebten Arzt zum Vater haben, der ihn frühzeitig zu ſeinem Stellvertreter macht, oder er muß in Verbindung mit bedeutenden Familien ſtehen, oder in eine ſolche heurathen, oder er muß vornehme und einflußreiche Perſonen, beliebte Geiſtliche, u. ſ. w. zu Gönnern haben, oder er muß an ſeinen ältern Kollegen Freunde finden, deren Empfehlung bei dem Publikum natürlich mehr gilt, als das Lob der Laien. Dieß Alles war bei mir nicht der Fall. Mein Vater war Officier, kein Arzt. Er ſtand in keiner bedeutenden Familien-Verbindung in Ludwigsburg, welche mir zu meinem Fortkommen hätte förderlich ſein können. Der Geiſtliche, der mich als Knaben ſeinen Sohn nannte, war ſelbſt zu wenig beliebt in der Stadt, als daß mir ſeine Empfehlung von großem Nutzen ſein konnte. Der Hofmedikus Fraas hatte in den letzten Jahren ſeines Lebens ſelbſt keine bedeutende Praxis mehr gehabt, und ich konnte daher eine ſolche nicht von ihm erben. Der Hofmedikus Mörike endlich, obſchon er ſich bei jeder Gelegenheit äußerlich wohlwollend gegen mich bezeigte, fürchtete doch einen Rival an mir, und anſtatt mich da oder dort zu empfehlen, ſuchte er vielmehr ſich ſelbſt immer mehr geltend zu machen, wobei es ihm um ſo weniger fehlen konnte, da er in der für den Arzt ſo wichtigen Kunſt, ſich die Gunſt der Weiber zu erwerben, Meiſter war. So ſtand ich auch als Phyſikus rückſichtlich meiner Praxis ganz auf mir ſelbſt, und nur ein ganz beſonderes glückliches Ereigniß konnte mich in derſelben fördern. Dieß Ereigniß trat wirklich ein. Ein vornehmer und reicher Herr in Ludwigsburg wurde krank. Dieſer hatte keinen Arzt in der Stadt zum Hausarzt, ſondern wenn Jemand in ſeiner Familie erkrankte, ließ er den oben genannten herzoglichen Leibarzt von Stuttgart rufen. Dieß geſchah auch dieß Mal wieder. Hopfengärtner kam, kam zum zweiten und dritten Mal, und wie er beim dritten Beſuch den Kranken ganz außer

Gefahr fand, erklärte er, daß er nun keinen Beſuch von ſeiner Seite mehr nöthig finde, daß aber ein junger Arzt in der Stadt ſei, den wolle er über das, was etwa noch zu thun ſei, inſtruieren, es ſei ein junger Arzt, aus welchem etwas werden könne, und ſchon jetzt könne er ihn, wenigſtens für leichtere Fälle, aus voller Ueberzeugung empfehlen, man möge ihn alſo gleich zum Hausarzt annehmen. „Aber, entgegnete der Geneſende, er iſt doch noch gar zu jung, und zudem iſt er nicht einmal auf Reiſen geweſen.“ — „Der junge Mann,“ antwortete der Leibarzt, „wird älter werden, und das andere iſt deſto beſſer, ſo iſt er wenigſtens nicht verdorben worden.“ Hopfengärtner hatte mich nicht vergebens empfohlen; ich wurde wirklich der Hausarzt dieſer Familie, und ich erkannte bald an der Zunahme meiner Praxis, was die Empfehlung eines auch in Ludwigsburg ſo hochgeſchätzten Arztes für mich gewirkt hatte.

Nicht lange nach dieſem glücklichen Ereigniß trat ein anderes, wenigſtens dem Anſchein nach, nicht minder glückliches für mich ein. Mein Kollege Mörike wurde von einem typhöſen Fieber befallen, welches gleich vom Anfang an gefährlich zu werden ſchien. Die Familie hatte den Leibarzt Jäger von Stuttgart zu ihm rufen laſſen. Dieſer nahm ihn zwar in Behandlung, aber da er den Kranken nicht alle Tage beſuchen konnte, ſo mußte er einen Subſtituten haben, und dieſer war ich. Ich beſuchte den Kranken täglich mehrere Male, ſchrieb, um dem Leibarzt gehörig referieren zu können, Alles, was ich bemerkte, genau auf, und leiſtete überhaupt dem Kranken unterdeſſen alle und jede Hülfe, die ich ihm leiſten konnte. Allein aller Bemühungen des Leibarztes, und aller meiner Beihülfe ungeachtet, ſtarb der Kranke zum größten Bedauern des Publikums, zugleich aber auch zu meinem Vortheil, nicht ſowohl weil ich nun in die erſte Phyſikatsſtelle vorzurücken hoffen konnte, als vielmehr der Achtung wegen, in welche ich mich durch meine dem Verſtorbenen während ſeines Krankenlagers geleiſteten guten Dienſte, und die freundſchaftliche Theilnahme, die ich ihm dabei bewieſen, bei dem Publikum geſetzt hatte. Beides wurde mir von der Familie und den vielen Freunden des Verſtorbenen hoch angerechnet, und man kann leicht erachten, daß mir ein bedeutender Theil ſeiner Praxis, ehe der neue Phyſikus ernannt wurde, zufiel.

Von dieſer Seite war der Tod Mörike's für mich allerdings ſehr vortheilhaft; aber um ſo weniger war er es von der andern, ich

meine in Betreff meines Vorrückens aus der zweiten in die erste Physikatsstelle. Nach der Ordnung sollte ich allerdings vorrücken; allein dagegen sprach erstlich, daß ich erst vor zwei Jahren als Physikus angestellt worden, und zweitens der Wunsch des Publikums, daß ein älterer Arzt als erster Physikus angestellt werden möge, dessen Erfüllung um so gewisser vorauszusehen war, da derselbe auch von den Vorstehern der Stadt in einer deßhalb an den Herzog eingegebenen Vorstellung nachdrücklich ausgesprochen wurde. Als ein Mann von fünf und zwanzig Jahren konnte ich den Vorstehern der Stadt diesen Schritt gegen mich nicht verdenken. Ich sah selbst sehr gut ein, daß Mörike einige Jahre zu früh für mich gestorben, und es war Gewinn genug für mich, daß ich einen nicht unbedeutenden Theil seiner Praxis geerbt hatte, von dem ich nicht fürchtete, daß ich ihn an den neuen Physikus verlieren würde. Auch war, da mich das Glück einmal zu begünstigen angefangen hatte, der Gedanke sehr natürlich, daß der neue Physikus, wahrscheinlich ein schon betagter Mann, mich nicht lange an meinem Vorrücken in die erste Physikatsstelle hindern würde. Das Einzige, was ich fürchtete, war, daß der neue Physikus ein Mann sein könnte, der, eifersüchtig auf meine bereits gewonnene Praxis, sie auf irgend eine Weise an sich zu ziehen suchen, und mir überhaupt meine Existenz in Ludwigsburg unangenehm machen möchte. Daß diese Furcht nicht ungegründet war, zeigte sich bald. Der an Mörike's Statt angestellte erste Physikus war der früher als außerordentlicher Professor in Tübingen angestellt gewesene Physikus in Urach, D. Seubert, ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen, und ein anerkannt vorzüglicher praktischer Arzt. Wäre er auch als Mensch gewesen, was er als Arzt war, so hätte ich mich glücklich geschätzt, sein Kollege zu sein. Allein bei aller Freundlichkeit, die er äußerlich gegen mich bewies, war er doch heimlich nichts weniger, als mein Freund. Er beneidete mir nicht nur meine Praxis, sondern er suchte sie auch an sich zu ziehen, nicht indem er geringschätzig von mir sprach, sondern vielmehr indem er mir bei jeder Gelegenheit das zweideutige Lob eines jungen Mannes gab, der viel gelernt habe, dem es aber, um auch ein tüchtiger praktischer Arzt zu werden, nur noch an einer längern Erfahrung fehle. Indessen erreichte er seinen Zweck nicht so, wie er gehofft hatte. Nur diejenigen Familien, welche nach dem Tode Mörike's noch keinen Hausarzt gewählt hatten, wählten ihn dazu; nur wenige von denen, die mich

bereits zum Hausarzt angenommen hatten, gingen zu ihm über, und die Praxis, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, war zwischen uns beiden ziemlich gleich getheilt bis zu seinem Tode, der schon ein Paar Jahre nach seiner Anstellung erfolgte. Er starb an einer Darmentzündung, welche er sich durch eine Erkältung zugezogen hatte.

Durch den Tod Seuberts wurde nun die erste Physikatsstelle abermals erledigt, und da ich schon einmal übergangen worden war, so konnte ich um so eher hoffen, in dieselbe vorzurücken; allein meine Hoffnung betrog mich auch dieß Mal wieder. Wäre wiederum ein älterer Arzt als erster Physikus angestellt worden, so hätte ich mich zum zweiten Mal damit trösten können, daß auch Seubert um einige Jahre zu frühe für mich gestorben. Allein der Arzt, welcher das erste Physikat erhielt, war ohngefähr gleiches Alters mit mir, und der Vorzug, den er vor mir erhielt, würde eine Beschimpfung für mich gewesen sein, wenn er ihn seinen größern Verdiensten zu danken gehabt hätte. Bilhuber, so hieß dieser Vorgezogene, war Physikus in Vaihingen, einer an der Ems gelegenen Landstadt, und als ein geschickter Arzt und braver Mann daselbst sehr beliebt. Dessen ungeachtet würde er schwerlich das erste Physikat in Ludwigsburg erhalten haben, wenn er nicht, wie mir versichert wurde, zwei hundert Louisd'or an den Herzog dafür bezahlt hätte. Der Herzog brauchte nämlich zu seinen vielen und kostspieligen Bauten in Hohenheim viel Geld, und um dieses aufzubringen, bediente er sich neben andern Mitteln, wie bekanntlich damals auch einige andere deutsche Fürsten, des Dienstthandels. Dieß war allerdings eine sehr schlimme Seite des Herzogs, und man könnte sich wundern, daß er sich auch gegen mich, als einen ehemaligen Zögling seiner Akademie, von dieser Seite gezeigt hat. Aber der Herzog war nur der Vater der Zöglinge, so lange sie in der Akademie waren, denn sein Kind war eigentlich die Akademie; nach ihrer Entlassung aus derselben war er ihr Fürst und Herr, wie gegen alle seine Diener und Unterthanen. — Uebrigens soll zur Beförderung Bilhubers die Empfehlung des damals in Ludwigsburg residirenden Prinzen Friederich Wilhelm, eines Neffen des Herzogs, welche derselbe auf das Vorwort des damaligen, bei dem Prinzen vielgeltenden Spezials Pfleiderer, bei dem Herzog einlegte, viel mitgewirkt haben, was ich um so lieber glaube, da der Prinz aus weiter unten anzuführenden Gründen nicht günstig gegen mich gesinnt war. — Doch dem sei, wie ihm wolle, ich war

in jedem Falle unbilligerweiſe zurückgeſetzt, und dieſe Zurückſetzung würde noch ungleich kränkender für mich geweſen ſein, wenn ich nicht an Bilhuber einen Kollegen erhalten hätte, welchen ich eben ſo ſehr ſeines Charakters, als ſeiner Kenntniſſe wegen, zu ſchätzen Urſache hatte, und mit welchem ich daher auch bald in ein wahrhaft freundſchaftliches Verhältniß getreten war.

Aber auch Bilhuber bekleidete die erſte Phyſikatsſtelle nicht lange. Er war noch nicht zwei Jahre lang in Ludwigsburg, ſo verlor er ſeine Frau, und nach Verfluß der Trauerzeit hatte er beſchloſſen, ſich wieder zu verheurathen. Er hatte ſich zur Braut ein ſchönes junges Mädchen ausgeſucht, er hatte ſich mit ihr verlobt, bereits Brautviſiten mit ihr gemacht, und der Tag der Hochzeit war bereits beſtimmt, als er aus dem ekſtatiſchen Zuſtand, in welchen ihn ſein Bräutigamſtand verſetzt hatte, in ein typhöſes Fieber verfiel, an welchem er ſtarb.

So war nun, ſeit ich zweiter Phyſikus geworden, das erſte Phyſikat zum dritten Mal erledigt, und die Frage war jetzt, ob ich abermal zurückgeſetzt zu werden fürchten müſſe? Allerdings mußte ich dieß. Die Vorgänge hatten mich geſchreckt, und die Sage ging, daß die Zahl der Bewerber um die offene Stelle ſehr groß, und daß unter ihnen mehrere ſeien, welche bedeutende Summen aufwenden würden. Feſt entſchloſſen, nie eine Stelle zu kaufen, mußte ich einen andern Weg einſchlagen, als den bisherigen einfachen und geraden Weg der Meldung. Ich begab mich daher nach Stuttgart, um mich mit meinen dortigen Freunden über die Sache zu beſprechen, und erfuhr von ihnen, daß, wenn ich den Geheimenrath Fiſcher auf meine Seite bekommen könnte, ich ohne Zweifel reuſſieren würde. Nun kannte ich weder den Geheimenrath Fiſcher, noch er mich; dennoch entſchloß ich mich, zu ihm zu gehen, und da mir meine Freunde geſagt hatten, daß es ein gutes Zeichen ſei, wenn er mich vor ſich laſſe, ſo nahm ich mir vor, den Zutritt zu ihm, wenn er ihn nicht freiwillig geſtatte, zu erzwingen. Richtig wurde ich, wie meine Freunde vermuthet hatten, durch den Kammerdiener, der mich bei ihm meldete, mit der Bemerkung abgewieſen, daß Seine Excellenz nicht zu ſprechen ſeien, weil Sie im Bade ſitzen. „Das macht mir Nichts, erwiderte ich, ich bin ein Arzt, vor dem man ſich weder im Bade, noch in jedem andern Fall zu genieren braucht, und überdieß kann ich meiner Geſchäfte

wegen nicht lange in Stuttgart verweilen, gehen Sie also noch einmal hinein zu dem Herrn Geheimenrath, und sagen Sie ihm das." Der Kammerdiener zögerte, und ich fuhr fort: „Bedenken Sie sich nicht, noch einmal zu dem Herrn Geheimenrath hineinzugehen, sonst gehe ich selbst hinein." Dieß setzte den Kammerdiener in Bewegung, er that, was ich verlangt hatte, und siehe da! der Geheimerath trat in das Vorzimmer, wo ich wartete, angekleidet heraus, grüßte mich freundlich, und sagte: „Ich weiß wohl, weßwegen Sie mich sprechen wollen, Sie suchen das erledigte erste Physikat in Ludwigsburg." — „Ja, Euer Excellenz, erwiderte ich, und ich weiß, daß ich es erhalten werde." — „Wie so?" fragte er. — „Weil Sie, antwortete ich, Minister sind; wären Sie es früher gewesen, so würde ich schon das erste Mal nicht zurückgesetzt worden sein, jetzt muß Alles den geraden Weg gehen, und darum bin ich gewiß, daß es mir dieß Mal nicht fehlen wird." „Sie haben es getroffen, erwiderte er, nachdem er sich einige Augenblicke besonnen hatte, hier gebe ich Ihnen meine Hand, Sie sind der Stelle würdig, und ich werde bei dem Herzog für Sie thun, was ich vermag." So bestätigte sich die treffliche Maxime Göthe's, daß man die Menschen, bei denen man etwas gegen ihre Absicht durchsetzen will, nehmen müsse, wie sie sein sollen, nicht wie sie sind, auch bei mir. Wider seinen Willen wurde der Geheimerath für mich gestimmt. Wenige Tage nach dieser Audienz erhielt ich das Anstellungs-Dekret als erster Physikus in Ludwigsburg, und an meine Stelle trat der von einer andern Seite her begünstigte und empfohlene Sohn des verstorbenen Hofmedikus Mörike, wodurch der Geheimerath ohne Zweifel noch mehr zu meinen Gunsten gestimmt worden war.

Schon als zweiter Physikus war ich bereits verheurathet, und meine Verheurathung fiel gerade in die Zeit, wo Seubert zum ersten Physikus ernannt worden. Wäre ich noch unverheurathet gewesen, so hätte ich wohl sehr klug gehandelt, wenn ich mich um die Hand seiner ältesten Tochter, eines schönen und geistreichen Mädchens, beworben hätte. Allein ich wollte keine Frau, welcher ich mehr, als sie mir, zu danken gehabt hätte, und eben darum wählte ich mir auch kein Mädchen aus den einflußreichen Familien der Stadt, ungeachtet ich hier eben so wenig einen Korb hätte fürchten müssen, als von der Tochter Seuberts. Das Mädchen, wel-

ches ich mir zur Braut wählte, war die Tochter des Hofapothekers Bischoff in Ludwigsburg, ohne großes Vermögen, ganz einfach erzogen, aber ein Mädchen von Geist, eben so liebenswürdig, als schön. Sie war erst siebenzehn Jahr alt, als ich sie heurathete, und wer mich vorzüglich auf ihre vielseitigen Vorzüge aufmerksam machte, war mein Freund Pauli, welcher sich selbst bereits um sie bewarb, allein weil er keine Aussicht auf eine baldige Anstellung als Geistlicher hatte, seine Bewerbung freiwillig aufgab, und um so weniger scheel dazu sah, daß ich an seine Stelle trat, da er ihr Herz für sich zu gewinnen wenig Hoffnung hatte. So aufmerksam auf sie gemacht, suchte ich nun näher mit ihr bekannt zu werden, kam öfter, um sie zu sehen, in die Apotheke, wurde bald bekannter und vertrauter mit ihr, das Wohlgefallen an ihr ging in Liebe über, und nachdem ich an ihrer Gegenliebe nicht mehr zweifeln konnte, bat ich sie um ihre Hand, die Aeltern um ihre Einwilligung, und nach Verfluß weniger Wochen nach der Verlobung traten wir an den Altar.

War meine schöne junge Frau schon als Mädchen geistreich und liebenswürdig, so entwickelte sich ihr Geist und ihr schöner Charakter immer mehr. Als Hausfrau trieb sie ihr Hauswesen mit eben so viel Fleiß und Ernst, als Klugheit und Verstand. Ohne geizig zu sein, war sie sparsam, wohlthätig, ohne zu verschwenden, in allen ihren Handlungen besonnen, einfach in ihrem Betragen, wie in ihrem Anzug, wohlwollend und dienstfertig gegen Jedermann, versöhnlich, wenn sie beleidigt wurde, und stets bereit, Frieden zu stiften, wenn sich unter ihren Bekannten Mißhelligkeiten entsponnen hatten, eine ächte Freundin ihrer Freundinnen, eine treue und liebevolle Gattin, eine zärtliche sorgsame Mutter ihrer Kinder, bis zu ihrem Tode. Da zur damaligen Zeit die Töchter bürgerlicher Familien, der wahren Bestimmung des weiblichen Geschlechts gemäß, blos zu tüchtigen Hausfrauen und sorgsamen Müttern, nicht zu Kunststickerinnen, Malerinnen, Musikantinnen, oder gar zu gelehrten Weibern erzogen wurden, so war dieß auch der Fall mit meiner Frau. Sie hatte nichts, als Lesen, Schreiben, Rechnen, und einen korrekten Brief schreiben gelernt, aber sie verstand das Kochen, Backen, das Waschen, das Bügeln, das Stricken und Nähen, und überhaupt alle weibliche Arbeiten vollkommen. Indessen begnügte sie sich damit nicht; sie wollte auch geistig beschäftigt sein, sie wollte ihren Geist durch Lesen guter, für ihr Geschlecht tauglicher Bücher ausbilden, sie wollte auch fran-

TAYLOR INS

zösisch lernen, u. s. w. Ich half ihr dazu, so viel ich vermochte, aber das Hauptverdienst um sie hatte in dieser Beziehung mein Freund Stoll. Nicht nur war er ihr Lehrer im Französischen, sondern als vieljähriger Erzieher, auch weiblicher Personen, war er ihr auch zu ihrer geistigen Ausbildung überhaupt auf alle Weise förderlich. So wurde sie, wie sie eine vorzügliche Hausfrau war, auch eine im hohen Grade geistig gebildete Frau, und um dieses doppelten Vorzugs willen war sie auch von Jedermann, der sie näher kennen lernte, selbst von Männern, wie Schiller, eben so verehrt, als wegen ihres edeln und liebenswürdigen Charakters geschätzt und geliebt*). — Als Zögling der Akademie mußte ich zu meiner Verheurathung die Erlaubniß von dem Herzog nachsuchen. Mit der ertheilten Erlaubniß erhielt ich auch zugleich den Charakter als herzoglicher Hofmedikus, gleichsam zum Hochzeitgeschenk, und das nächste Mal, als der Herzog das militärische Waisenhaus besuchte, wurde ihm und der Frau Herzogin auf ihr Verlangen meine Frau von mir vorgestellt und von beiden auf das gnädigste behandelt.

Nach dieser Schilderung meiner Frau muß ich zunächst auch ihrer Aeltern und Geschwister, und ihrer nächsten Anverwandten erwähnen. Ihr Vater war, wie schon bemerkt, Hofapotheker in Ludwigsburg, eben so allgemein anerkannt als einer der bravsten Männer in der Stadt, als ein geschickter und fleißiger Apotheker. Ihre Mutter, die Tochter des Bürgermeisters und Kaufmanns Burk in Leonberg, galt allgemein für eine der verständigsten und wackersten Hausfrauen in Ludwigsburg. Von ihren damals lebenden Geschwistern übernahm der ältere Bruder das Geschäft des Vaters — die Apotheke —, der jüngere wurde als Oberamtsarzt in Ludwigsburg angestellt. Die älteste Schwester ist an den Hofprediger Harpprecht daselbst verheurathet, die zweite war die Gattin des verstorbenen Oberfinanzraths Moser in Stuttgart, die jüngste lebt als Wittwe des Stallmeisters Leutze in Ludwigsburg. Harpprecht kannte ich schon vor seiner Verheurathung als einen hochgeschätzten Geistlichen. Er war zuerst Garnisonsprediger auf der Festung

*) Siehe die beiden angehängten Briefe von Schiller vom Mai und November 1794.

Anmerkung des Herausgebers.

Hohen-Aſchberg, wurde dann Pfarrer in dem an dem Fuß der Feſtung gelegenen Marktflecken Aſchberg, bald darauf Garniſonsprediger in Ludwigsburg. Von hieraus wurde er zum Kaplan an der Hofkapelle in Stuttgart befördert, verließ aber dieſe Stelle nach dem Tode des Königs Friedrich, indem er ſeiner Wittwe, der Königin Mathilde, als ihr Hofprediger und Beichtvater, nach Ludwigsburg, ihrem Wittwenſitz, folgte, und zugleich wieder in ſeine früher bekleidete Garniſonsprediger-Stelle daſelbſt eintrat. Er iſt einer der ausgezeichnetſten Geiſtlichen, die ich kenne, ein vorzüglicher Prediger, und ein eben ſo braver und rechtſchaffener Mann. Zu den Anverwandten meiner Frau gehört vorzüglich ihr Oheim, der Schwager ihrer Mutter, der Kammerrath Cleß, ein Mann von vielen Eigenheiten und Wunderlichkeiten, aber von dem beſten Charakter, wohlwollend, wie es wenige Menſchen gibt, der redlichſte und gewiſſenhafteſte Berather der Familie, und beſonders gewogen meiner Frau, welche ſein Liebling unter ihren Geſchwiſtern war. Er wurde in der Folge Cameral-Verwalter auf der Feſtung Hohen-Aſchberg, wo ich ihn öfters beſuchte, und manche heitere Stunde mit ihm und ſeiner braven Frau durchlebte.

So viel von meinem häuslichen und geſelligen Leben; ich komme nun zu meinem ärztlichen. Hatte ſich ſchon bei Lebzeiten meiner Vorfahren Seubert und Bilhuber meine Praxis bedeutend vermehrt, ſo nahm ſie jetzt noch mehr zu, obſchon mein Kollege Mörike, als der Sohn ſeines bei dem Publikum ſo beliebt geweſenen Vaters, und zugleich als Glied einer der einflußreichſten Familien in Ludwigsburg, in welche er ſich verheurathet hatte, nicht viel hinter mir zurückblieb. Außer den vielen bürgerlichen Familien, deren Hausarzt ich war, hatte ich auch die meiſten adeligen zu beſorgen, nahmentlich die Familien des Oberſten von Dedell, der Generale von Nicolai und von Maucler, die Familie des Reichshofraths von Moſer, der nach ſeinem Zurücktritt aus ſeinen Staatsdienſten in Ludwigsburg privatiſierte. Die erſte dieſer Familien, deren Hausarzt ich geworden, war die von Dedellſche, dieſelbe, welcher ich als ein noch ganz junger Arzt von Hopfengärtner empfohlen worden. Bei der von Nicolaiſchen Familie wurde ich ſchon nach dem Tode des Hofmedikus Mörike Hausarzt, bei der von Mauclerſchen erſt nach dem Tode Seuberts, und bei der von Moſerſchen nach dem Tode Bilhubers. Alle dieſe Familien achteten mich nicht nur als

ihren Arzt, sondern sie beehrten mich auch mit ihrer Freundschaft. Ich besuchte sie daher auch sehr oft bloß als Hausfreund, und nie verließ ich sie, ohne etwas von dem feinen und gewandten Obersten von Dedell für mein freieres Betragen in der Gesellschaft, von dem geistreichen und vielfältig unterrichteten General von Nicolai für meine Einsicht, von dem hofklugen und fürstenkundigen Prinzenerzieher General von Maucler für mein Benehmen gegen die Großen, von dem gelehrten, witzigen und welterfahrenen Reichshofrath von Moser, trotz seiner mancherlei Wunderlichkeiten, für meine Welt- und Menschenkenntniß, und von ihren Gemahlinnen, besonders der Frau Generalin von Maucler, für meine sittliche Bildung gewonnen zu haben.

So war ich nun der Hausarzt der vornehmsten Familien in der Stadt, nur der damals in Ludwigsburg privatisierende Prinz Friederich Wilhelm beehrte mich nach dem Tode Bilhubers nicht mit seinem Zutrauen, sondern wählte zu seinem Hausarzt den nicht lange zuvor nach Ludwigsburg gekommenen ganz jungen Arzt, D. Hardegg. Zwar wand sich der Prinz in wichtigern Fällen an den Leibarzt Hopfengärtner in Stuttgart; aber Hardegg war mir doch vorgezogen, und obschon ich ihn selbst wegen seines trefflichen Kopfs und seiner vielseitigen Kenntnisse, und besonders wegen seiner Geschicklichkeit in der Chirurgie, hochschätzte, und bereits in freundschaftlicher Verbindung mit ihm stand, so würde mich dennoch der Vorzug, den ihm der Prinz vor mir gab, gekränkt haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß es nicht Mißtrauen gegen mich, sondern Zorn über mich war, warum er Hardegg, nicht mich, zu seinem Hausarzt wählte. Die Sache verhielt sich nehmlich so. Ich hatte auf Veranlassung einer nahe drohenden Blatternepidemie schon im Januar einige adelige Kinder geimpft, und der Prinz wollte, daß auch die Kinder seines Kammerherrn und Jugendfreundes, des Grafen von Zeppelin, doch erst im Mai, als der bessern Jahreszeit, geimpft werden sollten. Vermuthlich hatte man ihm nicht gesagt, daß eine Blatternepidemie nahe sei, und daß es zu spät sein möchte, die Zeppelinschen Kinder erst im Mai zu impfen. Er hieß daher mein frühzeitiges Impfen übereilt und gesetzwidrig, nannte mich einen medicinischen Despoten, beschuldigte mich, daß ich eine Blatternepidemie in die Stadt bringe, drohte mich bei dem Herzog zu verklagen, ja sogar auf meine Kassation anzutragen, doch wollte er zuvor das Collegium archiatrale um seine

Meinung über die Sache fragen. Auf ſeine Zuſchrift an daſſelbe wurde ihm geantwortet, daß ich durchaus gegen kein Geſetz gehandelt, daß ich vielmehr recht gethan, vor dem Ausbruch der Epidemie zu impfen, und daß ich vielmehr Lob als Strafe verdient hätte. Auf dieſe Belehrung unterließ er nicht nur ſeine Klage gegen mich, ſondern er ließ auch die Zeppelinſchen Kinder bald darauf in Stuttgart durch den Leibarzt Hopfengärtner impfen. Aber ſeine Gunſt hatte ich einmal verloren, und weil ich nicht einſah, wie ich dieſelbe würde wieder gewinnen können, ließ ich die Sache vor der Hand gut ſein, und erwartete das Beſte von der Zeit. Ich wußte, daß der Prinz, wenn er glaubte, Jemanden unrecht gethan zu haben, es nicht nur bereue, ſondern auch auf alle Weiſe wieder gut zu machen ſuche, und dieß war denn auch bei mir der Fall. Der Herzog Karl, der Oheim des Prinzen, war im Oktober 1793 geſtorben, der Prinz nahm Kondolenz an, und da der Adel, das Militär, die Geiſtlichkeit, der Magiſtrat, und die Staatsbeamten aller Klaſſen ſich in dieſer Abſicht parthienweiſe in das Palais des Prinzen begaben, ſo konnte ich natürlicherweiſe nicht zurückbleiben. Ich ſchloß mich daher auch an eine Parthie an, und zwar an eine ſolche, wo ich den Sprecher machen konnte. Im Vorzimmer trafen wir den Grafen von Zeppelin, der ſich mit mir beſonders freundlich unterhielt, bis die Thüren geöffnet und wir vor den zwiſchen ſeinen zwei Söhnen ſtehenden Prinzen gelaſſen wurden. Der Prinz empfing uns ſehr gnädig, hörte, was ich zum Lobe des verſtorbenen Herzogs ſagte, wohlgefällig an, beſtätigte es mit Zuſätzen und entließ uns dann eben ſo gnädig, als er uns empfangen hatte. Am folgenden Morgen machte ich einen Beſuch in dem von Mauclerſchen Hauſe. „Sie ſind ja geſtern bei dem Prinzen geweſen, rief mir bei dem Eintritt die Frau Generalin entgegen, er war geſtern Abend bei uns, Ihr Beſuch hat ihn ſehr gefreut, er hat geſagt, Ihr Erſcheinen bei ihm ſei ein Beweis, daß Sie ihm wieder gut ſeien.“ Von dem edeln Charakter des Prinzen konnte ich nichts Anderes erwarten, als eine ſolche Aeußerung, und wie ſehr ich mich durch meine Aufwartung bei ihm in Gunſt geſetzt, beweiſt das Zutrauen, welches er fortan gegen mich als Arzt bewieſen, indem er mich bei bedeutenden Kranken aus ſeiner Dienerſchaft gewöhnlich zuziehen ließ, und mit meinen Rathſchlägen ſich immer zufrieden bezeigte. Hätte ſich jener Vorfall mit der Blatternimpfung nicht ereignet, und wäre ich nicht früher, wie

wahrſcheinlich geſchehen, von Jemand bei ihm angeſchwärzt worden, ſo wäre vielleicht mein ganzes künftiges Schickſal anders geworden. Er hätte mich als regierender Herr vermuthlich zu ſeinem Leibarzt berufen, ob zu meinem Glück, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß er auch als regierender Herr ſtets gnädig gegen mich geſinnt geblieben, und es ſehr ungern geſehen hat, daß ich das Vaterland verlaſſen habe.

Dieſes temporäre Mißverhältniß mit dem Prinzen hatte auf mein Verhältniß zu dem Publikum gar keinen Einfluß. Ich hatte mich bei demſelben zu feſt in Kredit geſetzt, als daß mir meine Hintanſetzung von dem Prinzen irgend etwas hätte ſchaden können. Im Gegentheil nahm mein Kredit bei dem Publikum vielmehr zu, da es ſah, wie ſehr ich mich durch meinen Eifer in meinem Beruf, in deſſen Erfüllung ich den Hauptzweck meines Lebens ſetzte, ſeines Vertrauens würdig zu machen ſtrebe. Dieß wurde mir auch gar nicht ſchwer. Schon von der Akademie aus überall an die ſtrengſte Ordnung und an eine ſtete Beſchäftigung gewöhnt, trieb ich auch meine Praxis auf die gewohnte Weiſe. Im Sommer begann ich meine Krankenbeſuche früh um ſieben, im Winter um acht Uhr. Nach Tiſch gab ich Audienz zu Hauſe, ſtudierte dann bis gegen Abend, wo ich alle wichtigern Kranke zum zweitenmal beſuchte, und wenn ich keine ſolchen zu beſorgen hatte, ging ich mit meiner Frau und einigen Freunden und Freundinnen ſpazieren auf das Land. Abends um neun Uhr legte ich mich in der Regel zu Bette, und wenn ich in der Nacht zu einem Kranken gerufen wurde, war ich ſtets bereit, dem Ruf zu folgen. Ueber alle meine Kranken führte ich ein genaues Tagebuch, in meinen jüngern Jahren am Krankenbette ſelbſt, weil ich mich dadurch den Kranken als einen ſorgſamen Arzt zu empfehlen glaubte, in meinen ſpätern, wo ſich meine Praxis bedeutend vermehrt hatte, zu Hauſe. Als erſter Phyſikus hatte ich auch das Waiſenhaus, das Zucht- und Arbeitshaus, und die Irren-Anſtalt zu beſorgen, und man kann ſich leicht vorſtellen, daß ich, obgleich die Phyſici zu der damaligen Zeit halb ſo viel zu ſchreiben hatten, als jetzt, bei meiner bedeutenden Praxis, ohne das eine oder das andere jener Geſchäfte zu vernachläſſigen, wenig Muße zum Studieren und zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten hatte. Indeſſen ſuchte ich mit dem Fortſchreiten der Wiſſenſchaft immer gleichen Schritt zu halten, ſchaffte mir alle wichtigern neuen Schriften an, ſchrieb beim Leſen derſelben meine eigenen Gedanken nieder, und ſelten beſuchte ich einen bedeu-

tenden Kranken, ohne daß ich zuvor meine alten bewährten Praktiker über die Krankheit nachgeſchlagen hätte. So kam ich immer tiefer in das praktiſche Leben hinein, meine Erfahrung wurde täglich reicher, das Prakticieren wurde mir immer leichter, und, wie ſo viele hundert Aerzte, würde auch ich zuletzt in einen heilloſen Schlendrian verfallen ſein, wenn nicht mein guter Genius mich davor bewahrt hätte. Die Luſt zu wiſſenſchaftlichen Studien erwachte von Zeit zu Zeit immer wieder auf's neue bei mir, nur hatte ich, außer Hardegg, Niemand, mit dem ich meine Ideen austauſchen konnte, und weil ich nicht mehr ſo oft nach Stuttgart zu Hopfengärtner, meinen Lehrern und meinen ehemaligen Mitſchülern reiſen konnte, unterhielt ich mich um ſo öfter mit ihm. Er war ein vortrefflicher, an Kenntniſſen reicher Kopf, und dankbar geſtehe ich, daß ich durch ihn in meinen Studien weit mehr gefördert worden, als durch das Leſen und Studieren ſelbſt der beſten neuern Schriften.

Freilich halfen mir meine theoretiſchen Studien zu einer deſto beſſern Betreibung meiner Praxis nicht ſo viel, als ich davon erwartete. Ich fand bald, daß es etwas ganz anderes um die Praxis iſt, als um die Theorie. In der Praxis kann nur nach praktiſchen, unmittelbar aus der Erfahrung geſchöpften Grundſätzen gehandelt werden, und die einzig wahre, d. h. am Krankenbette brauchbare Theorie iſt die, welche die Erfahrung zur Grundlage hat. Von der Beobachtung der Natur iſt die Heilkunde ausgegangen, durch die fortgeſetzte Beobachtung der Natur muß ſie auch vervollkommnet werden. Die Geſetze der Natur ſind ewig und unveränderlich, und die Erſcheinungen, durch welche ſich das geſunde und kranke Leben des Organismus ausſpricht, erfolgen bei all' ihrem unendlichen Wechſel nach dieſen ewigen und unveränderlichen Geſetzen. Auch in den Erſcheinungen iſt alſo Wahrheit und Unveränderlichkeit, und wo wir daher eine eigene Verbindung und Aufeinanderfolge krankhafter Erſcheinungen, oder, in der Sprache der Schule zu reden, eine beſtimmte Form der Krankheit wahrnehmen, da dürfen und müſſen wir auch auf einen eben ſo beſtimmten innern Krankheitszuſtand des Organismus, als Urſache derſelben, ſchließen. Freilich gelangen wir mittelſt dieſer Schlüſſe blos zur Erkenntniß des Daſeins der mancherlei Krankheitszuſtände; ihr inneres Weſen, ihre eigentliche Beſchaffenheit, lernen wir dadurch keineswegs kennen. Dazu können uns nur Anatomie, Phyſik, Chemie führen. Allein alle dieſe Wiſſen-

ſchaften ſind ſelbſt erſt noch im Werden, und es iſt die Frage, ob wir es je ſo weit bringen, eine Phyſiologie des Organismus, im wahren Sinne des Worts, darauf gründen zu können. Ins Innere der Natur dringt kein erſchaffener Geiſt, ſagt einer unſerer größten Naturforſcher, und beſonders gilt dieſer Ausſpruch von der organiſchen Natur. Aber glücklicherweiſe bedürfen wir, als praktiſche Aerzte, dieſer tiefern Kenntniß des Organismus, und ſeiner manchfaltigen Krankheitszuſtände nicht. Wir können auch ohne ſie ſehr gute praktiſche Aerzte ſein, wenn wir durch Erfahrung ſo gute Semiotiker, Artiologen und Heilmittelkundige geworden ſind, um bei jedem zu behandelnden Kranken aus der Beſchaffenheit der Erſcheinungen auf den ihnen zu Grunde liegenden beſtimmten Krankheitszuſtand richtig zu ſchließen, die nähern und entferntern Urſachen deſſelben aufzufinden, und zu ihrer Beſeitigung diejenigen Mittel zu wählen, deren Wirkſamkeit durch ſichere Erfahrungen bewährt iſt. Freilich verfahren wir ſolchergeſtalt blos empiriſch; allein unſer Verfahren iſt darum nicht weniger rationell, als es ſein würde, wenn wir unſere Indikationen von dem Weſen der Krankheit hernehmen, und von der Wirkungsart unſerer Heilmittel, von denen wir, wie Lichtenberg ſagt, blos wiſſen, wie ſie auf der erſten Station wirken, vollkommen Auskunft geben könnten. Aber dieſes empiriſch-rationelle Verfahren immer mehr zu vervollkommnen, d. h. zu einer immer größern Gewißheit und Sicherheit darin zu gelangen, gibt es nur ein Mittel, die unermüdet fortgeſetzte, treue und unbefangene Beobachtung der Natur. Die Natur iſt das große Buch, das wir immer leſen, immer ſtudieren müſſen, wenn wir in unſerer Kunſt immer weiter kommen wollen. Und was wir nächſt dem Buch der Natur leſen und ſtudieren müſſen, ſind nicht die voreilig aufgeſtellten theoretiſchen Syſteme, zu deren Lob man höchſtens ſagen kann, was Terenz von ſeinen Komödien ſagt:

> Poëta cumprimum animum ad scribendum appulit,
> Id sibi negoti credidit solum dari,
> Populo ut placerent quas fecisset fabulas,

ſondern die Schriften der treuen Beobachter der Natur, und beſonders der Alten. Auch der emſigſte und aufmerkſamſte Beobachter ſieht für ſich allein nur wenig, er muß alſo auch das benutzen, was Andere geſehen haben. Nur ſo lernt er die Natur von allen Seiten ſehen. Aber ſie nicht falſch durch Andere ſehen zu lernen, muß er

ſich einzig und allein an die Schriften ſolcher Männer halten, welche ſie treu, nicht durch das trübe Medium eines Syſtems, beobachtet haben. Es iſt unglaublich, wie viel man ſieht, wenn man die Natur treu und unbefangen beobachtet, und wie ſehr durch ein ſolches fortgeſetztes Beobachten der Beobachtungsgeiſt ſelbſt geſchärft wird. Von beidem haben wir das belehrendſte Muſter an den Alten. Was für einen Schatz von Beobachtungen enthalten nur allein die Schriften des Hippokrates, und was für ein hoher Grad von Beobachtungsgeiſt gehört nicht dazu, um Alles das wieder zu ſehen, was er ſchon geſehen hat! Aber auch unter den neueren Aerzten gibt es treue und unbefangene Beobachter der Natur, und dieſe ſind es auch, die ihren Beobachtungsgeiſt durch ſeine ſtete Uebung ſo geſchärft haben, daß ihnen an dem Krankenbette ſelten etwas entgeht, was auf die richtige Erkenntniß und Behandlung der Krankheiten von Einfluß iſt. Nur ſolche Beobachter können, wenn ſie ihre Beobachtungen bekannt machen, die allgemeine mediciniſche Erfahrung wahrhaft bereichern, und ſie ſind es auch, welche die wichtigſten Entdeckungen machen, — Entdeckungen, die nicht nur zur fortſchreitenden Ausbildung des echt praktiſchen Syſtems der Heilkunde, ſondern auch zur Bereicherung des Heilmittelapparats mit neuen, und zur richtigern Erkenntniß der Kräfte der alten dienen. Ueberhaupt iſt Alles, was die Heilkunde wahrhaft ſchätzbares beſitzt, durch dieſe treuen, unbefangenen und geübten Beobachter der Natur entdeckt worden. So lernten wir eines unſerer größten Heilmittel, die Chinarinde, ſo die große antiphlogiſtiſche Kraft des Queckſilbers, ſo die Wirkſamkeit der Alkaloiden, kennen. So kamen wir zur Errichtung der Quarantaine-Anſtalten gegen die Peſt. So entdeckte der unſterbliche Jenner die ſchützende Kraft der Kuhpocken gegen die Menſchenpocken. Kurz, das Studium der Natur, und das fleißige Leſen der Schriften treuer und unbefangener Beobachter ſind die Mittel, wodurch ſich der praktiſche Arzt bildet, ſowie ſie auch der einzige wahre und ſichere Weg ſind, zu einem für die Praxis brauchbaren Syſtem der Heilkunde zu gelangen. Zu meinem Glück habe ich dieſen Weg ſchon bei'm Beginn meiner praktiſchen Laufbahn betreten, allein ich bin dadurch den theoretiſchen Studien keineswegs abhold geworden. Wie die Schriften der guten Praktiker, las ich auch die Schriften der Theoretiker, und ihre verſchiedenen Anſichten haben auch die meinigen auf eine eben ſo verſchiedene Art verändert. So war ich zuerſt, dem Beiſpiel meiner

Lehrer folgend, ein Humoralpatholog. So war ich, angeregt durch Cullen und Andere, ein Nervenpatholog. So war ich weiterhin, vorzüglich angeregt durch Weickard, den ich während seines Aufenthalts in Heilbronn persönlich kennen lernte, ein Brownianer, so durch das Studium der Röschlaubschen Schriften ein Erregungstheoretiker geworden. Aber wenn ich mich frage, ob ich am Krankenbette ein Humoralpatholog, ein Nervenpatholog, ein Brownianer, ein Erregungstheoretiker war, so muß ich mir die Frage mit Nein beantworten: Zum Leitfaden bei meinem Verfahren am Krankenbette diente mir einzig und allein das empirisch-rationelle System, das ich mir gleich beim Beginn meiner Praxis zu bilden angefangen hatte. Ich wollte nichts weiter, als mich zum praktischen Arzt ausbilden, und wenn ich von dem einen zum andern jener Systeme überging, so geschah es, weil ich von jedem etwas für die Praxis zu gewinnen hoffte, und von dem neu aufgestellten natürlich mehr erwartete, als von den vorhergegangenen. Aber keines von allen hat mir zur Vervollkommnung meines empirisch-rationellen Systems so viel geleistet, als das Krankenbette. Nur am Krankenbette bildet sich der praktische Arzt, nicht durch das Studium theoretischer Systeme, die zwar dem Scharfsinn ihrer Urheber Ehre machen, aber am Krankenbette um so weniger taugen, je spekulativer sie sind. Auch die scharfsinnigsten Theorien haben die Praxis wenig oder nicht gefördert, und wer diese Behauptung bestreiten will, der soll mir sagen, ob unter der Herrschaft der Nervenpathologie, des Brownianismns, und selbst des naturphilosophischen Systems, mehr Kranke genesen sind, als unter der Herrschaft der ehemaligen Humoralpathologie. Genesen und Sterben war unter der Herrschaft aller bisher aufgekommenen Systeme ziemlich gleich, und die glücklichsten Aerzte sind von jeher die gewesen, die am Krankenbette richtig beobachtet, sich aus ihren Beobachtungen Erfahrungen gebildet, und daraus die Grundsätze und Maximen ihres Handelns gezogen haben. Nur solche Aerzte stehen am Krankenbette an ihrem Platz, die Theoretiker gehören auf ihren Katheder, hier ist ihre Stelle, am Krankenbette spielen sie, wie die Erfahrung lehrt, gewöhnlich eine undankbare, ja sogar oft eine lächerliche Rolle. Indessen will ich damit keineswegs gesagt haben, daß der Arzt alles Theoretisieren bei Seite legen, und blos auf stete Vermehrung seines Schatzes von Erfahrung bedacht sein soll. Erfahrung ohne Theorie ist blind, nichts ist wahrer, als dieß. Aber

es iſt eben ſo wahr, daß die Theorie ohne Erfahrung mehr als blind, daß ſie todt iſt. Erfahrung ohne Theorie macht den Arzt zum Routinier; nur die nach allgemeinen Grundſätzen verarbeitete Erfahrung macht den Arzt zu dem, was er ſein ſoll, zum rationellen Arzt.

Ein ſolcher rationeller Arzt zu werden, war vom Beginn meiner praktiſchen Laufbahn an mein ſtetes Beſtreben, und dankbar erkenne ich, daß mir ſchon meine Lehrer, und beſonders Cunsbruch, mit ihrem Beiſpiel vorangegangen ſind. Freilich bin ich weit hinter dem mir vorgeſteckten Ziele zurückgeblieben, aber ich darf doch ſagen, daß ich demſelben immer näher zu kommen geſucht habe. Bin ich kein Arzt geworden, wie Boerhave, Gaub, Richter, Vogel, Keil ꝛc., ſo iſt daran nicht Mangel an Streben, ſondern Mangel an Kraft Schuld, und vielleicht darf ich noch hinzuſetzen, auch Mangel an Gelegenheit, in Geſellſchaft fähigerer Menſchen, als ich, dem hohen Ziele ſchnellern und ſicherern Schrittes entgehen zu gehen.

Zwar habe ich während der achtzehn Jahre, welche ich in Ludwigsburg zubrachte, mehrere treffliche Aerzte kennen gelernt, aber nur von Perſon, wie Peter Frank, und den ältern Richter, mit welchen ich blos einige Worte gewechſelt; nur mit wenigen bin ich in nähere Verhältniſſe gekommen, und hier ſtehen Hopfengärtner, Weickard und mein Freund Gmelin in Heilbronn oben an. Was ich Hopfengärtner zu danken hatte, habe ich bereits oben erwähnt. Weickard, den ich in Heilbronn, ſo wie er mich in Ludwigsburg mehrmals beſuchte, danke ich vorzüglich, daß er es war, der mich zuerſt zum Studium des Brownſchen Syſtems anregte, denn ob ich gleich den Werth dieſes Syſtems am Krankenbette bald zu würdigen wußte, ſo ſtudierte ich es doch als das Werk eines wahrhaft philoſophiſchen Geiſtes, und als das erſte Syſtem, von dem man ſagen kann, daß es ein echt wiſſenſchaftliches, d. h. aus einem höchſten, obgleich falſchen Princip, hergeleitet war.

Weit wichtiger und lehrreicher, als die Bekanntſchaft mit Weickard, war die Bekanntſchaft mit Gmelin für mich. Zwar kannte ich ihn lange zuvor als einen der vorzüglichſten Aerzte Schwabens; aber perſönlich lernte ich ihn zufällig in Egolsheim, einem eine halbe Stunde von Ludwigsburg entfernten Dorf, kennen. Ich wußte nicht, wer er ſei, aber ſein klares ſchwarzes Auge, und der aus ihm hervorleuchtende Blick kündigten mir ſogleich einen Mann von Geiſt an,

und wie mir der Wirth auf die Frage, wer der Fremde sei? sagte, es sei der Herr Doktor Gmelin von Heilbronn, so pries ich mich glücklich, meinen Wunsch, ihn persönlich kennen zu lernen, so unerwartet erfüllt zu sehen. Ich trat ihm sogleich näher, sagte ihm, wer ich sei, und wenn meine Freude über seine Bekanntschaft groß war, so war es die seinige nicht minder. Wir geriethen alsbald mit einander in ein Gespräch, zuerst über wissenschaftliche Gegenstände überhaupt, bald aber auf sein ehemaliges Lieblingsthema, den sogenannten thierischen Magnetismus. Wie so vieles Andere, hatte ich auch seine Schrift über diesen Gegenstand gelesen. Ich bezeigte ihm über die Art, wie er denselben behandelt hatte, meinen Beifall, aber ich verhehlte ihm auch zugleich mein Bedenken nicht, ob hinter den wunderbaren Erscheinungen nicht ein Betrug stecke, oder ob er sich nicht etwa selbst täusche. „Das ist bald gesagt, erwiederte er, aber welcher vernünftige Mensch kann wohl über eine Sache absprechen, ohne sich von ihrer Wahrheit oder Unwahrheit durch selbsteigene Beobachtung überzeugt zu haben? Kommen Sie zu mir nach Heilbronn, und Sie werden bald anders sprechen.“ Ich versprach zu kommen, sobald es mir möglich sein würde, und ehe drei Wochen vergangen waren, hatte ich mich bei ihm eingefunden. Er hatte eben eine Patientin in der Kur, welche er für eine der interessantesten hielt, die er bisher manipuliert hatte. Zu dieser führte er mich, weil sich eben die von ihr bestimmte Stunde nahe, wo sie wieder manipuliert werden sollte. Die Patientin schien dem Ansehen nach ganz gesund; aber Gmelin hatte nicht lange manipuliert, und die magnetischen Erscheinungen traten alle ein, wie er sie in seinem Buche beschrieben hat. Ich hatte diese Erscheinungen zum erstenmal gesehen, und man kann sich denken, wie erstaunt ich darüber war. „Nun, Freund? fragte er mich, nachdem wir die Patientin verlassen hatten, sind Sie noch der ungläubige Thomas? Aber warten Sie nur, bis wir zu Hause sind, und wir werden weiter von der Sache sprechen.“ Wir gingen von der Patientin gerade nach Hause, und er hatte sichs kaum bequem gemacht, und, wie gewöhnlich, sein grünes sammtnes Käppchen aufgesetzt, so fragte er mich nun ernstlich, was ich, nachdem ich die Erscheinungen nun selbst gesehen, von der Sache halte? „Die Sache ist allerdings sehr merkwürdig, erwiederte ich, und ich sehe wohl, daß hier keine Täuschung von Ihrer Seite Statt findet, aber“,

wollte ich fortfahren, — „Nichts von aber, entgegnete er, der Magnetismus iſt kein Unding, Sie haben ſich davon ſelbſt überzeugt, und nun die Lehre!“ Er nahm ſein grünes ſammtnes Käppchen vom Kopf, klopfte mich auf die Schultern, und ſagte mit der ihm eigenen ironiſchen Miene:

Drum rechn' Er ſichs zur Lehre,
Und werd' Er einmal klug.

Bei Tiſch ſprachen wir noch viel über die Sache, und das Reſultat war, daß ich die Erſcheinungen zwar nicht läugne, daß ich aber nicht glauben könne, es liege ihnen eine bis jetzt unbekannte Kraft zum Grunde, ſondern vielmehr vermuthe, das Wunderbare bei der Sache ſei blos eine durch das Manipulieren eigen gerichtete krankhafte Thätigkeit des ſympathiſchen Nervenſyſtems, welche von andern krankhaften Thätigkeiten deſſelben dem Weſen nach nicht verſchieden ſei. Dieß ſchien ihm aber zur Erklärung der magnetiſchen Erſcheinungen nicht hinlänglich, und ich reiſte nach Ludwigsburg zurück, auf dem ganzen Weg der Sache nachdenkend, aber ohne von den Anſichten meines Freundes überzeugt worden zu ſein. Wir kamen in der Folge noch oft zuſammen, ſowohl in Heilbronn, als in Ludwigsburg, und obſchon meiſtens auch von dem thieriſchen Magnetismus zwiſchen uns die Rede war, ſo unterhielten wir uns doch mit eben dem, wo nicht größerem Intereſſe über andere wiſſenſchaftliche Gegenſtände, und überall zeigte er ſich mir als einen der denkendſten Köpfe, welche mir in meinem Leben vorgekommen. Was mich aber beſonders freute, war, daß ich an ihm einen eben ſo großen Verehrer Hopfengärtners fand, als ich einer war. Hopfengärtner, ſagte er, ſei nächſt Gaubius, ſeinem Lehrer, der größte Arzt, den er kenne, ſein Portrait hänge daher auch vor ſeinem Schreibtiſch, und ſelten verſäume er, den Hut vor ihm abzuziehen, wenn er nach Hauſe komme, und in das Zimmer trete.

So ſchätzbar mir Gmelin als Arzt war, ſo ſchätzbar war er mir auch als Menſch wegen ſeiner Redlichkeit, Offenheit, und beſonders wegen ſeines jovialiſchen Weſens. Auch am Krankenbette konnte er dieſes jovialiſche Weſen nicht verläugnen. Nur bei dem Krankenexamen und bei ſeinen Ordinationen war er ernſt, außerdem folgte er ganz ſeiner Laune. So wurde er, um nur ein einziges Beiſpiel anzuführen, einſt zu einem reichen Gutsbeſitzer auf dem Lande gerufen, deſſen Frau gefährlich krank war. Der Gutsbeſitzer wußte,

daß Gmelin ein Liebhaber von einem guten Glas Wein war, und hatte ſich deswegen mit einem Fäßchen vorzüglich guten Weines verſehen. Allein Gmelin verſchmähte denſelben. „Ich trinke ein wenig viel, ſagte er, und zum Vieltrinken iſt dieſer Wein zu gut, wir wollen ihn aufſparen, bis die Kranke wieder geſund iſt.“ Die Frau des Hofraths war wirklich gefährlich krank, und Gmelin ſelbſt zweifelte an ihrem Aufkommen. Als ſie ihn über ihren Zuſtand fragte, und zu wiſſen verlangte, ob derſelbe bedenklich ſei, weil ſie vor ihrem Tod noch Manches zu verfügen hätte, ſo antwortete er: Das ſei eine ſonderbare Frage, er ſehe ſie jetzt zum erſtenmal, und ſie ſtelle eine Frage an ihn, die er unmöglich beantworten könne, und was die Verfügungen betreffe, welche ſie noch zu machen habe, ſo hätte ſie ſolche längſt machen können, damit müſſe man nicht warten, bis einem der Tod auf der Zunge ſitze, er ſtehe als ein ganz geſunder Mann vor ihr, und habe ſein Teſtament ſchon vor fünf Jahren gemacht. Jedoch tröſtete er ſie zugleich mit der Verſicherung, daß ihr Tod nicht ſo nahe ſei, und ihrem Mann ſagte er, daß er hoffe, die Zeit zum Trinken des guten Weins werde eintreten, ehe er ſichs verſehe. Bei dem zweiten Beſuch fand Gmelin die Kranke ſchon bedeutend beſſer, und beim dritten außer aller Gefahr. „Nun, Herr Hofrath, ſagte er, die Zeit iſt da, wo wir auf die Geſundheit Ihrer Frau anſtoßen wollen, richten Sie nur ſo viele Gläſer her, als ſie im Hauſe haben, was weiter geſchehen ſoll, werden ſie ſchon hören.“ Dieß geſagt, verließ Gmelin das Zimmer, begab ſich in die Gärten und auf die Ackerfelder, rief die Arbeiter und Arbeiterinnen zuſammen, und befahl ihnen, ihm zu folgen. In dieſer zahlreichen Begleitung trat er nun zur Verwunderung des Hofraths in das Zimmer. „Wie viel unſerer hier ſind, rief er dem Hofrath entgegen, Alle müſſen auf die Geſundheit der Frau Hofräthin trinken.“ Auf ſein Verlangen wurde das Fäßchen auf den Tiſch geſtellt, die Gläſer gefüllt, ausgetrunken und wieder gefüllt, bis das Fäßchen beinahe leer war. Die Arbeiter und Arbeiterinnen gingen hoch vergnügt an ihre Geſchäfte, der Hofrath und ſeine Frau erfreuten ſich des unvermutheten Spaßes, und der mit Lob und Dank überhäufte Arzt ſetzte ſich in ſeinen Wagen und fuhr nach Hauſe.

Eine andere, für mich höchſt intereſſante, aber minder lehrreiche Bekanntſchaft machte ich an dem berühmten Ernſt Platner, Profeſſor in Leipzig. Ich wußte nichts von ſeiner Anweſenheit in Stutt-

gart, und las eben ſeine Abhandlung über die Anſteckung, eine der Abhandlungen, welche er der von ihm beſorgten deutſchen Ueberſetzung der de Harnſchen Heilungsmethode in dem allgemeinen Krankenhauſe in Wien angehängt hat. Ich hatte dieſe Abhandlungen mit dem größten Vergnügen geleſen, und war dergeſtalt von ihnen angezogen, daß ich nichts ſehnlicher wünſchte, als den Verfaſſer perſönlich kennen zu lernen, um mit ihm über ſeine mediciniſchen Anſichten überhaupt zu ſprechen. Dieſer Wunſch war auch jetzt wieder lebendig in mir geworden, und ſiehe da! in demſelben Augenblick ward mir ein Brief von meinem ehemaligen Lehrer, Profeſſor Abel in Stuttgart, gebracht, welcher mir ankündigte, der Ueberlieferer des Briefes ſei der Profeſſor Ernſt Platner aus Leipzig, und ich möchte mir ihn während ſeiner Anweſenheit in Ludwigsburg auf das beſte empfohlen ſein laſſen. Wie ſchnell ich in den Gaſthof eilte, in welchem er abgeſtiegen war, wie glücklich ich mich ſchätzte, meinen ſchon ſo lange gehegten Wunſch ſo unverhofft erfüllt zu ſehen, kann man ſich denken. Bei'm Eintritt in das Zimmer, in welchem er mich empfing, ſah ich einen wohlgewachſenen, ſchönen Mann, mit großen, ſchwarzen, geiſtreichen Augen, feiner Naſe, und überhaupt von einer ausdrucksvollen Miene. Aber im Ganzen machte ſein Anblick nicht den Eindruck auf mich, den ich erwartet hatte. Sei es, daß ich mir von ſeiner Geſtalt eine andere Vorſtellung gemacht hatte, denn ich hatte mir ihn ganz anders vorgeſtellt, als wie ich ihn fand, oder daß er mich nicht ſo freundlich empfing, wie ich gehofft hatte, kurz, der Eindruck, den er auf mich machte, hatte nichts Anziehendes für mich. Er ſchien mir ſtolz, anmaßend, überhaupt zu eingenommen von ſich, um auch Andere etwas gelten zu laſſen. Indeſſen ſuchte ich ihm ſeine Anweſenheit in Ludwigsburg ſo angenehm zu machen, als möglich, führte ihn überall hin, wo etwas Intereſſantes für ihn zu ſehen war, in das herzogliche Reſidenzſchloß, welches er dem Schloſſe in Verſailles ſehr ähnlich fand, jedoch mit der Bemerkung, daß es viel kleiner ſei, in die Porcellan-Fabrik, in das Zeughaus, in das Irrenhaus u. ſ. w. Ueberall machte er mehr tadelnde als lobende Bemerkungen, und am wenigſten ſchien er mit dem Irrenhaus zufrieden zu ſein. Er ließ ſich faſt alle beſetzten Cellen öffnen, nur eine wollte ich nicht öffnen laſſen, weil die darin befindliche Wahnſinnige fürchterlich ſchimpfte. „Laſſen Sie immerhin öffnen, ſagte Platner, ich bekümmere mich nichts um die nicht eingeſteckten, viel weniger um die ein-

gesteckten Narren.“ Natürlich bekam auch er eine volle Ladung von Schimpfnamen, und es schien doch, es wäre ihm lieber gewesen, die Celle wäre nicht geöffnet worden. Er verweilte nur einen Tag in Ludwigsburg, und den ganzen Tag brachte ich in seiner Gesellschaft zu, am folgenden Tag reiste er nach Stuttgart zurück. Ehe er sich in den Wagen setzte, zankte er sich mit dem Postillon, und nachdem er abgefahren war, hörte ich einen Kellner des Gasthofes sagen, der Reisende sei ein Arzt, aber um keinen Preis möchte er sich ihm in die Kur geben. — Ich kann nicht sagen, daß er es an Höflichkeit gegen mich hätte fehlen lassen, aber es inkommodierte mich doch, daß er mich bei jeder Gelegenheit merken ließ, daß ich ihm gegenüber ein kleines Licht sei. Ich hatte schon so manchen bedeutenden Mann in dem von Moserschen Hause in Ludwigsburg, wie den Fürsten Primas, den Konsistorialrath Niemeyer u. s. w. kennen gelernt, die sich ganz anders gegen mich benommen hatten. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß einen großen und berühmten Mann nichts mehr ziere, als Bescheidenheit, und so groß auch die Verdienste sein mögen, welche sich Platner als Philosoph und als Arzt erworben, so haben doch gewiß auch der prächtige Hörsaal, in welchem er las, und seine Katheberberedtsamkeit nicht wenig zu seiner Celebrität beigetragen, wenigstens scheint dies die Aeußerung meines ehemaligen Lehrers Klein, welcher auf einer Reise mit dem Herzog nach Sachsen einer seiner Vorlesungen beiwohnte, vollkommen zu bestätigen. Die Vorlesung handelte von den Temperamenten, und Platner sprach darüber so schön und beredt, daß Klein, wie er sich ausdrückte, Maul und Nase aufsperrte, so wie er aber wieder hinaus in die frische Luft gekommen, es ihm vorgekommen sei, als habe er Alles, was Platner auf seinem Katheder vorgetragen, schon vorher gewußt. So viel ich sonst von dem berühmten Mann gehört hatte, war ihm das vornehme Wesen, welches er bei seiner Anwesenheit in Ludwigsburg zeigte, nicht eigen. Es scheint blos temporär gewesen, und daher gekommen zu sein, daß ihn der Herzog, der ihn gern als Kanzler seiner Karls-Universität gesehen hätte, auf eine solche Art auszeichnete, daß auch der bescheidenste Gelehrte hätte stolz werden müssen. Er lud ihn, was schon an sich eine außerordentliche Auszeichnung war, nach Hohenheim ein; aber diese Auszeichnung wurde noch dadurch erhöht, daß er nicht nur Professoren der Universität, sondern auch zwei Geheimeräthe zu

ſeiner Begleitung dahin aufforderte. Die Gelehrten ſind überhaupt eitel auf Fürſtengunſt, und wer will es Platner verdenken, wenn er es auch war?

Später, als Platner, kam Hufeland auf einer Rückreiſe von Frankfurt, wo er ſeine dort verheurathete Tochter beſucht hatte, nach Ludwigsburg, aber ich hatte nicht das Glück, ihn perſönlich kennen zu lernen. Ich war auf einige Tage mit Schelling und Madame Schlegel, ſeiner nachmaligen Frau, nach Kloſter Murrhardt gereiſt, wo er ſeinen Vater, den Prälaten daſelbſt, beſuchte. Gerade zu dieſer Zeit war Hufeland in Ludwigsburg, und ſo konnte ich mich ſeines Beſuches nicht erfreuen. Dagegen verweilte er lange bei meiner Frau, welche mir nach meiner Zurückkunft eine ſolche Schilderung von ihm machte, daß ich es doppelt bereuen mußte, dieſen an Geiſt und Herz gleich ausgezeichneten Mann nicht geſehen zu haben.

Außer den genannten Männern bin ich auch noch mit mehrerern andern bekannt geworden, die mehr oder weniger zu meiner ärztlichen Ausbildung beigetragen haben. Allein das Meiſte dazu mußte ich ſelbſt thun, und ich weiß nicht, ob es nicht ein Glück für mich war. Ich war dadurch mehr an das Krankenbette gewieſen, ich mußte mehr ſelbſt beobachten, mehr ſelbſt denken, und ich bin gewiß, daß ich nur auf dieſem Wege zu der Ueberzeugung von der großen Wahrheit gelangt bin, daß nicht der Arzt, ſondern die Natur die Krankheiten heile, daß der Arzt nicht der Herr, ſondern der Diener der Natur ſei, und daß ſein ganzes Geſchäft darin beſtehe, ſie in ihren Beſtrebungen gehörig zu unterſtützen und zu leiten. Vorzüglich habe ich mich von dieſer Wahrheit bei Epidemien unter dem Landvolk überzeugt, deren ich als Phyſikus mehrere behandelt habe. Auch die gefährlichſten Kranken habe ich ohne alle Arzeneien, und ſelbſt bei der mangelhafteſten, ja verkehrteſten Pflege, geneſen ſehen, und wenn ich dieſe Erfahrung bei chroniſchen Krankheiten ſeltener machte, ſo liegt es in der Natur dieſer Krankheiten, daß ſie ſeltener, als die akuten, geheilt werden, weil die Naturkraft in ihnen weniger thätig iſt, und mehr Unterſtützung von Seite der Kunſt verlangt, welche ihr dieſe leider in ſo vielen Fällen nicht zu gewähren vermag. Kurz, derjenige Arzt iſt nach meiner Ueberzeugung am Krankenbette der glücklichſte, der bei Behandlung ſeiner Kranken den Winken der Natur folgt, ſie frei walten läßt, wenn er ſieht, daß ſie auf dem rechten Wege iſt, und nur dann thätig einſchreitet, wenn ſie dieſes Ein-

schreitens bedarf. Das war die Hauptmaxime, zu deren unverrückter Befolgung mir vorzüglich Hopfengärtner das Muster gab, und wenn ich vielen Kranken ihrer Meinung nach zu wenig Arzeneien verschrieb, und keinen Apotheker reich machte, so schadete mir doch diese Sparsamkeit und die Ungunst der Apotheker bei dem verständigen Publikum nichts. Es hielt sich nicht an die Größe der jährlichen Apothekerrechnungen, wornach nur unverständige Menschen die Geschicklichkeit des Arztes zu beurtheilen pflegen, sondern an den Erfolg meiner Kuren, von denen weit die meisten glücklich ausfielen, und ich darf wohl sagen, daß meine Praxis im Ganzen ungleich glücklicher war, als die Praxis so vieler, ja der meisten Aerzte, die, anstatt auf die Heilung der Krankheit auszugehen, gegen ihre Symptome zu Felde ziehen, für jedes Symptom ein bewährtes Mittel in Bereitschaft haben, und ein Quodlibet verschreiben, woraus man zwar ersieht, was der Kranke geklagt hat, aber nicht was ihm fehlte. Ungescheut kann ich mich hiebei auf das Zeugniß der Orte berufen, in welchen ich prakticiert habe, und es würde überflüssig sein, einzelne Fälle als Beweise dafür aus meinen Tagebüchern anzuführen. Nenne man mich einen Arzt, der per expectationem kuriere, so habe ich nichts dagegen. Die größten Aerzte aller Zeiten haben nicht anders kuriert, als ich, und wenn sie Anfangs ihrer Praxis die Kranken mit Arzeneien bestürmten, so sind sie doch am Ende derselben

per varios casus et tot discrimina rerum

eben dahin gekommen, wohin ich glücklicher Weise früher gekommen bin.

Dieses Glück meiner Praxis machte mir natürlicherweise mein praktisches Leben selbst immer angenehmer, und ich ertrug die mit demselben verknüpften mancherlei Unannehmlichkeiten gern, ob ich schon dieselben früh genug hatte kennen lernen. Allerdings ist der Beruf des praktischen Arztes ein beschwerlicher und mühseliger Beruf, um so beschwerlicher und mühseliger, je geschätzter und gesuchter er ist. Vom Morgen bis zum Abend beschäftigt, kann er selten auf ein Paar müßige Stunden rechnen, die er sich selbst, seiner Erholung, seinem Vergnügen widmen kann. Täglich zu neuen Krankengerufen, und keine Stunde sicher, ob er nicht beschickt wird, kann er auch in den angenehmsten Gesellschaften nie ganz vergnügt sein. Selbst in der Nacht, wo er von den Geschäften des Tages ausruhen sollte, wird er sehr oft in seiner Ruhe gestört, und es ist nichts sel-

tenes, daß er gar nicht zu Bette kommt. In jeder Jahreszeit, bei jeder Witterung, zu jeder Stunde des Tages muß er fort, und nichts entſchuldigt ihn, ſelbſt eigenes Uebelbefinden nicht immer, wenn er zu Hauſe bleibt, kurz, er iſt im eigentlichen Sinn der Sklave ſeiner Patienten. Und doch iſt dieß noch nicht die ſchlimmſte Seite ſeines Berufs. Der ärztliche Beruf iſt auch an ſich ſelbſt ein beſchwerlicher Beruf. Keiner fordert mehr Nachdenken, keiner mehr fortwährendes Studium, keiner iſt mit ſo viel Sorgen verknüpft, keiner legt wichtigere Pflichten auf, keiner verurſacht mehr Unannehmlichkeiten und Verdruß, keiner ſetzt mehr Tadel, Vorwürfen und Beleidigungen aus, keiner wird ſo oft mit Undank belohnt, und, was das ſchlimmſte iſt, bei dem beſten Willen, bei der regſten Thätigkeit, bei der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit, kann der Arzt die Sachen nicht anders machen. Zum Leſen und Studieren laſſen ihm ſeine praktiſchen Geſchäfte keine Zeit, er muß es entweder unterlaſſen, oder er muß einen Theil der Nacht dazu verwenden. Die Sorgen um ſeine Kranken, wenn er nicht ein gefühlloſer, blos um den Lohn dienender Arzt iſt, gehen mit ihm zu Bette, und ſtehen am Morgen wieder mit ihm auf. Um ſeinen Patienten zu dienen, muß er ſich ſelbſt vergeſſen, und indem er Andern das Leben zu erhalten bemüht iſt, muß er oft ſein eigenes wagen. Jedermann maßt ſich an, über ſeine Geſchicklichkeit zu urtheilen, aber den Werth ſeiner Kuren können nur Sachverſtändige richtig ſchätzen, die Laien urtheilen darüber blos nach dem Erfolg, und während er wegen der gelingenden oft zu hoch geprieſen wird, wird er noch öfter wegen der mißlingenden getadelt, durch Vorwürfe gekränkt, oder gar verläſtert. — Aber von dieſer Schattenſeite des ärztlichen Berufs wandte ich mich immer wieder zu ſeiner Lichtſeite, und hier erſchien mir Alles ganz anders. Die beſtändige Bewegung und Thätigkeit, worin der praktiſche Arzt lebt, entſchädigt ihn für ſeine körperlichen Anſtrengungen durch eine dauerhaftere ſelten geſtörte Geſundheit, und die Gewohnheit ſichert ihn vor Anſteckung. Die beſtändige Abwechſelung der Gegenſtände ſeiner Thätigkeit, die immer ſich ändernden Geſtalten der Krankheiten, erhalten ſtets ſeine Aufmerkſamkeit rege, liefern ihm täglich und ſtündlich neuen Stoff zum Nachdenken, und machen, daß, wie ſein Körper, auch ſein Geiſt lebendiger und geſunder bleibt, als bei andern Geſchäftsmännern, die, gleich Gefangenen, in ihren Bureau's ſitzen, und an den Schreibtiſch angeſchmiedet ſind, wie Prometheus an den

Felsen. Statt vom Morgen bis zum Abend in todten Akten, wie der Rechtsgelehrte, zu lesen, liest er den ganzen Tag in dem lebendigen Buch der Natur, sieht und findet in den stets wechselnden Gestalten der Erscheinungen die einfachen ewigen Gesetze der Natur, und während andere Geschäftsmänner sich gewöhnen, ihre Geschäfte je länger desto mechanischer zu treiben, wird er durch eine jede neue Beobachtung und Erfahrung, die er macht, auf die Spur noch weiterer geführt. Sein Beobachtungsgeist wird jeden Augenblick auf eine andere Art angeregt, und eben durch diese stete Uebung immer mehr geschärft. Sein Schatz von Erfahrung wird mit jedem Tage größer, und obschon er in der Kunst, die er treibt, nie auslernt, so nähert er sich doch immer mehr der Meisterschaft in ihr. In seinem Beruf nicht an politische Gesetze und Verordnungen gebunden, blos den Gesetzen der Natur gehorchend, ist er ein freier Mann, er darf frei denken, frei handeln, frei schreiben. Nur Gott und der Natur ist er von seinem Denken und Handeln Rechenschaft schuldig, und er hat keine Kontrole, als sein Gewissen. — Aber dies sind blos die Vortheile und Annehmlichkeiten, die ihm seine Wissenschaft gewährt, nicht geringere gewährt ihm seine Kunst. Ihm ist das größte Gut seiner Mitmenschen, ihr Leben, anvertraut. Welcher Beruf kann wichtiger sein, als der seinige! Und welche Selbstzufriedenheit, welches frohe Gefühl, welcher reine Genuß von Glückseligkeit, wenn er sich bewußt ist, ihn treu und gewissenhaft erfüllt zu haben! Mag er auch, wenn ihm eine wichtige Kur mißlingt, getadelt, mit Vorwürfen gekränkt, verlästert werden, das Bewußtsein, dabei nichts versehen, und zur Erhaltung des Kranken Alles gethan zu haben, was er nach dem Maß seiner Kräfte vermochte, läßt ihn ruhig bei diesen Kränkungen. Und was sind einige mißlingende Kuren gegen die ungleich größere Zahl der gelingenden, deren sich jeder geschickte und fleißige Arzt zu erfreuen hat? Das Lob, das er für die letztern einerntet, das vermehrte Zutrauen, welches er durch jede neue glückliche Kur gewinnt, der Dank, welchen ihm die Genesenen darbringen, die Freudenthränen, welche ihm fließen, — welche reiche Entschädigung für den Tadel und die Vorwürfe, welche ihn in unglücklichen Fällen treffen! So ist das praktische Leben des Arztes: des Beschwerlichen, Verdrüßlichen, Kränkenden viel, aber eben so viel auch des Ermunternden, Erfreulichen, Belohnenden.

Alles dieses habe auch ich in meinem praktischen Leben zur

Genüge erfahren, und ich gestehe, daß ich sehr oft in dem Fall war, es zu verwünschen. Aber jede glückliche Kur ließ mich seine Unannehmlichkeiten vergessen, und machte mir dasselbe wieder aufs neue lieb. Das Gefühl, Aeltern ihre Kinder, Kindern ihre Aeltern, Freunde ihren Freunden wiedergegeben zu haben, übertrifft alle angenehmen Gefühle. Aber dieses Gefühl muß auch schadlos halten für das schmerzende Gefühl, welches der leider so häufige unglückliche Erfolg der Kuren, wenn auch gleich ohne Schuld des Arztes, in ihm erregt. Denn wie könnte er es sonst ertragen, daß ihm so oft Kranke sterben, zu deren Rettung ihm kein Opfer zu groß gewesen wäre? Um nur einen Fall dieser Art anzuführen, so kam einst eine Spitzenhändlerin aus Johann-Georgen-Stadt mit zwei wunderschönen Töchtern nach Ludwigsburg. Sie hatten sich in dem Gasthof zum Bären einquartiert, und waren dem Ansehen nach vollkommen gesund angekommen. Aber in einem Landstädtchen, wo sie den Tag zuvor übernachtet hatten, lag in dem Wirthshaus ein kleines Kind tödtlich krank an der Ruhr, und ein älteres war zuvor an derselben Krankheit gestorben. Die jüngere Tochter der Spitzenhändlerin, ein Mädchen von achtzehn Jahren, ließ sich nicht abhalten, das kranke Kind zu pflegen. Sie wurde angesteckt, und schon am dritten Tage nach ihrer Ankunft in Ludwigsburg brach bei ihr dieselbe bösartige Ruhr aus, und zeigte gleich in den ersten Paar Tagen ihren bösartigen Charakter. Ich that alles Mögliche, sie zu retten, aber der schnell eintretende Brand machte alle Hülfe fruchtlos. Schon der Gedanke, daß dieses schöne, in voller Jugend blühende Mädchen sterben soll, hatte mich auf das tiefste ergriffen, aber wie mich die dem Tode nahe Kranke mit ihren eiskalten Armen umklammerte, mich zu sich niederzog, in dieser Lage mehrere Minuten lang festhielt, und mit brechendem Blick und matter Stimme mich um Rettung bat, nie werde ich vergessen, welche Qual ich da ausgestanden, und wie könnte ich es vergessen? Aber das war noch nicht Alles. Ein Kind des Wirths, mit welchem die Wärterin desselben in dem Augenblick des Verscheidens des Mädchens in die Thüre des Zimmers trat, wurde sogleich angesteckt, und starb schon am folgenden Tag. Eben so wurde auch die Schwester der Verstorbenen angesteckt, und noch ehe die jüngere begraben war, lag auch sie schon gefährlich krank, und alle Hoffnung zu ihrer Rettung war verschwunden. Blos die Mutter war noch gesund, und sie vor dem gleichen Schicksal zu sichern,

wußte ich kein anderes Mittel, als ſie ſo viel Burgunderwein trinken zu laſſen, daß ſie in einem beſtändigen Taumel blieb, bis auch die ältere Tochter begraben war. Ob ich recht gethan habe, will ich nicht entſcheiden; aber der Erfolg entſprach meiner Erwartung, die Mutter blieb unangeſteckt, und reiſte geſund von Ludwigsburg ab. Nach zwei Jahren kam ſie mit einer dritten eben ſo ſchönen Tochter wieder nach Ludwigsburg. Sie beſuchte mich mit derſelben gleich nach dem Tag ihrer Ankunft, und erzählte mir, daß ihre verſtorbene jüngere Tochter bei'm Hereinfahren in die Stadt ausgerufen habe: Welche ſchöne Stadt, hier möchte ich ſterben! Auch ſagte ſie mir, daß ſich ein Tagebuch von eben dieſer Tochter vorgefunden, in welchem mehrere ernſte Betrachtungen über den Tod geſtanden, deren einer die Bemerkung beigefügt geweſen, daß ſie zu Gott hoffe, er werde ſie in der Unſchuld ihrer Jugend ſterben laſſen. — Ich könnte noch mehr ſolche Fälle anführen, aber es mag an dieſem einzigen genug ſein, zu beweiſen, wie wenig ſich der Arzt des Glückes ſeiner Praxis freuen darf, da es ihm ſo oft durch ſolche ſchauderhafte Fälle getrübt wird.

Außer dem Geiſtlichen, kommt Niemand in eine ſo nahe Berührung mit dem Publikum, als der Arzt, und auch darin ſind beide einander gleich, daß ihnen Alles daran gelegen ſein muß, auch Freunde der Familien zu ſein, die ſich ihnen anvertrauen, und als ſolche von ihnen erkannt zu werden. Dem Arzt iſt dieſes leicht, denn jeden, den er glücklich geheilt hat, hat er ſich dadurch zum Freund gemacht, und es kommt nur darauf an, daß er ſich wirklich als einen Freund der Familie beträgt, um ihr Vertrauen in eben dem Grad zu erwerben, als wenn er ſelbſt ein Glied derſelben wäre. Wie viel dies zum Glück der Praxis beiträgt, iſt leicht einzuſehen. Wo Vertrauen zu dem Mann iſt, da iſt auch Vertrauen zu dem Arzt, und welcher Arzt weiß nicht, daß das Vertrauen, das die Kranken in ihn ſetzen, oft weit mehr zu ihrer Geneſung wirkt, als alle Arzeneien, die er ihnen verordnet? Aber dieſes Vertrauen äußert ſich auch bei allen wichtigen Familienangelegenheiten, worüber man den ärztlichen Freund eben ſo zu Rath zieht, als den Beichtvater, ja er darf ſogar ſeinen Rath ungebeten ertheilen, und wenn es auch die wichtigſten Angelegenheiten ſind, über welche berathen werden ſoll. Auch hierüber habe ich Erfahrungen genug gemacht, und ich weiß wenig Fälle, wo mein Rath nicht dankbar anerkannt worden, und

unbefolgt geblieben wäre. Ich habe Irrungen gehoben, die nicht zu heben ſchienen, Mißverſtändniſſe ausgeglichen, die in Feindſchaften auszuarten drohten, Streitigkeiten vermittelt, die die ernſthafteſten Händel fürchten ließen. Ich habe Verbindungen aufgelöſt, welche ich, obſchon ſie zum ſchönſten Glück zu führen ſchienen, für unheilbringend hielt. Zum Beweis hiervon will ich nur einen einzigen Fall anführen. Einer noch nicht lange verheuratheten jungen Dame war ihr Mann, ein Officier, bei'm Auswechſeln von Kriegsgefangenen im Rhein ertrunken. Sie war zum erſten mal ſchwanger, und ihrer Entbindung nahe, und ich ward von ihren Schwiegerältern, bei welchen ſie wohnte, beauftragt, ihr die Nachricht von dem Todesfall beizubringen. Ich übernahm den Auftrag mit ſchwerem Herzen, doch gelang es mir, ihn ohne nachtheiligen Folgen für die Dame zu erfüllen. Sie wurde bald darauf entbunden von einem Mädchen, aber das Kind lebte nur ein Paar Monate. Sie war alſo wieder frei, und konnte nach vollendeter Trauerzeit wieder heurathen. Da die junge Wittwe, deren Vater als Officier im Felde ſtand, und die Mutter nicht mehr lebte, nicht in ihr älterliches Haus zurückkehren konnte, ſo mußte ſie bei den Schwiegerältern bleiben und da ihr weiteres Schickſal erwarten. Nun begaben ſich die Armeen in ihre Winterquartiere, ein öſterreichiſches Regiment quartierte ſich in der Umgegend von Ludwigsburg ein, und der Oberſt des Regiments nahm ſein Quartier in einem eine Stunde von Ludwigsburg entfernten Marktflecken. Er kam gewöhnlich alle Nachmittage in die Stadt, machte Bekanntſchaft mit den Officieren der dortigen Garniſon, und ſo auch mit dem Schwiegervater der jungen Wittwe, einem Würtenbergiſchen Oberſt-Lieutenant. Hier ſah er nun die ſchöne junge Wittwe, kam ihr zu lieb öfter ins Haus, bei jedem Beſuch gefiel ſie ihm beſſer, endlich verliebte er ſich förmlich in ſie, und machte ihr Anträge zu einer Heurath. Der Oberſt war ein geborner ungariſcher Graf, und ein ſehr reicher Mann. Niemand war daher froher über den Antrag des Oberſten, als die Schwiegerältern der Wittwe. Sie brachten die Schwiegertochter, deren Verbindung mit ihnen durch den Tod des Kindes gelöſt worden, nicht nur aus dem Haus, ſondern ſie ſahen ſie auch auf das beſte verſorgt. Aber aus der Heurath wurde nichts, und Schuld daran war ich. Der Oberſt wurde von einem Gallenfieber befallen, und ich zu ihm gerufen. Er war ziemlich krank, doch genaß er bald,

und das erſte nach ſeiner Wiedergeneſung war, die ſchöne junge Wittwe in Ludwigsburg zu beſuchen. Aber ich hatte den Oberſten während ſeiner Krankheit näher kennen gelernt, ich hatte mich überzeugt, daß er ein roher, brutaler, hartherziger, grauſamer Menſch ſei, und ich war feſt entſchloſſen, ihn als einen ſolchen der jungen Wittwe zu ſchildern, und ihr zur ſchleunigen Auflöſung ihres Verhältniſſes mit ihm zu rathen. Dies mußte ſobald wie möglich geſchehen, und ich ſäumte daher nicht, bei der nächſten Gelegenheit, die ſich mir darbieten würde, mit ihr über die Sache zu ſprechen. Glücklicherweiſe traf ich ſie einmal ganz allein, und ich hatte mich kaum neben ſie auf den Sopha geſetzt, ſo fing ich das Geſpräch mit der Frage an, ob ſie mit dem öſterreichiſchen Oberſt bereits in einem nähern Verhältniß ſtehe? Erröthend bejahte ſie die Frage, und vertraute mir, daß er ihr bereits ernſtliche Heurathsanträge gemacht habe. „Und Sie wollen dieſen Oberſt wirklich heurathen?“ fragte ich weiter. Sie antwortete nicht, und ich fuhr fort: „Dieſen Oberſt heurathen? Nein! das ſollen und können Sie nimmermehr thun.“ Sie war in der größten Verlegenheit; aber ruhig hörte ſie meine Schilderung von dem Oberſt an, dankte mir für meine gute Geſinnung gegen ſie, verſprach, dem Oberſt nichts von meiner Schilderung von ihm zu ſagen, eben ſo auch nichts ihren Schwiegerältern, die Sache ſei für ſie von der größten Wichtigkeit, und ſie wolle ſie wohl überlegen, als unvermuthet der Oberſt in das Zimmer trat. „Da iſt der Mann, gnädige Frau, rief er aus, der kennt mich am beſten, und der ſoll Ihnen ſagen, wie ich bin.“ — „Es iſt ſchon geſchehen,“ erwiederte ich, nahm meinen Hut und Stock, und ging fort. Meine Schilderung von dem Oberſt hatte ihre Wirkung bei der jungen Wittwe nicht verfehlt. Sie brach ihr Verhältniß mit demſelben gänzlich ab, und Niemand konnte begreifen, warum. Denn ſie war verſtändig und edel genug, mich nicht zu verrathen. Wie ergrimmt der Oberſt, und wie ärgerlich die Schwiegerältern waren, läßt ſich leicht denken. Aber was geſchah? Um den Vorwürfen der Schwiegerältern zu entgehen, reiſte die junge Wittwe zu ihrer Schweſter nach Pforzheim, lernte dort einen Badiſchen Forſtmeiſter kennen, und gefiel dieſem ſo, daß er ſie um ihre Hand bat, und bald darauf heurathete. Niemand war darüber mehr erfreut, als ich, denn ich hatte eigentlich dieſe Heurath geſtiftet. Die Ehe war die glücklichſte, die man ſich denken konnte, und die Frucht der-

ſelben waren zwei ſchöne liebenswürdige Knaben, von denen der jüngere ſchon drei Jahre alt war, als die Frau mit ihrem Gemahl ihre Schwiegerältern in Ludwigsburg beſuchte. Ich wußte nichts von den Gäſten, als ich bei einem zufälligen Beſuch bei den Schwiegerältern ſie ganz unvermuthet antraf. Beim Eintritt in das Zimmer erkannte mich die Frau ſogleich, eilte mit offenen Armen auf mich zu, umarmte mich, küßte mich, ja bedeckte mich mit Küſſen. Die Schwiegerältern ſtutzten, dem Gemahl war das Betragen ſeiner Gemahlin ein Räthſel. Aber bald ward ihm das Räthſel gelöſt. „Hier, lieber Mann, ſagte ſie, von mir ſich zu ihm wendend, hier ſtelle ich Dir einen meiner beſten Freunde, ja meinen größten Wohlthäter vor, es iſt der Mann, dem ich Dich und unſere lieben Kinder zu danken habe, umarme und küſſe auch Du ihn.“ Es geſchah, herzlich umarmte und küßte mich der edle Mann, und nun erzählte ſie ihren Schwiegerältern, wie ſie auf meinen Rath ihr vormaliges Verhältniß mit dem öſterreichiſchen Oberſt abgebrochen habe, und wie ſie mir für meinen Rath nicht genug danken könne. Aber ich bedurfte keines Danks, mein ſchönſter Lohn war die gute That und ihr glücklicher Erfolg, und die Erinnerung daran rechne ich zu den ſchönſten Erinnerungen meines ganzen Lebens.

Dieſe Geſchichte führt mich wieder in mein geſelliges und häusliches Leben zurück; ich fahre daher in der Schilderung deſſelben weiter fort, und ſpreche billig zuerſt von meinem häuslichen Leben. Meine Frau war zum erſtenmal guter Hoffnung, und ihrer Entbindung nahe. Sie erfolgte im Julius 1787, und das Kind, das ſie gebar, war ein geſundes, wohlgebildetes, munteres Mädchen. Wie groß unſere Freude über unſer erſtgeborenes Kind, wie groß die Freude unſerer beiderſeitigen Aeltern über ihren erſten Enkel war, läßt ſich denken. Aber die größte Freude bezeigte ſichtbar der Vater meiner Frau, indem er bei der Nachricht von der glücklichen Entbindung ſeiner Tochter ausrief: „Nun, Gott ſei Dank, ſo gehen mir doch die Kinder, die ſchönſte Freude meines Lebens, nicht aus!“ Meine Frau konnte das Kind, aller gemachten Verſuche ungeachtet, nicht ſelbſt ſtillen, aber die unermüdete ſorgſame Pflege der Mutter erſetzte den Mangel der mütterlichen Nahrung. Das Kind gedieh vortrefflich, und nach Verfluß von anderthalb Jahren war meine Frau abermals guter Hoffnung. Aber ihr Vater erlebte die Geburt ſeines zweiten Enkels, eines Sohnes, nicht mehr. Vom

Schlag getroffen, ſtarb der brave Mann in ſeinem ſieben und vierzigſten Jahr, bedauert von der ganzen Stadt, und nie vergeſſen von den Seinigen. Auch der im September 1790 geborene Sohn konnte von der Mutter nicht geſtillt werden, aber er gedieh nicht weniger, als ſeine Schweſter, bei der künſtlichen Ernährung. Nach der Geburt dieſes Knaben blieb unſere Ehe ohne weitere Frucht. Was aus beiden Kindern geworden, werde ich in der Folge ſagen, jetzt wende ich mich von meinem häuslichen Leben zu meinen geſelligen Verhältniſſen.

Mit der Vermehrung meiner ärztlichen Praxis erweiterte ſich natürlich auch der Kreis meiner Bekanntſchaften, und eben ſo auch der Bekanntſchaften meiner Frau. Schon unverheurathet hatte ſie mehrere vertraute Freundinnen, die es auch nach ihrer Verheurathung blieben. Verheurathet gewann ſie ihrer noch mehrere, deren Männer auch meine Freunde waren. Zu dieſen neuen Freundinnen gehörten vorzüglich die Frau des Fabrikdirektors Weiſſer in Ludwigsburg, auch von mir wegen ihres Verſtandes, und ihres ſanften einnehmenden Betragens hochgeſchätzt, — die Frau von Notter, geborene von Naſo, die ich ſchon als Kind wegen ihres ſanften Charakters ſehr lieb hatte, und die mir auch als Frau wegen ihrer, mir nie in einem ſolchen Grade vorgekommenen Weiblichkeit ſtets eine meiner liebſten Freundinnen blieb, — die Frau des Freiherrlich von Knieſtädtiſchen Konſulenten Mader, ein kleines, unanſehnliches, bei'm erſten Anblick nicht viel verſprechendes Weibchen, aber um ſo intereſſanter, wenn man ſie näher kannte, weil ſie wirklich eine eben ſo gebildete als herzensgute Frau war, — die Frau des Pfarrers Chriſtmann, meines ſchon früher genannten Freundes, eine ebenfalls durch Geiſt und Herz, wie durch ihre ſchöne Figur und angenehme Geſtalt ſich auszeichnende Frau, — die Frau des Oberamtmanns Eiſenbach in Birtigheim, einer zwei Stunden von Ludwigsburg entfernten Landſtadt, eine in jeder Beziehung vorzügliche Frau, und die intimſte Freundin der meinigen bis zu ihrem Tod.

Von meinen zu dieſer Zeit gewonnenen neuen Freunden nenne ich vorzüglich den oben erwähnten Konſulenten Mader in Heutingsheim, den Oberamtmann Eiſenbach in Birtigheim, den Doktor Bunz und den Diakonus Conz in Ludwigsburg. Mit Mader und Eiſenbach wurde ich zufällig bekannt, aber

unſere Bekanntſchaft verwandelte ſich bald in Freundſchaft, und ich darf wohl ſagen, daß ich dieſe beiden zu meinen geliebteſten Freunden zähle, die ich in meinem Vaterland gehabt habe. Mader beſuchte ich alle Wochen wenigſtens einmal, und meiſtens mit meinem Freund Bunz, ſeltener mit meiner Frau, weil ſie nicht ſo oft von Hauſe abweſend ſein konnte, als ſie mit ihrer Freundin Mader zuſammen zu kommen wünſchte. Mit Eiſenbach kam ich zwar wegen der größern Entfernung Birtigheims von Ludwigsburg weniger oft zuſammen, als mit Mader, zu welchem ich nur eine kleine Stunde zu gehen hatte, aber die Beſuche bei ihm waren mir noch intereſſanter, als bei Mader, nicht allein weil ich ihn ſeltener ſah, ſondern auch weil er ein ſehr guter Kopf, und ein vielſeitiger ausgebildeter ja ein eigentlich gelehrter Mann war, von dem ich nie wegging, ohne etwas gelernt zu haben.

Mit Doktor Bunz und Diakonus Conz kam ich ſehr oft zuſammen, nicht nur in der Stadt, ſondern auch auf dem Lande, indem auf meinen Spaziergängen gewöhnlich einer von ihnen mein Begleiter war, Bunz nach Heutingsheim zu unſerem gemeinſchaftlichen Freund Mader, Conz nach einem Brückenhaus am Neckar bei Neckarweihingen, meinem liebſten Ort in der Umgegend. Bunz war ein ſehr guter Kopf, reich an Kenntniſſen überhaupt, und beſonders an juridiſchen, und was mir ſeinen Umgang beſonders werth machte, war die Uebereinſtimmung ſeiner politiſchen Anſichten mit den meinigen. — Als Gelehrter und Dichter iſt Conz allgemein bekannt, ich ſage daher von ihm nur, daß er auch als Menſch wegen ſeiner Herzensgüte, und wegen ſeines wahrhaft kindlichen Sinnes wenig ſeines gleichen hatte. Solche kindliche Menſchen leben gewöhnlich ganz in ihrer Gedankenwelt, und wiſſen nicht, was in der wirklichen vorgeht. So auch Conz, und zum Beweis deſſelben mag folgende Anekdote dienen. Als er als Diakonus nach Ludwigsburg kam, hatte er nur ein einziges Kind, einen Knaben von fünf bis ſechs Jahren. Dieſen Knaben zu einem vollkommen vorurtheilsloſen Menſchen zu erziehen, war ſein Hauptaugenmerk, und ſeine größte Sorge war, daß ihm über keinen Gegenſtand falſche Begriffe beigebracht werden ſollen, und beſonders ſollte er nie von dem Teufel etwas hören. Ich ſagte ihm, daß dies unmöglich ſei, und was insbeſondere den Teufel betreffe, ſo dürfe er den Knaben nie aus dem Hauſe laſſen, weil es täglich geſchehen könne, daß er auf der Straße

den Einen zu dem Andern ſagen höre, der Teufel ſolle ihn holen. Conz beharrte auf ſeinem Grundſatz, und als wir eines Tages wieder über dieſes Thema ſprachen, ſprang der Knabe in das Zimmer und rief: „Vater, ich habe den Teufel geſehen.“ „Was? wo?“ rief ihm der Vater entgegen. „In einem Buch, erwiederte der Knabe, aber der hat Hörner, größer als ein Bock, und einen Schwanz, länger als eine Kuh.“ Der Vater war ſo erſtaunt, als ob der Knabe den Teufel leibhaftig geſehen hätte. Ich konnte das Lachen nicht halten und ſagte: „Da ſehen Sie, Freund, was das Behüten und Bewahren hilft, jetzt hat ihr Eduard den wahren Begriff von dem Teufel.“ Conz war nur in ſeiner litterariſchen Welt zu Hauſe, in der gemeinen war er ein Fremdling, und weil er glaubte, alle Menſchen ſeien ſo gut und kindlich, wie er, ſo verging ſelten ein Tag, wo er ſich nicht in ſeiner guten Meinung von den Menſchen betrog. — Conz, und alle jene genannten Freunde leben nicht mehr, aber unvergeßlich bleiben ſie mir, ſo lange ich lebe.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich noch eine Bekanntſchaft erwähnen, welche zwar nicht zu einem eigentlichen freundſchaftlichen Verhältniß ausgebildet, aber in anderer Rückſicht ſehr intereſſant für mich war. Es war die Bekanntſchaft mit dem damaligen Kommandanten der Feſtung Hohen-Aſchberg, dem wegen ſeines ſchrecklichen Schickſals nicht allein in Würtenberg, ſondern auch im Ausland berühmt gewordenen General von Rieger. Es iſt derſelbe, deſſen Geſchichte Schillern zu dem intereſſanten Aufſatz in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften: Spiel des Schickſals, den Stoff gegeben hat. Ich hatte dieſen nicht allein wegen ſeines Schickſals, ſondern auch wegen ſeines Charakters merkwürdigen Mann ſchon früher einige mal in der Akademie in Stuttgart geſehen, aber nie geſprochen. Näher bekannt mit ihm wurde ich erſt ſpäter aus Gelegenheit einer Komödie, welche er auf der Feſtung Hohen-Aſchberg aufführen ließ. Er hatte nehmlich theils aus Langerweile, theils aus Eitelkeit, daſelbſt unter der Direktion des damals noch gefangen ſitzenden Schubarts ein Theater einrichten laſſen, auf welchem theils andere Gefangene, theils Soldaten von der dortigen Garniſon ſpielen mußten. So oft geſpielt wurde, lud der General nicht allein von Ludwigsburg, ſondern auch von Stuttgart, mehrere Perſonen ein, die aus Gefälligkeit gegen ihn gewöhnlich der Einladung folgten. Nun fügte es der Zufall, daß ich an einem ſolchen Komödien-Tag eben in dem am

Fuß der Feſtung gelegenen Dorf Aſchberg Kranke zu beſuchen ging, und als ich den Wirth, bei dem ich abgeſtiegen, um die Urſache fragte, warum ſo viele Equipagen auf die Feſtung führen, ſo erfuhr ich, daß der Geburtstag des Generals ſei, und daß zur Feier deſſelben auch Komödie geſpielt werde. Schon früher begierig, einmal eine ſolche Komödie zu ſehen, begab ich mich auf die Feſtung, wurde ohne Schwierigkeit in das Theater eingelaſſen, und kam zufällig in die Nähe des Generals zu ſitzen. Dieſer kannte mich nicht, und er ſchien auch weiter keine Notiz von mir zu nehmen. Allein nun rollte der Vorhang auf, und heraus trat einer der Schauſpieler als Prologus, der ein von Schubart verfaßtes Gedicht, worin dem General zu ſeinem Geburtstag Glück gewünſcht wurde, herſprach. Das Gedicht begann mit der Anrede an den General: Edler Rieger! Schon bei dieſer Anrede klatſchte nicht nur der General, ſondern er rief auch: da Capo! und die Worte: Edler Rieger! wurden wiederholt. Bei der Aufführung des Stücks ſelbſt klatſchte der General mehrmal bei jeder Scene, nicht den Schauſpielern, ſondern ſich ſelbſt, als dem Schöpfer des Theaters, und es iſt natürlich, daß, um ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln, alle Zuſchauer ihm nachklatſchten. Auch ich klatſchte mit, ja ich überbot die Andern, mehr um ſie zu beſchämen, als der Eitelkeit des Generals zu ſchmeicheln. Indeſſen erregte mein übermäßiges Klatſchen die Aufmerkſamkeit deſſelben ſo, daß er einen neben ihm ſitzenden Herrn fragte, wer ich ſei. Dieſer kannte mich, und hatte mich der General ſchon vorher öfter angeſehen, ſo that er es jetzt, nachdem er meinen Namen erfahren hatte, noch viel öfter; ich aber, um nicht von ihm angeredet zu werden, ſchlich mich weg, ſobald die Komödie zu Ende war. Aber dieß half mir nichts. Gleich am Morgen des folgenden Tages erhielt ich von dem General einen Brief, in welchem er mir für meinen Beſuch ſeines Theaters dankte, ſich glücklich prieß, daß ein Mann von ſo feinem Geſchmack ſein Theater eines Beſuchs gewürdiget habe, und mich einlud, auch ihn ſelbſt, um näher mit mir bekannt zu werden, öfter zu beſuchen. So ungern ich es that, ſo konnte ich doch nicht umhin, dieſer Einladung zu folgen, zumal da ich öfter in dem Dorf Aſchberg Geſchäfte hatte. So wurde ich nun bald näher mit ihm bekannt, und ſo oft ich ihn beſuchte, lud er mich nicht nur wieder aufs neue ein, ſondern er bat mich auch, von meinen Freunden mitzubringen, welche ich wollte, beſonders aber wünſchte er Schillern, den Verfaſſer der Räuber,

von welchem er wußte, daß er mich öfters von Stuttgart aus besuche, persönlich kennen zu lernen. Ich versprach, daß dies gleich bei seinem nächsten Besuch geschehen solle, und der General, um sich den Besuch Schillers zu einem Fest zu machen, forderte Schubart, der Schillern auch noch nicht persönlich kannte, zu einer Recension der Räuber auf, welche er ihm, als einem Fremden, vorlesen sollte. Schubart war mit seiner Recension fertig, Schiller kam, wir begaben uns auf die Festung, der General, hoch erfreut über den Besuch Schillers, überhäufte ihn mit Höflichkeiten, und nun wurden wir zu Schubart geführt. Abgeredeter Maßen wurde diesem Schiller unter dem Namen eines Doktor Fischer vorgestellt, und sobald die erste Begrüßung vorbei war, von dem General das Gespräch auf die Räuber geführt. Der angebliche Doktor Fischer sagte, daß er den Verfasser genau kenne, und sehr wünschte, das Urtheil Schubarts über das Stück zu hören. Da fiel der General plötzlich ein: „Sie haben ja, sagte er, sich zu Schubart wendend, eine Recension der Räuber verfaßt; wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, sie dem Herrn Doktor vorzulesen?" Schubart holte sein Manuskript, las, ohne zu ahnen, daß der Verfasser der Räuber vor ihm stehe, die Recension vor, und als er am Schlusse der Recension den Wunsch äußerte, daß er den großen Dichter persönlich kennen möchte, sagte ihm Rieger, indem er ihn auf die Schulter klopfte: „Ihr Wunsch ist erfüllt, hier steht er vor Ihnen." „Ist es möglich? rief Schubart frohlockend aus, das ist also der Verfasser der Räuber!" Dies gesagt, fiel er Schillern um den Hals, küßte ihn, und Freudenthränen glänzten in seinen Augen. Rieger war hoch erfreut über das Gelingen der Ueberraschung, welche er Schubart bereitet hatte. Schiller und ich verließen vergnügt die Festung, und gedachten in der Folge noch oft dieser Scene.

Unter den vielen Fremden, welche ich von Zeit zu Zeit in Ludwigsburg kennen lernte, erwähne ich vorzüglich des gelehrten und berühmten Buchhändlers Friederich Nicolai aus Berlin, des unter dem Namen Stilling bekannten Augenarztes Jung, der Tochter des holländischen Gouverneurs van de Graaf auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, eines neapolitanischen Grafen Lucheſi, eines Engländers, Namens Derolles, einer Gräfin Lubinska aus Wien, und eines Fräuleins von Gemmingen

aus Rappenau, einem in der Gegend von Heilbronn gelegenen adeligen Gute.

Von dem Buchhändler Nicolai hatte ich schon als Zögling der Akademie in Stuttgart einen hohen Begriff, weil ich, was man sonst nicht leicht von Buchhändlern hört, gar viel von seiner großen Gelehrsamkeit sprechen hörte; aber dieser hohe Begriff wurde noch mehr gesteigert durch meine Freunde Pauli und Stoll, die mich besonders auf die Verdienste aufmerksam machten, welche er sich um die Theologie erworben, indem seine allgemeine deutsche Bibliothek den Hauptanstoß zu der nachmals so rasch fortschreitenden Aufklärung in derselben gegeben habe. Ich war noch unverheurathet, als er nach Ludwigsburg kam, und weil ich als praktischer Arzt damals noch wenig zu thun hatte, so konnte ich fast den ganzen Tag um ihn sein. Ich begleitete ihn daher nebst einigen andern Freunden überall hin, wo es etwas Interessantes für ihn zu sehen gab, und da ihn Alles, auch Manches, was andere Reisende nicht interessiert hätte, interessierte, so wollte er überall hin geführt sein; damit er aber auch nichts von dem Gesehenen und Gehörten vergesse, schrieb er Alles, was ihm merkwürdig schien, theils sogleich an Ort und Stelle, theils auf der Straße, gehend und stillstehend, auf. Dieses Benehmen, welches ihm mehr das Ansehen eines mit Konsignirung der Einwohnerschaft, oder sonst mit etwas dergleichen beauftragten Policeibeamten, als eines Reisenden, gab, fiel natürlich Jedermann auf, und auch uns, die wir ihn zunächst begleiteten, würde es nicht minder aufgefallen sein, wenn wir nicht gemerkt hätten, worauf es mit dem Aufschreiben abgesehen sei. Wir vermutheten, der gelehrte Buchhändler sammle Materialien zu einer Reisebeschreibung; wir hatten richtig vermuthet, die Reisebeschreibung erschien wirklich, und wie klug der Verfasser gethan habe, einen so großen Vorrath von Materialien dazu zu sammeln, zeigt das Voluminöse derselben, wodurch er einen doppelten Zweck erreichte, den einen als Gelehrter, indem er seinen litterarischen Ruf vermehrte, den andern als Buchhändler, indem ihm von dem Publikum seine Reisekosten doppelt und dreifach vergütet wurden. Er war ein langer hagerer Mann, von ernstem finsterem Angesicht, den man nicht lieb gewinnen, sondern blos wegen seiner Gelehrsamkeit, als einer bei Buchhändlern seltenen Erscheinung, achten konnte.

Die Bekanntschaft mit Stilling machte ich in dem von Mo-

ſerſchen Hauſe, wo ich ihn von ungefähr antraf. Gleich ſein erſter Anblick machte einen angenehmen Eindruck auf mich, und wie ich ihn am folgenden Tag bei dem würdigen Schullehrer Hartmann, dem Vater des in Mitau zu frühe verſtorbenen Profeſſors Hartmann, länger ſah, gewann ich ihn wirklich lieb. Ich unterhielt mich lange mit ihm über Augenheilkunde, und über ſeine Staaroperationen, und weil die Geſellſchaft, die ihm zu Ehren eingeladen worden, größtentheils aus Frommen beſtand, ſo betraf die Unterhaltung vorzüglich religiöſe Gegenſtände. Natürlich ſprach ich auch mit, und weil ich zu einer Geſellſchaft von Frommen geladen war, ſo hielt mich Stilling auch für einen Frommen, und, wie die wirklich Frommen, bekam auch ich bei'm Abſchied den Bruderkuß, und zwar hinter das rechte Ohr, von ihm.

Die Tochter des holländiſchen Gouverneurs van de Graaf kam blos auf einer Durchreiſe nach Ludwigsburg, und befand ſich bei ihrer Ankunft unpäßlich. Als Arzt in dem Gaſthof, in welchem ſie abgeſtiegen, wurde ich zu ihr gerufen, und fand eine junge, ſehr ſchöne und freundliche Dame. Ihre Unpäßlichkeit war von keiner Bedeutung, und ſie konnte nach zwei Tagen wieder weiter reiſen. Vor ihrer Abreiſe erhielt ich einige Flaſchen des beſten Konſtantia-Weins von ihr zum Geſchenk, und ich erwähne dieſes Geſchenkes deswegen, weil ich den köſtlichen Wein mit Schiller, deſſen Beſuch in Ludwigsburg mich im folgenden Jahr erfreute, zuſammen trank.

Der Graf Lucheſi, ein ſchon ältlicher Mann, wurde ebenfalls auf einer Durchreiſe in Ludwigsburg krank. Ich wurde zu ihm gerufen, und weil ich mir viele Mühe mit ihm gab, und ihn bald wieder herſtellte, faßte er eine ſo hohe Meinung von meiner Kunſt, daß er mich zum Leibarzt der Königin von Neapel, bei welcher er ſehr viel zu gelten ſchien, empfehlen wollte.

Der Engländer Derolles hatte ſich mehrere Jahre in der Schweiz aufgehalten, wo er in Lauſanne mit Gibbon, dem berühmten Verfaſſer der Geſchichte des Verfalls und Untergangs des römiſchen Reiches, lange in genauer Verbindung gelebt hatte. Er zog nach Ludwigsburg aus Furcht vor den Franzoſen, welche in die Schweiz einzudringen droheten. Seine Frau, eine geborene Schweizerin, war eine große, ſchöne, liebenswürdige Dame, er aber finſter, leidenſchaftlich, und in ſeinem Betragen ein wahrer Engländer. Er hatte nur ein einziges Kind, einen Knaben von fünf bis ſechs

Jahren, der von Geburt an ziemlich krumme Beine hatte. Der Knabe hatte die Blattern noch nicht gehabt, und ſollte von mir geimpft werden. Es geſchah, die Impfung hatte den beſten Erfolg, der Knabe hatte zwar ſehr viele Blattern bekommen, und weil er ziemlich krank war, ſo hatten die Aeltern große Sorge um ihn, die um ſo größer war, da ſie ſich außerordentlich vor dieſer Krankheit gefürchtet hatten. Aber die Krankheit ging glücklich vorüber, und die Aeltern konnten ihre Freude über die Geneſung ihres einzigen Kindes nicht genug ausdrücken. Allein um ſo mehr bedauerten ſie jetzt, daß der Knabe krumme Beine habe, und auf die Frage, ob nicht auch dieſem Uebel abgeholfen werden könne, empfahl ich ihnen einen ausgewanderten Franzoſen, Namens Philippe, einen ſehr geſchickten Mechaniker, der durch ſeine zweckmäßigen Maſchinen ſchon viel in ſolchen Fällen geleiſtet hätte. Sogleich entſchloſſen ſie ſich, den Mechaniker kommen zu laſſen. Der Mechaniker beſah und maß die Beine des Knaben, verfertigte ſeine Bandagen, legte ſie an, und es waren noch nicht vier Wochen vorüber, als die Beine ſchon merklich gerader geworden waren. Endlich waren ſie beinahe ganz gerade, die Bandagen konnten weggelaſſen werden, und Derolles verlangte nun von dem Mechaniker den Konto. Seine Forderung von zehn Karolin ſchien dem reichen Engländer viel zu groß. Er ſchrieb ihm daher einen äußerſt groben Brief, und kaum hatte Philippe den Brief erhalten, als er mit brennendem-Geſicht zu mir gelaufen kam, und fragte, was er auf dieſen impertinenten Brief antworten ſolle. „Gar nichts, erwiederte ich, ich nehme die Sache auf mich, und ich ſtehe Ihnen dafür, daß Sie die zehn Karolin erhalten, nur müſſen Sie mir Zeit laſſen.“ Seit dem Abgang des Briefs an Philippe war ich öfters bei Derolles geweſen, allein nie hatte er deſſelben mit einer Sylbe erwähnt. Ich wartete acht, ich wartete zehn Tage, aber Derolles beobachtete daſſelbe Stillſchweigen. Endlich ward mir die Zeit zu lange, und nach Tiſch, als der Knabe auf ſeinen geraden Beinen in das Zimmer trat, fragte ich Derolles, ob es ihn nicht herzlich freue, ſeinen Knaben jetzt mit ſo graden Beinen einherſchreiten zu ſehen? „A propos, erwiederte er, wiſſen Sie wohl, wie viel der Franzoſe für ſeine Bandagen gefordert hat? Können Sie es glauben, zehn Karolin für das Paar lederne Riemen, und das Paar ſtählerne

Schnallen?" „Das ist wohl viel, entgegnete ich, aber nur dem Anschein nach. Setzen Sie den Fall, die Beine des Knaben seien noch so krumm wie vorher, Sie wüßten aber aus Erfahrung, der Franzose könne krumme Beine grad machen, Sie hätten ihn rufen lassen, allein er hätte erklärt, daß er die Kur nicht unternehme, wenn Sie ihm nicht dreißig Karolin vorausbezahlten, hätten Sie ihm diese dreißig Karolin nicht mit Vergnügen vorausbezahlt?" Der Engländer stutzte, besann sich einige Augenblicke, und sagte dann: „Sie haben recht, ich hätte es gethan, und der Franzose soll statt zehn dreißig Karolin erhalten." Der Engländer hielt Wort, statt der verlangten zehn erhielt Philippe dreißig Karolin, statt des frühern groben Briefes erhielt er einen äußerst höflichen, ja er wurde überdies zu Tisch geladen und mit Höflichkeiten überhäuft. So war dieser Engländer ein wahrer Repräsentant seiner Nation. Indessen war mir doch der Umgang mit ihm sehr angenehm, weil ich Vieles von England von ihm erfuhr, was ich zuvor nicht wußte, besonders aber weil er mir mancherlei von seinem Freund Gibbon erzählte, was mich sehr interessierte. Seine Eigenheiten konnte ich leicht übersehen, da mir das Unangenehme derselben durch meine Unterhaltungen mit seiner schönen und liebenswürdigen Gemahlin reichlich vergütet wurde. Die Familie blieb über ein halbes Jahr in Ludwigsburg, und lange vermißte ich sie nach ihrem Abzug.

Der Besuch der Gräfin Lubinska in Ludwigsburg galt einer mit ihr befreundeten Dame daselbst, einer Frau von Richthof, und dauerte mehrere Wochen. Sie war nicht im Gasthof, sondern bei ihrer Freundin abgestiegen, und weil ich diese und ihre drei Töchter öfter besuchte, so wurde ich auch gleich in den ersten Tagen mit der Gräfin bekannt. Sie hatte eine Tochter von zwölf bis dreizehn Jahren, und ein Gesellschaftsfräulein, ein Fräulein von Keller, bei sich. Gleich bei meiner ersten Unterhaltung mit ihr fand ich eine heitere und lebenslustige Dame, wie sie sich auch wirklich während ihres ganzen Aufenthalts in Ludwigsburg zeigte. Sie wollte immer Gesellschaft um sich haben, und weil sie sehr reich war, so gab sie Diners, Soupers, Theegesellschaften, ja sogar Bälle. Auch ich, als Hausarzt und Hausfreund der von Richthofschen Familie, wurde gewöhnlich dazu eingeladen, und weil ich selbst noch ein junger, lebenslustiger Mann war, folgte ich der Einladung gern.

Ungeachtet dieſes flotten Lebens blieb Alles im Hauſe geſund; nur ein einziges mal wurde ich als Arzt gerufen, und zwar zum Geſellſchaftsfräulein der Gräfin, welches eine Stecknadel verſchluckt zu haben glaubte. Bei der Unterſuchung ſchien mir die Sache nicht glaublich; ich ließ ſie jedoch Mehlbrei und andere dickliche Speiſen eſſen, um ihr aber alle Furcht vor der Gefahr zu benehmen, in welcher ſie zu ſchweben glaubte, und welcher ſie nicht los geworden ſein würde, ſo lange die Stecknadel nicht abgegangen war, befahl ich einer Magd des Hauſes, auf deren Verſchwiegenheit ich zählen konnte, am folgenden Morgen dem Fräulein eine Stecknadel vorzuzeigen, welche ſie in dem Leibſtuhl gefunden hätte. Natürlich war nun alle Furcht verſchwunden, und ich erhielt für dieſe glückliche Kur von der Gräfin eine Remuneration von acht Dukaten. Das Fräulein hatte wirklich keine Stecknadel verſchluckt, aber ich mußte die Belohnung meiner Lüge annehmen, weil ich, ohne das Fräulein aufs neue in Furcht zu ſetzen, Niemand von meinem geſpielten Betrug etwas ſagen durfte. Daß meine verſchwiegene Gehülfin ein gutes Trinkgeld von mir bekommen, verſteht ſich von ſelbſt.

Fräulein von Gemmingen war mir ſchon, ehe ich ſie perſönlich kennen lernte, von meinem Freund Stoll, der Hofmeiſter im Haus ihres Bruders geweſen war, als ein in jeder Beziehung vorzügliches Frauenzimmer geſchildert worden. Sie war kränklich, und kam in der Abſicht nach Ludwigsburg, ſich hier zu erholen. Sogleich nach ihrer Ankunft führte mich Stoll bei ihr ein. Ich erſchrack über ihre Mißgeſtalt, denn ſie hatte eine auffallende Krümmung des Rückgrats, und war überhaupt übelgeſtaltet. Aber ich hatte kaum eine halbe Stunde mit ihr geſprochen, ſo vergaß ich ihre Mißgeſtalt über der Vortrefflichkeit ihres Innern, das ſich in allem, was ſie ſagte, auf das herrlichſte ausſprach. Stoll hatte mir viel zu wenig von ihr geſagt, denn ich muß geſtehen, daß ich nie zuvor ein Frauenzimmer von ſo viel Geiſt, und einer ſo hohen geiſtigen und ſittlichen Bildung geſehen hatte. Sie ſprach nicht nur alle lebende Sprachen, ſondern ſie ſchrieb ſie auch eben ſo gut, als ſie ſie ſprach. Ich habe Briefe von ihr geſehen, in welchen eine Periode deutſch, eine andere franzöſiſch, eine dritte italieniſch oder engliſch war, je nachdem ſie glaubte, ſich in der einen beſſer, als in der andern, auszudrücken zu können. Eben ſo ſah ich auch ein Heft von ihr, welches Bemerkungen über Villaume's Werk über den Urſprung und die Abſichten des

Uebels enthielt, welche einem Philoſophen von Profeſſion Ehre gemacht hätten. Aber der Hauptgegenſtand, mit welchem ſie ſich beſchäftigte, war die Erziehung. Sie war die eigentliche Erzieherin der Kinder ihres Bruders, ſowohl der männlichen, als der weiblichen, und was für eine Meiſterin ſie in der Erziehungskunſt war, beweiſt die Vorzüglichkeit dieſer Kinder, die ſelbſt von Dalberg, der ſie in Erfurt, wohin ſie mit den Gemmingenſchen Kindern vor den Franzoſen geflüchtet war, kennen lernte, anerkannt wurde, indem er nach beendigter Unterhaltung mit einem der Fräulein ſagte, es ſei nicht recht, daß ſo viel vorzügliches in einem einzigen Menſchen vereinigt ſei. — Aber ſo vollkommen ausgebildet der Geiſt des Fräuleins von Gemmingen war, ſo vortrefflich war auch ihr Herz. Zum Beweis hiervon will ich nur ein Paar Züge anführen. Sie hatte ein armes Mädchen zu ſich genommen, um ſich daſſelbe zu ihrer Dienerin zu erziehen. Sie hatte das Mädchen mit ſich nach Ludwigsburg gebracht, und es war damals etwa achtzehn Jahr alt. Es wurde in Ludwigsburg mit einem Soldaten bekannt, der es heurathen wollte. Das Fräulein hatte nichts dagegen, weil der Liebhaber der Sohn braver Aeltern in Tübingen, und er ſelbſt ein wackerer junger Menſch war, und ſie hatte es bereits durch ihre Verbindungen dahin gebracht, daß derſelbe früher aus dem Militär entlaſſen werden ſollte. Auch war die Ausſtattung des Mädchens auf Koſten des Fräuleins beinahe fertig, und außer der reichlichen Ausſtattung ſollte daſſelbe von ihr auch noch ein Kapital von einigen hundert Gulden erhalten. Das Mädchen wußte das Alles, aber was geſchieht? Der Bräutigam war aus dem Militär entlaſſen, der Tag der Verlobung war beſtimmt, und bald darauf ſollte auch die Hochzeit folgen, und das Fräulein entdeckt, daß ſie von dem Mädchen beſtohlen worden. Ich wußte von dem Diebſtahl noch nichts; aber wie ich den Tag darauf das Fräulein beſuchte, traf ich ſie in einem Zuſtand, der an Verzweifelung zu grenzen ſchien. Ich fragte ſie, was ihr ſei? „Ach! erwiederte ſie, ich habe die traurige Erfahrung gemacht, daß man die Menſchen nicht glücklich machen kann.“ Sie erzählte mir nun den Vorgang, und auf die Frage, wozu ſie entſchloſſen ſei? antwortete ſie, daß ſie nicht zugeben werde, daß der braye junge Menſch eine undankbare Diebin zur Frau bekomme. Auf ihre Veranlaſſung gab der junge Menſch die Verbindung mit dem Mädchen auf, und das Mädchen wurde mit der Ausſtattung und dem

Kapital nach Hauſe zu ihren Aeltern geſchickt. — Der andere Fall war folgender. Es war in dem Hauſe ihres Bruders etwas vorgefallen, worüber derſelbe ſehr entrüſtet war. Die Schuld an dem Vorfall hatte die Frau von Gemmingen, aber der Herr von Gemmingen maß ſie der Schweſter bei. Um das gute Verhältniß zwiſchen dem Bruder und der Schwägerin nicht zu ſtören, ertrug das Fräulein die immer erneuerten Vorwürfe des Bruders geduldig und ſchweigend. Allein nun ſtarb die Frau von Gemmingen, und die Frage war, ob ſie den Bruder über den Vorgang ins Klare ſetzen ſolle. Sie that es nicht. Lieber wollte ſie fortdulden und ſchweigen, als dem Bruder über ſeine Frau auch nach ihrem Tode etwas ſagen, was ihm das Andenken an ſie hätte weniger theuer machen können. — Das Fräulein verweilte nur zwei Monate in Ludwigsburg. Nach ihrer Zurückkunft nach Rappenau wurde ſie kränker, und etwa zwei Jahre darauf ſtarb ſie, ohne ſich zuvor bei ihrem Bruder gerechtfertigt zu haben. Sie hatte die große Aufgabe ihres Lebens gelöſt, die Gemmingenſchen Kinder waren alle vortrefflich gezogen, und die edle Dulderin ging mit dem Bewußtſeyn erfüllter Pflicht, dem einzigen dieſer ſchönen Seele würdigen Lohn, aus der Welt. Lange ſchon Zeuge ihrer geiſtigen und ſittlichen Vortrefflichkeit, fragte ich ſie einmal, wie ſie zu dieſer hohen geiſtigen und ſittlichen Ausbildung gekommen ſei? Sie antwortete: „Das können Sie mir anſehen, es iſt meine Geſtalt, der ich es verdanke, ſie hat mich beſtimmt, nach etwas höherem zu ſtreben, mehr kann ich Ihnen nicht ſagen, denn Sie verſtehen mich.“

So lebte ich nun mit dieſen und andern Freunden vergnügt und vertraulich zuſammen, bis im Jahr 1789 die franzöſiſche Revolution ausbrach. Gewohnt des vielfältigen Guten, welches Deutſchland ſeit dem Hubertsburger Frieden zu Theil geworden, wußten wir Deutſche daſſelbe nicht mehr gehörig zu ſchätzen, und ſo wie der Menſch ſtets beſtrebt iſt, ſeinen Zuſtand zu verbeſſern, und ſchon bloſe Veränderungen deſſelben für Verbeſſerungen anzuſehen pflegt, ſo war dies auch der Fall bei mir, und bei den meiſten meiner jüngern Freunde. Auch wir wurden durch dieſe große Weltrevolution mächtig aufgeregt. Wie ſo viele tauſend Deutſche, verſprachen auch wir uns von einer Revolution, welche, wie die franzöſiſche, alle alte Vorurtheile zerſtören, alle Ungleichheit unter den Menſchen aufheben, und allein die natürlichen Menſchenrechte geltend machen ſollte, die heilbringendſten Folgen für die Menſchheit. Die franzö-

ſiſche Revolution wurde daher bald das Tagesgeſpräch unter uns. Freilich hatten wir ſie noch nicht in der Nähe geſehen, der Krieg, den ſie veranlaßte, war noch nicht ausgebrochen, es waren noch keine franzöſiſchen Armeen zu uns gekommen, die uns plünderten und brandſchatzten, wir hatten den Druck und die Koſten der Einquartierungen noch nicht gefühlt, und ſo unerfreulich auch die Aſpekten waren, welche die Vorgänge in der Nationalverſammlung, der geſetzgebenden Verſammlung und dem Nationalkonvent zeigten, ſo hielt uns doch das nicht ab, die gute Sache der Franzoſen in Schutz zu nehmen. Wir ſahen die Gewaltſchritte des franzöſiſchen Gouvernements als nothwendige Anſtalten zur Gegenwehr wider das mit Recht zu befürchtende Einmiſchen der fremden, von den Ausgewanderten aufgeregten Mächte an, und maßen die Schuld nicht ſowohl dem franzöſiſchen Gouvernement, als vielmehr den Drohungen des deutſchen Kaiſers und des Königs von Preußen, und namentlich dem übermüthigen Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig bei, von dem wir gleich nach ſeiner Erſcheinung vorausſagten, daß es nicht nur einen Krieg auf Leben und Tod, ſondern auch die gänzliche Auflöſung des Königthums, die Abſetzung des Königs, wenn nicht gar ſeine Hinrichtung zur traurigen Folge haben könne.

Aber bald wurde das Intereſſe, welches ich an der franzöſiſchen Revolution nahm, durch ein anderes näheres Intereſſe bei mir verdrängt. Es war die Nachricht von der nahe bevorſtehenden Ankunft Schillers, meines älteſten und geliebteſten Jugendfreundes, in Ludwigsburg. Schon waren bereits zehn Jahre vorüber, ſeit ich ihn nicht mehr geſehen hatte, und man kann ſich leicht vorſtellen, welche unausſprechliche Freude mir jene Nachricht verurſachte. Ich dachte nicht mehr an die franzöſiſche Revolution, ich dachte nur an meinen Freund, und mit Sehnſucht ſah ich den ſchönen Tagen entgegen, welche ich nach ſo langer Zeit wieder mit ihm zu durchleben hoffen durfte. Schiller hatte den Entſchluß, ſeine Familie und ſeine alten Freunde wiederzuſehen, ſchon lange gefaßt, und der Entſchluß wurde nun ausgeführt. Da er als Flüchtling nicht wagen durfte, ſein Vaterland geradezu zu betreten, ſo begab er ſich zuerſt nach der damals noch freien Reichsſtadt Heilbronn, um dort zu hören, wie die Nachricht von ſeinem vorhabenden Beſuch in Stuttgart und Ludwigsburg, und auf der Solitude, wo ſein Vater Major und Aufſeher über die herzoglichen Gärten war, von dem Herzog

aufgenommen werden würde. Er ſchrieb daher von Heilbronn aus ſelbſt an den Herzog. Natürlich erhielt er von dieſem unmittelbar keine Antwort, aber durch ſeine Bekannten erfuhr er, daß der Herzog ſich öffentlich geäußert habe, Schiller befinde ſich in Heilbronn und werde auch nach Stuttgart kommen, er werde aber von ſeinem Aufenthalt keine Notiz nehmen. Auf dieſe Nachricht verließ Schiller ſogleich Heilbronn, und kam zuerſt nach Ludwigsburg zu mir, ſeinem älteſten und vertrauteſten Jugendfreunde. Sein Aufenthalt im Vaterland ſollte ein halbes Jahr dauern, ſein fixer Aufenthalt ſollte in Ludwigsburg ſein, ſeine Frau ſollte hier ihr erſtes Wochenbette halten, und erſt am Schluſſe ſeines Aufenthalts im Vaterland wollte er einige Wochen in Stuttgart zubringen. Von meinen Empfindungen bei unſerem Wiederſehen ſage ich nichts, ich ſage nur, wie ich ihn nach einer Trennung von ſo vielen Jahren gefunden habe. Er war ein ganz anderer Mann geworden; ſein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anſtand in ſeinem Betragen, an die Stelle ſeiner vormaligen Nachläſſigkeit in ſeinem Anzuge war eine anſtändige Eleganz getreten, und ſeine hagere Geſtalt, ſein blaſſes kränkliches Ausſehen vollendeten das Intereſſe ſeines Anblicks bei mir und Allen, die ihn vorher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß ſeines Umgangs ſehr oft durch ſeine Kränklichkeit, heftige Bruſtkämpfe, geſtört; aber in den Tagen des Beſſerbefindens, in welcher Fülle ergoß ſich der Reichthum ſeines Geiſtes, wie liebevoll zeigte ſich ſein weiches theilnehmendes Herz, wie ſichtbar drückte ſich in allen ſeinen Reden und Handlungen ſein edler Charakter aus, wie anſtändig war jetzt ſeine ſonſt etwas ausgelaſſene Jovialität, wie würdig waren ſelbſt ſeine Scherze! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden. — Da er nur ſelten ganz frei von Bruſtkämpfen war, ſo konnte er nicht viel und anhaltend arbeiten, indeſſen ſchrieb er doch faſt täglich, meiſtens in der Nacht, einige Stunden an ſeinem Wallenſtein, welcher damals der Hauptgegenſtand ſeiner Beſchäftigung war, und die Stunden, in denen er ſich dazu weniger aufgelegt fühlte, widmete er ſeinen Briefen an den Prinzen von Auguſtenburg, welche hernach in einer etwas veränderten Geſtalt unter dem Titel: über die äſthetiſche Erziehung, zuerſt in den Horen, und dann in der Sammlung ſeiner kleinern proſaiſchen Schriften erſchienen ſind. Von Wallenſtein, von welchem er mir verſchiedene eben fertig gewordene Scenen zu leſen gab, bemerke ich, daß er anfangs

in Prosa geschrieben war. Ich äußerte, daß ich ihn lieber, wie den Don Karlos, in Jamben geschrieben sähe, und ich weiß nicht, ob diese Aeußerung dazu beigetragen hat, daß er in Jamben erschienen ist. Von dem ersten Theil des Gedichts: Wallensteins Lager, war damals noch keine Rede. — Um dieselbe Zeit machte er auch den Plan zu einer neuen Zeitschrift, welche an die Stelle seiner Thalia treten sollte, und die Bekanntschaft mit dem Buchhändler Cotta, dem ich in Ludwigsburg zu einem Besuch bei ihm verhalf, beschleunigte hauptsächlich die Ausführung dieses Plans; bald nach seiner Zurückkunft nach Jena erschienen die Horen. Gedichte hat er, während er sich in Ludwigsburg befand, keine geschrieben, blos die Götter Griechenlands hat er in dieser Zeit umgearbeitet, aber so, wie er mir das Gedicht vorgelesen, hat er es nicht drucken lassen. Von seinen Räubern, und überhaupt von seinen ältern dramatischen Produktionen hörte er nicht gern sprechen, ja es schien mir öfters, als wünschte er, daß sie nicht gedruckt wären. Von Göthe's Iphigenie äußerte er eines Tages auf einem Spaziergang, daß dies das einzige deutsche dramatische Produkt sei, welches er beneide, weil er fühle, daß er kein ähnliches hervorbringen könne. Von Voß war er ein großer Verehrer. Seine Uebersetzung Homers, die damals erschienen war, und die er in meiner Gegenwart erhielt, machte ihm große Freude. Beinahe alle Abende las er daraus vor, und prieß wechselsweise das Original und die Uebersetzung. An Bürger rühmte er das dichterische Talent, aber seine Gedichte schätzte er weniger. Von Gerstenberg bedauerte er, daß er nicht mehr Trauerspiele, wie seinen Ugolino, geschrieben habe. Die Bekanntschaft mit Matthisson, welchen er zuerst in Ludwigsburg sah, erfreute ihn sehr, und es war ihm angenehm, daß er gerade damals mit einer Recension seiner Gedichte für die Jenaer Litteraturzeitung beauftragt war. Ein großes Interesse zeigte er für die bildenden Künste, besonders für die Bildhauerei, was sonst nicht der Fall war, und den Umgang mit dem genialen Danneckер, dem Verfertiger der herrlichen Büste Schillers, zählte er zu den angenehmsten Stunden welche er in Stuttgart zubrachte. Uebrigens sah er sowohl in Stuttgart, als in Ludwigsburg, außer seinen nähern Bekannten und Freunden, nicht gern Jemand bei sich, und machte eben so wenig Besuche bei Personen, wo er sich genieren mußte. Die Ursache war natürlich seine Kränklichkeit. Wer ihn nicht näher kannte, hat

es für Stolz gehalten. Aber Schiller war nicht ſtolz, er hatte nur das äußere Anſehen des Stolzes, was ihm ſeine lange Figur, und ſeine aufrechte, etwas ſteife Haltung gaben. Dieſes Anſehen hatte er ſchon als Zögling der Akademie, und ich erinnere mich noch wohl, daß einſt eine Frau, welche dort ihren Sohn beſuchte, wie ſie Schillern den Schlafſaal hinunterſchreiten ſah, ſagte: „Sieh doch, der dort bildet ſich wohl mehr ein, als der Herzog von Würtenberg.“ Eben ſo wenig gegründet, als der Vorwurf des Stolzes, war auch die ſo oft gehörte Sage, daß Schiller ſich durch Opium begeiſtert habe. Er konnte geiſtige Getränke in keinem großen Maße vertragen, und jene Sage kommt blos daher, daß er meiſtens Nachts arbeitete, was er nicht gethan haben würde, wenn ſeine Bruſtkrämpfe ihm nicht bei Nacht mehr Ruhe gelaſſen hätten, als bei Tage.

Während Schillers Anweſenheit in Ludwigsburg ſtarb der Herzog Karl. Als einem Fremden, der mit dem Herzog in gar keiner Verbindung mehr ſtand, hätte Schillern dieſer Todesfall ziemlich gleichgültig ſein können. Aber Dankbarkeit gegen ſeinen Erzieher, und Achtung für einen durch ſo viele große Eigenſchaften ſich auszeichnenden Fürſten erregte ſeine wärmſte Theilnahme an dieſem für ſein Vaterland ſo wichtigen Ereigniß. Ich ſah ihn bei der Nachricht, daß der Herzog krank, und ſeine Krankheit lebensgefährlich ſei, erblaſſen, hörte ihn den Verluſt, welchen das Vaterland durch deſſen Tod erleiden würde, in den rührendſten Ausdrücken beklagen, und die Nachricht von dem wirklich erfolgten Tod des Herzogs erfüllte ihn mit einer Trauer, als wenn er die Nachricht von dem Tod eines Freundes erhalten hätte. Der Nachfolger des Herzogs Karl war deſſen älterer Bruder Ludwig Eugen, ein Prinz, von welchem man ſich wegen ſeiner Herzensgüte, und wegen des Eifers, mit welchem er ſich bei jeder Gelegenheit der Landesverfaſſung gegen die Anmaßungen ſeines Bruders angenommen hatte, das goldene Zeitalter für Würtenberg verſprach. Aber dieſes günſtige Vorurtheil für den neuen Regenten hatte auf Schiller keine Wirkung; er prieß nur ſeinen Vorfahr, und konnte, ungeachtet aller Vorſtellungen ſeines Vaters, welchem an der Gunſt des neuen Herzogs natürlich viel gelegen war, nicht dahin gebracht werden, dem Herzog zu ſeinem Regierungsantritt Glück zu wünſchen. Indeſſen war Schiller nichts weniger als ein blinder Verehrer des Herzogs Karl. Er kannte alle ſeine Fehler ſehr gut, aber er ſah ein, daß ſeiner guten

und großen Eigenſchaften weit mehr waren, und nie vergeſſe ich, was er mir auf einem Spaziergang, wo wir an die fürſtliche Gruft hinſehen konnten, über den Hingeſchiedenen geſagt hat. „Da ruht er alſo, (dieß waren ſeine eigenen Worte,) dieſer raſtlos thätig geweſene Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Menſch; aber die erſtern wurden von ſeinen großen Eigenſchaften weit überwogen, und das Andenken an die letztern muß mit dem Todten begraben werden, darum ſage ich Dir, wenn Du, da er nun dort liegt, jetzt noch nachtheilig von ihm ſprechen hörſt, traue dieſem Menſchen nicht, er iſt kein guter, wenigſtens kein edler Menſch.“ So oft Schiller wohl war, gingen wir zuſammen ſpazieren, wozu uns die ſchönen Alleen in und um Ludwigsburg die erwünſchteſte Gelegenheit gaben. Nur ein einziges mal, an einem beſonders ſchönen Tage, machten wir einen weitern Spaziergang zu meinem Freund, dem Konſulenten Mader in Heutingsheim, eine Stunde von Ludwigsburg. Der Weg dahin führt durch einen ſchönen herzoglichen Park, und wir kamen ſehr gut in Heutingsheim an. Die Haupturſache, warum Schiller Luſt zu dieſem Spaziergang hatte, war, weil er einige hiſtoriſche Schriften zu haben wünſchte, von denen ich wußte, daß ſie ſich in Maders Bibliothek befänden. Schiller durchſah die Bibliothek mit Vergnügen, und fand alle die Werke, die er gewünſcht hatte, und noch mehrere. Aber er verweilte ſich zu lange dabei; die Sonne nahete ſich ihrem Untergang, es fing an kühl zu werden, Schiller fühlte das, und wir begaben uns ungeſäumt auf den Rückweg. Aber als wir in den Wald gekommen waren, bekam Schiller einen ſolchen Anfall von Bruſtkrampf, daß, weil ich Niemand zu Hülfe rufen konnte, mir angſt und bange war, wie ich ihn nach Hauſe bringen ſollte. Wir hatten noch eine kleine halbe Stunde nach Ludwigsburg, und er konnte vor Beklemmung kaum gehen. Doch die Noth gab mir Kraft, ihn mehr tragend als führend, brachte ich ihn endlich nach Hauſe. Er begab ſich ſogleich zu Bette, und nach dem Genuß von einigen Taſſen Thee hörten die Krämpfe zu meiner großen Freude allmälig auf.

Glücklicher, als dieſer Spaziergang nach Heutingsheim, liefen unſere Reiſen nach Stuttgart ab, die wir einige mal mit einander machten, Gewöhnlich ſtiegen wir in der geiſtlichen Herberge, einem der beſten damaligen Gaſthöfe in Stuttgart ab, und luden meiſtens unſere gemeinſchaftlichen Freunde Haug und Peterſen zu Tiſch.

Wir waren höchſt vergnügt unter einander, nur ein einziges Mal nahm unſer fröhliches Beiſammenſein ein unerfreuliches Ende. Schiller hatte ſich vorgenommen, Peterſen, der ein großer Liebhaber des Weins war, betrunken zu machen. Wir tranken ihm daher fleißig zu, wer aber betrunken wurde, war nicht Peterſen, ſondern Schiller, der zwar glücklicherweiſe frei von ſeinen Bruſtkrämpfen blieb, aber ſo ausgelaſſen luſtig wurde, daß er ſich auf den Tiſch legte, und ſich darauf herumwälzte. So kamen wir ſpät am Abend zurück nach Ludwigsburg, und als ich ihn am andern Morgen an das Geſchehene erinnerte, antwortete er lachend, er wiſſe es wohl, aber der Spaß hätte gar wohl unterbleiben können, und es ſei gut, daß dergleichen Abſenzen nicht oft vorkommen.

Die weiteſte Reiſe, welche ich mit Schiller machte, war eine Reiſe nach Tübingen zu unſerem alten Lehrer und Freund, dem Profeſſor Abel, welcher nach Aufhebung der Akademie in Stuttgart dahin verſetzt worden. Auf unſerem Wege dahin hielten wir Mittag in Waldenbuch, einem von Stuttgart und Tübingen ungefähr gleich weit entfernten Dorf. Das Mittageſſen war ziemlich gut, aber deſto weniger zufrieden waren wir mit dem Wirth. Um ſeine Gäſte recht nach Stand und Würden zu bedienen, wich er, ſeine Serviette über den Arm, nicht von der Stelle, und was noch auffallender war, ſtand er da, ohne ein Wort zu ſprechen. Wir ärgerten uns beide über den beſchwerlichen Geſellſchafter, aber wir wußten nicht, wie wir ihn, ohne unhöflich gegen ihn zu ſein, wegbringen konnten. Endlich that er doch ſeinen Mund auf, und ſagte ganz gleichgültig, heute früh ſei ſeine alte Mutter begraben worden. „Und das ſagen Sie ſo kalt, Herr Wirth, entgegnete ihm Schiller, genieren Sie ſich doch ja nicht vor uns, wir nehmen Theil an Ihrem Verluſt, und fühlen, wie nahe er Ihnen geht, darum begeben Sie ſich ſogleich in Ihr Kämmerlein, und weinen Sie ſich aus, wir werden mit dem Eſſen ſchon ſelber zurecht kommen.“ Der Wirth nahm es für Ernſt, und entfernte ſich, mit ſeiner Serviette über dem Arm, ohne ſich wieder ſehen zu laſſen.

In Tübingen angekommen, ſchickten wir aus dem Gaſthof, wo wir abgeſtiegen, ſogleich zu Abel, ließen ihm ſagen, daß wir angekommen ſeien, und fragen, ob er zu Hauſe ſei, und ob wir ihn dieſen Abend noch beſuchen dürfen. Sein Beſuch kam dem unſerigen zuvor. Er traf uns im Auspacken begriffen, aber er beharrte darauf,

daß wir wieder einpacken ſollten, weil wir ſchlechterdings bei ihm logieren müßten. Wir packten daher wieder ein, ließen unſern Koffer zu ihm bringen, und begaben uns alsbald mit ihm in ſeine Wohnung. Er wohnte in der ſogenannten Burſch, einem großen Gebäude, wo mehrere Studenten freie Wohnung und freien Tiſch hatten, über welche er die Aufſicht führte, und mit welchen er auch nebſt ſeiner Familie zuſammen ſpeiſte. Ehe wir ſelbſt zu Tiſche gingen, wohnten wir dem Abendeſſen der theologiſchen Stipendiaten bei, und trafen da den als Orientaliſten berühmten Profeſſor und Ephorus Schnurrer. Der Anblick der Stipendiaten hatte viel Intereſſantes für uns, und mit Schnurrer unterhielten wir uns auf eine ſehr angenehme Weiſe. Nun gingen wir ſelbſt zu Tiſch, und ſaßen da mitten unter den Studenten, vor uns eine ungeheuer große Schüſſel, aus welcher für alle die Suppe geſchöpft wurde, und alle weitern gemeinſchaftlichen Schüſſeln von derſelben Größe. Die Studenten ließen ſichs ſchmecken, und keiner ſprach ein Wort; nur einer, der am Ende der langen Tafel ſaß, führte das Wort um ſo lauter, und wir fingen eben an ärgerlich darüber zu werden, als wir erfuhren, daß es der Schwager Abels, der Doktor Schmidt, ſei. Am folgenden Mittag ſpeiſten wir wieder ſo mit den Studenten zuſammen, und es iſt leicht zu erachten, daß uns dies eben nicht das angenehmſte war. Aber wir wurden für die dadurch erlittene Verkürzung durch unſere Unterhaltung mit unſerm Freund reichlich entſchädigt, da wir die ganze übrige Zeit der Paar Tage, welche wir in Tübingen zubringen wollten, mit ihm allein waren, außer einer Morgenſtunde, wo wir den berühmten Profeſſor der Medicin Plouquet, den Sohn des ſchon früher erwähnten Philoſophen, beſuchten. Bis ſpät in die Nacht dauerte unſere gegenſeitige Unterhaltung, ja Abel begleitete uns ſelbſt in unſer Schlafzimmer, und verließ es, das Licht in der Hand, und immer im Begriff, es zu verlaſſen, nicht eher, als bis ich ihm ſagte, Schiller ſei längſt eingeſchlafen, was auch wirklich der Fall war. — Erſt am dritten Tag verließen wir Tübingen, kamen am Abend wohlbehalten in Stuttgart an, und am andern Morgen reiſeten wir nach Ludwigsburg zurück.

Schiller wohnte in Ludwigsburg nicht bei mir im Hauſe, ich hatte zu wenig Raum, um ihn zu beherbergen. Denn er hatte nicht nur ſeine Frau bei ſich, ſondern auch ſeine Schwägerin, damals Frau von Beulwiz, und nachher Frau von Wolzogen,

und die Schweſter ihres Mannes, ein Fräulein von Beulwiz. Aber wir kamen täglich zuſammen, ſpeiſten öfters mit einander zu Mittag und Abend, und jede Stunde, welche ich meinen Geſchäften abgewinnen konnte, war ihm gewidmet. Gewöhnlich war Schiller ernſt, und ſo betraf auch unſere Unterhaltung meiſtens ernſte Gegenſtände. Aber er konnte auch, beſonders wenn er ſich ganz wohl befand, heiter, luſtig, ja ſelbſt kindiſch ſein. Er war ſchon im Herbſt in Ludwigsburg angekommen, und ſeine Frau hatte noch lange bis zu ihrer Entbindung. Aber er freute ſich auf Weihnachten, als ob er ſchon ein Kind hätte, welchem er den heiligen Chriſt beſcheeren laſſen könne. Am Weihnachtabend kam ich zu ihm, und was ſah ich da? Einen mächtig großen, von einer Menge kleiner Wachskerzen beleuchteten, und mit vergoldeten Nüſſen, Pfefferküchlein, und allerlei kleinem Zuckerwerk aufgeputzten Weihnachtsbaum. Vor ihm ſaß Schiller ganz allein, den Baum mit heiterlächelnder Miene anſchauend, und von ſeinen Früchten herunternaſchend. Verwundert über den unerwarteten Anblick, fragte ich ihn, was er da mache? „Ich erinnere mich meiner Kindheit, erwiederte er, und freue mich, die Freude meines künftigen Sohnes zu anticipieren. Der Menſch iſt nur einmal in ſeinem Leben Kind, und er muß es bleiben, bis er ſeine Kindheit auf ein anderes fortgeerbt hat.“ — So kindlich, ja kindiſch war der hohe ernſte Mann in den Stunden ſeines Wohlbefindens, und es iſt nichts wahrer, als was Göthe von ihm geſagt hat:

Wie bequem geſellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald ſein Ernſt anſchließend, wohlgefällig,
Zur Wechſelrede heiter ſich geneigt,
Bald raſch gewandt, geiſtreich und ſicherſtellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar ſich in Rath und That ergoſſen,
Das haben wir erfahren und genoſſen.

So liebenswürdig Schiller in ſolchen guten Stunden war, ſo ernſt und fruchtbar belehrend war er zu jeder andern Zeit. Schwerlich giebt es irgend einen Gegenſtand, worüber wir uns nicht unterhielten, beſonders aber ſprach er gern mit mir über Medicin, ob er ſie ſchon längſt aufgegeben hatte, und forderte mich mehrmals auf, wieder etwas zu ſchreiben, weil er wünſchte, daß

ich mich nicht zu lange dem praktiſchen Leben widmen, ſondern trachten ſolle, zum Profeſſor an irgend einer Univerſität berufen zu werden. Ich konnte nicht umhin, ſeinen Gründen Beifall zu geben, und dies war auch die Veranlaſſung zu der im Jahr 1795 erſchienenen Schrift: Geſchichte eines epidemiſchen Fiebers, welches in den Jahren 1792 bis 1793 in dem Marktflecken Aſchberg geherrſcht hat. — Daß ich der Poeſie gänzlich entſagt habe, wollte er nicht billigen. Er meinte, ich ſollte wenigſtens einen Roman ſchreiben, und als ich ihm eines Tages von meinem wunderlichen Freund Bächler erzählte, forderte er mich auf, ſogleich Hand an das Werk zu legen *). Auch er hielt dieſen Theoſophen für eine herrliche Figur in einem Roman, und als ich endlich herausrückte, und ihm ſagte, daß ich den Roman wirklich ſchon zu ſchreiben angefangen, und ihm einige fertige Kapitel daraus vorlas, rief er: „Und Du konnteſt mir ſo lange ein Geheimniß aus der Sache machen? Das iſt gar nicht ſchön von Dir, und damit ich nicht böſe auf Dich werde, ſo ſetze die Arbeit ungeſäumt fort, ſchicke mir den Roman, wenn er fertig iſt, ſogleich zu, und für einen tüchtigen Verleger will ich dann ſchon ſorgen.“ Wirklich ſetzte ich nach ſeiner Abreiſe den angefangenen Roman fort, aber meine Geſchäfte machten mir ſeine Vollendung unmöglich.

Schiller hatte damals auch einen Plan für ſein eigenes künftiges Leben, durch deſſen Realiſierung wir leicht wieder mit einander hätten zuſammenkommen können. Dalberg, damals Statthalter in Erfurt und Koadjutor von Konſtanz und Mainz, hatte ihm nämlich Hoffnung gemacht, ſobald er entweder Biſchof von Konſtanz oder Erzbiſchof von Mainz werden würde, ihn in ſeine Dienſte zu nehmen. Schiller ſprach darüber öfters mit mir, und immer war dabei auch von mir die Rede, indem er mit Zuverläſſigkeit darauf rechnen zu können glaubte, daß ich als Leibarzt Dalbergs oder als Profeſſor in Mainz angeſtellt werden würde. Bei dieſen ſchönen Ausſichten war es natürlich, daß er täglich auf die Nachricht von dem Tod des einen oder des andern dieſer geiſtlichen Herren wartete. „Sie ſind beide ſteinalt, ſagte er, aber

*) Siehe vorne allegirten Brief Schillers vom November 1794.
Anmerkung des Herausgebers.

keiner denkt an das Sterben.“ Besonders fatatal aber war ihm das lange Leben des Bischofs von Konstanz. Dieser sollte seiner Meinung nach längst fort sein. „Aber das große Uebel bei diesen Herren, sagte er, ist, daß sie nichts denken; käme nur eine einzige Idee in den Kopf des betagten Bischofs, so würde es die Organisation seines Gehirns nicht aushalten, er müßte plötzlich an einem Schlagfluß dahinfahren.“

Von dem französischen Freiheitswesen, für welches ich mich so sehr interessierte, war Schiller kein Freund. Die schönen Aussichten in eine glücklichere Zukunft fand er nicht. Er hielt die französische Revolution lediglich für die natürliche Folge der schlechten französischen Regierung, der Ueppigkeit des Hofes und der Großen, der Demoralisation des französischen Volks, und für das Werk unzufriedener, ehrgeiziger und leidenschaftlicher Menschen, welche die Lage der Dinge zur Erreichung ihrer egoistischen Zwecke benutzten, nicht für ein Werk der Weisheit. Er gab zwar zu, daß viele wahre und große Ideen, welche sich zuvor nur in Büchern und in den Köpfen hell denkender Menschen befunden, zur öffentlichen Sprache gekommen; aber um eine wahrhaft beglückende Verfassung einzuführen, sei das bei weitem nicht genug. Erstlich seien die Principien selbst, die einer solchen Verfassung zum Grunde gelegt werden müssen, noch keineswegs hinlänglich entwickelt, denn bis jetzt, sagte er, indem er auf Kants Kritik der Vernunft, die eben auf dem Tische lag, hinwies, sind sie es blos noch hier; und zweitens, was die Hauptsache sei, müsse auch das Volk für eine solche Verfassung reif sein, und dazu fehle noch sehr viel, ja Alles. Daher sei er fest überzeugt, die französische Republik werde eben so schnell wieder aufhören, als sie entstanden sei, die republikanische Verfassung werde früher oder später in Anarchie übergehen, und das einzige Heil der Nation werde sein, daß ein kräftiger Mann erscheine, er möge herkommen, woher er wolle, der den Sturm beschwöre, wieder Ordnung einführe, und den Zügel der Regierung fest in der Hand halte, auch wenn er sich zum unumschränkten Herrn nicht nur von Frankreich, sondern auch von einem Theil von dem übrigen Europa machen sollte.

Eine der größten Angelegenheiten Schillers während seiner Anwesenheit im Vaterland war die nahe bevorstehende Entbindung seiner Frau. Diese erfolgte in Ludwigsburg zu der bestimmten

Zeit. Sie war schwer und dauerte lange. Schiller zweifelte an einem glücklichen Ausgang. Er suchte seine Besorgnisse zu verbergen, aber seine Angst blickte sichtbar aus seinem Betragen hervor. Am meisten beruhigte ihn die Zusprache meiner Frau, welche die Kreisende keinen Augenblick verließ, und ihr allen möglichen Beistand leistete. Schiller hatte sich zu Bette begeben, die Entbindung verzögerte sich tief in die Nacht, aber sie ging glücklich vorüber. Meine Frau brachte Schillern das Kind vor das Bette, er schlief noch, aber das Geräusch erweckte ihn. Sein erster Anblick, wie er die Augen aufgeschlagen hatte, war der ihm geborene Sohn. Seine Freude war unaussprechlich; es war die Freude des gefühlvollen edeln Mannes über die Rettung einer zärtlich geliebten Gattin, es war die Freude des Vaters über seinen erstgebornen Sohn.

Schon während der Anwesenheit Schillers in Ludwigsburg hatten sich daselbst mehrere französische Emigranten eingefunden, und bald folgten ihnen noch mehrere. Sie fanden an dem Herzog Ludwig, dessen Anhänglichkeit an den französischen Hof allgemein bekannt war, einen großen Gönner, und auch der damals in Ludwigsburg privatisierende Prinz Friederich Wilhelm bezeigte sich sehr wohlwollend gegen sie. Schon deswegen gefielen sie sich in Ludwigsburg sehr wohl, und weil sie sich zugleich in der Nähe ihres verlassenen Vaterlandes befanden, wohin sie unter günstigen Umständen alsbald zurückkehren konnten, so glaubten sie, keinen bessern Ort zu ihrem einstweiligen Aufenthalt gefunden zu haben, als Ludwigsburg. Sie mietheten sich Wohnungen, suchten Bekanntschaften, besonders unter dem Adel, besuchten und gaben Gesellschaften, kurz, sie befanden sich in jeder Beziehung so wohl, als es in ihrer Lage sein konnte. Da ich der einzige Arzt in Ludwigsburg war, der französisch sprach, so ward ich auch der Arzt aller Ausgewanderten. Ich hatte viel mit ihnen zu thun, und lernte sie genau kennen. Sie hatten alle großes Vertrauen zu mir, sprachen mit mir offen über ihre frühere und ihre gegenwärtige Lage, über die Ursachen der Revolution, ihren Ausbruch, ihr furchtbares Weiterschreiten, und ihre Hoffnungen für die Zukunft. Ich mußte sie wegen dieser Offenheit achten und liebgewinnen, und was besonders einige Familien betrifft, so that es mir wirklich leid, als sie Ludwigsburg verlassen mußten. Dies geschah

noch unter der Regierung des Herzogs Ludwig, nachdem er von dem französischen Gouvernement aufgefordert worden, alle französische Ausgewanderte unverzüglich aus seinem Lande zu weisen. Diese Weisung erging sogleich an die Ausgewanderten; sie sollten längstens binnen drei Tagen die Stadt, und binnen acht Tagen das Land verlassen, nur diejenigen, die sich als krank ausweisen könnten, sollten bis zu ihrer Genesung in Ludwigsburg bleiben dürfen. Ich hatte einigen wirklich kranken Individuen darüber die erforderlichen Zeugnisse ausgestellt; aber ein solches Zeugniß verlangte auch eine nicht lange zuvor angekommene Gräfin von mir, ohne daß sie krank war, und dieses Verlangen war um so befremdender, da ich sie nie vorher gesprochen hatte. Indessen stellte ich ihr doch das verlangte Zeugniß aus, theils aus Mitleiden, theils weil sie nur vierzehn Tage Aufschub ihrer Abreise wünschte, sagte ihr aber, um nicht kompromittiert zu werden, daß sie sich wenigstens zwei oder drei Tage zu Hause halten möchte. Sie versprach es, aber noch am nämlichen, und auch am folgenden Tag ging sie aus, wie sonst. Ich beklagte mich darüber bei einer andern Familie, mit welcher sie täglich zusammen kam. Die Gräfin erfuhr meine Beschwerde bei'm Abschied von dieser Familie, die ihr selbst den Vorwurf machte, daß es nicht schön von ihr sei, mich so zu kompromittieren. Aber statt ihr Unrecht zu bereuen, fuhr sie nicht nur nach wie vor auszugehen fort, sondern machte sich vielmehr groß damit, indem sie irgendwo sagte, daß sie nicht einsehe, was dieser deutsche Arzt sich einbilde, und wie er einer Dame von ihrem Stand gegenüber von Kompromittiertwerden sprechen könne. Natürlich ließ ich ihr diese Impertinenz nicht hingehen. Ich begab mich zum Oberamtmann, und zeigte ihm an, daß die französische Gräfin, welcher ich vor drei Tagen das ihm bewußte Zeugniß ausgestellt, nun wieder vollkommen gesund sei, und ohne Anstand abreisen könne. Sogleich erhielt sie von dem Oberamtmann die Weisung zur Abreise, und ohne von dem unbedeutenden deutschen Arzt Abschied zu nehmen, setzte sie sich in ihren Wagen, und fuhr von Ludwigsburg ab.

Ganz anders benahm sich eine andere vornehme Dame, welche sich nebst einigen andern Ausgewanderten, welche von mir Zeugnisse erhielten, über die festgesetzte Zeit in Ludwigsburg aufgehalten hatte, und noch da war, als den Ausgewanderten von dem

damaligen französischen Gouvernement die Rückkehr nach Frankreich erlaubt worden. Alle andern hatten sogleich Gebrauch von dieser Erlaubniß gemacht; nur jene Dame, welche der Zusage des selbst noch nicht ganz befestigten Gouvernements nicht traute, blieb in Ludwigsburg zurück, und wollte erst hören, wie es den Zurückkehrenden in Frankreich ergangen. Aber sie hatte indessen die günstige Zeit zur Rückkehr versäumt, und wußte nun nicht, was sie thun sollte. Mit thränenden Augen kam sie zu mir, um sich bei mir Raths zu erholen. Ich konnte ihr keinen Rath geben, doch fiel mir ein, zu versuchen, ob der Zweck nicht durch List zu erreichen sei. Ich rieth ihr daher, sich unmittelbar an das Direktorium, insbesondere an den Direktor Rewbel, zu wenden, und ihrer Bittschrift ein ärztliches Zeugniß von mir beizulegen, des Inhalts, daß sie zu der Zeit, wo sie nach Frankreich hätte zurückkehren sollen, tödtlich krank gewesen, und sich zu ihrer Erholung auf das Land begeben habe, und daß sie in der Einsamkeit, in welcher sie sich dort befunden, nichts von dem den Ausgewanderten günstigen Dekret des Direktoriums erfahren habe. Der Dame gefiel mein Vorschlag, das Zeugniß ward von mir aufgesetzt, mein schlechtes Französisches von einem französischen Sprachmeister korrigiert, von mir ins Reine geschrieben, und der Bittschrift der Dame beigelegt. Nach Verfluß einiger Wochen erhielt sie von Paris die Antwort, daß ihr auf den Grund des ihrer Bittschrift beigelegten ärztlichen Zeugnisses die Rückkehr nach Frankreich bewilligt sei, und wenige Tage darauf reiste die Dame von Ludwigsburg ab, nachdem sie mir für die gelungene List herzlich gedankt hatte. — Ueberhaupt machte mir es Freude, diesen Landesflüchtigen, wo ich konnte, etwas Gutes und Angenehmes zu erweisen, und ich that es um so lieber, da es Alle, außer jener übermüthigen Gräfin, dankbar erkannten. Insbesondere muß ich dieses von den Familien Serçeau und Boiclairéau aus der Normandie rühmen. Diese beiden Familien kehrten nicht in ihr Vaterland zurück, sondern begaben sich nach Nordamerika, kauften sich dort Güter von dem nicht unbedeutenden Vermögen, was sie aus Frankreich gerettet hatten, und so oft sie an ihre Freunde in Ludwigsburg schrieben, vergaßen sie nie, ihren Arzt in ihrem Namen grüßen zu lassen.

Die Bekanntschaft mit den französischen Ausgewanderten hat für mich nicht nur viel Angenehmes gehabt, sondern sie ist mir auch in mancher Beziehung nützlich gewesen. Erstlich habe ich in meinem

täglichen Umgang mit ihnen mich im Französischsprechen geübt, so daß ich darin immer fertiger wurde. Zweitens habe ich auch Manches zur Erweiterung meiner ärztlichen Kenntnisse gewonnen, indem ich z. B. die Erscheinungen der Hysterie nie in dem Grad und in der Manchfaltigkeit sah, wie bei einigen Französinnen, so wie ich auch die Erfahrung gemacht habe, daß die Franzosen in ihren Krankheiten überhaupt anders behandelt werden müssen, als die Deutschen, — eine Erfahrung, die sich mir auch in der Folge in den französischen Militär-Lazarethen auf vielfache Weise bewährt hat. Endlich habe ich auch gelernt, wie man mit Dienstboten umgehen muß, wenn sie die Anhänglichkeit an ihre Herrschaften haben sollen, welche ihren Diensten erst ihren wahren Werth giebt. Auch hier muß ich wieder der Familien Serçeau und Boiclaireau rühmlich erwähnen. Beide Familien wohnten beisammen, und hatten zwei gemeinschaftliche Bediente. Diese beiden Bedienten leisteten mehr als vier Deutsche. Sie reinigten die Zimmer, frisierten die Damen, kleideten die Herren an, gingen mit ihren Körben am Arm auf den Markt, um Lebensmittel einzukaufen, kochten alle Speisen, deckten den Tisch, servierten bei'm Speisen, reinigten nach dem Essen die dabei gebrauchten Geschirre, kurz, sie verrichteten alle männliche und weibliche Domestikendienste; dafür waren sie aber auch geachtet, wie die Glieder der Familie, ja die Herrschaften erhielten nicht einmal Briefe aus Frankreich, aus deren Inhalt sie ihnen ein Geheimniß machten, so wie ihnen auch alle französische Zeitungen, mit welchen der Prinz Friederich Wilhelm die Ausgewanderten zu versehen pflegte, mitgetheilt oder vorgelesen wurden.

Schon im Jahr 1770 hatte der Herzog Karl seine Residenz beständig in Stuttgart gehabt; sein Nachfolger, Herzog Ludwig, wechselte zwischen Stuttgart und Ludwigsburg, dort residierte er in den Winter-, hier in den Sommermonaten. Dies geschah schon in dem ersten Jahr seiner Regierung. Bei seinem Einzug in Ludwigsburg begleitete ihn ein großer Theil des Hofes, darunter die ersten Familien des Landes. Von den meisten wurde ich zum Hausarzt angenommen, und auch dadurch bekam meine Existenz einen bedeutenden Zuwachs von Annehmlichkeit. Ich wurde von allen auf das freundlichste behandelt, und besonders von der Gräflich Pücklerschen, der Freiherrlich Schenkschen und Senfftschen Familie. Der Herzog hatte keinen seiner Leibärzte bei sich; bedurfte

er derſelben, ſo ließ er ſie von Stuttgart rufen, was, ſo viel ich mich erinnere, während ſeines erſtmaligen Aufenthalts in Ludwigsburg nie geſchah. Was mich aber mehr freute, als alles Andere, war, daß mein Freund Haug mit ihm nach Ludwigsburg kam. Er war Sekretär in dem geheimen Kabinet des Herzogs, und er und der geheime Referendar Schwab waren ſeine Hauptgehülfen bei ſeinen Regierungsgeſchäften. Alle Abende beſuchte mich Haug, und wir hatten das vergnügteſte Leben zuſammen. Gewöhnlich waren auch mein Freund Stoll und noch einige andere meiner Ludwigsburger Freunde mit von der Geſellſchaft. Haug war unſtreitig einer der witzigſten Köpfe in Würtenberg, aber wie er der gutmüthigſte Menſch war, ſo war auch ſein Witz nie beißend, und auch diejenigen, die er traf, fanden ſich nicht dadurch beleidigt. Er hatte eine bewundernswürdige Gabe, die Stimmen bekannter Perſonen nachzumachen, und es war jederzeit ein Feſt für uns, wenn er es that. Für den Herzog war er ſehr eingenommen, und wenn wir behaupteten, daß er weit nicht das ſei, was ſein Vorfahr geweſen, indem ſeine Regierung eine höchſt ſchwache Regierung ſei, ſo entſchuldigte er ihn jederzeit damit, daß er in den Regierungsangelegenheiten noch nicht vollkommen orientiert ſei, dieſes aber gewiß bald kommen werde. Aber der Herzog war bereits zu alt, um ſich gehörig zu orientieren, und da auch Haug und Schwab bei allen ihren anderweitigen Verdienſten, als Stubengelehrte, die Männer nicht waren, die ihm dabei hätten behülflich ſein können, ſo war in der Hauptſache die Regierung in den Händen des Geheimenraths, welches die Geheimenräthe wohl wußten, und daher auch öfters, wenn herzogliche Reſcripte nach Stuttgart von Ludwigsburg kamen, ſagten, da ſeien wieder Reſcripte von den drei Magiſtern in Ludwigsburg. — Indeſſen ging der Sommer vorüber, der Herzog begab ſich mit ſeinem Kabinet nach Stuttgart zurück, und mit Sehnſucht ſahen wir dem nächſten Frühjahr entgegen. Das Frühjahr kam, ſchon im April auch der Herzog mit ſeinem Hof und Kabinet, und ſo kam ich denn auch wieder mit Haug zuſammen. Gleich nach ſeiner Ankunft beſuchte er mich, und meine erſte Frage war, ob ſich der Herzog während des Winters orientiert habe? Haug lachte, aber der brave Mann nahm die Parthie des Herzogs wieder, und ich ließ ihn auf ſeinem Glauben gern, und um ſo mehr, da ich dem Herzog wegen ſeines guten Willens, und ſeiner ſich in allen ſeinen Handlungen ausſprechenden Her-

zensgüte, selbst von Herzen gut war. Nun sah ich den Herzog von ungefähr auf einem Spazierritt, und glaubte, zu bemerken, daß er nicht so gut aussehe, als im vergangenen Sommer. Ich theilte Haug diese Bemerkung mit, auch einigen Hofkavalieren. Aber sie versicherten mir, daß der Herzog während des ganzen Winters gesund gewesen, und sich auch jetzt vollkommen wohl befinde. Nun hatte ich aber gehört, der Herzog habe ein arthritisches Geschwür am Fuß gehabt, welches ihm seine Leibärzte nicht hätten heilen wollen, weil es ihn aber am Reiten, seiner Hauptbewegung, gehindert habe, so sei er auf der Heilung bestanden, und habe von der Solitude, wo damals ein österreichisches Regiment sein Winterquartier hielt, den Regimentsarzt Butterweck rufen lassen, der ihm als ein besonders geschickter Wundarzt empfohlen worden sei. Butterweck nahm keinen Anstand, zu thun, was der Herzog verlangte. Da der Herzog vollkommen gesund sei, meinte er, so könne das Geschwür ohne Bedenken geheilt werden. Er begann also die Heilung sogleich, nach wenigen Wochen war sie vollendet, und so geheilt kam dann der Herzog nach Ludwigsburg. Aber schon im Monat Mai zeigte sich die schlimme Wirkung der voreiligen unzweckmäßigen Kur. An einem schwülen gewitterdrohenden Morgen machte der Herzog seinen gewöhnlichen Spazierritt, und er war noch nicht vierhundert Schritte weit von dem Schloß in der Allee hinaufgeritten, als er auf dem Pferd zu wanken anfing, hinten vom Pferde heruntergleitete, und sterbend am Boden lag. Er wurde sogleich von zwei in der Nähe gewesenen Bürgern in das Schloß getragen, und in demselben Augenblick nach ärztlicher Hülfe ausgesandt. Haug schickte eilends einen Hofbedienten nach mir aus. Ich befand mich in der hintern Schloßgasse in dem von Lilienbergischen Hause, wo ich mit Schrecken den herbeieilenden Hofbedienten aus dem Fenster sah. „Der Herzog stirbt, rief er, kommen Sie doch um Gotteswillen.“ Ich eilte, was ich konnte, nach dem Schlosse, nach dem Zimmer, wohin der Herzog gebracht worden. Aber ich fand ihn bereits todt, und alle Wiederbelebungsversuche, die ich machen ließ, waren fruchtlos. Auf die Nachricht, den Herzog habe der Schlag getroffen, waren sogleich von der Herzogin Eilboten nach der Solitude geschickt, um den Regimentsarzt Butterweck zu holen. Butterweck kam, verwunderte sich gewaltig, den Herzog so unerwartet und plötzlich sterben zu sehen, und obschon der Herzog vor ein Paar Stunden gestorben war,

ſetzte er doch mit einer gewiſſen, dem Hofe ſehr attachierten Gräfin Namens Malchevska, die Wiederbelebungsverſuche zum großen Aergerniß der Umſtehenden fort, bis ich ihm auf eine derbe Art ſagte, daß hier nichts mehr für ihn zu thun ſei, und gut machen das Geſchehene könne er nicht mehr. Der Prinz Friederich Wilhelm war an dieſem Tage gerade in Stuttgart, aber unmittelbar auf die erhaltene Nachricht eilte er nach Ludwigsburg, und übernahm als nunmehriger Erbprinz, im Namen ſeines Vaters, des Herzogs Friederich Eugen, des Bruders und Nachfolgers des Verſtorbenen, die Regierung. Nach der Beiſetzung des Herzogs Ludwig blieb ſeine Wittwe vor der Hand in Ludwigsburg, wo ſie mich zu ihrem Arzt annahm, und auch beibehielt, nachdem ſie ihren Wittwenſitz in dem Schloſſe Winenthal genommen hatte.

Wie die Akademie in Stuttgart, wurde auch das von dem Herzog Karl geſtiftete militäriſche Waiſenhaus in Ludwigsburg, über welches mein Vater die Oberaufſicht hatte, von dem Herzog Ludwig gleich nach dem Antritt ſeiner Regierung aufgehoben. Mein Vater trat wieder in ſeine früher bekleidete Hauptmannsſtelle ein, und kam in Garniſon nach Stuttgart. Natürlich veranlaßte mich dieſe Verſetzung, wieder öfter nach Stuttgart zu reiſen, und dies geſchah denn auch, ſo oft es meine Geſchäfte erlaubten, aber am ſechſten Mai, dem Geburtstag meines Vaters, war ich alle Jahre mit meiner ganzen Familie zur Feier dieſes Tages beſtimmt in Stuttgart. Zu meiner großen Freude traf ich meine Aeltern und Geſchwiſter bei dieſen Beſuchen immer geſund und zufrieden an, nur meine dritte Schweſter hatte angefangen zu kränkeln. Sie magerte ab, huſtete viel und trocken, und ich hatte alle Urſache, eine Lungenſchwindſucht bei ihr zu fürchten. Leider erfolgte dieſer Uebergang bald, und alle Mühe, welche ſich mein geſchickter Freund Plieninger, und ich ſelbſt, bei meinen jetzt viel häufigern Beſuchen, mit ihr gaben, war vergebens. Sie ſtarb in der ſchönſten Blüthe ihrer Jugend, und mit Jammer begleitete ich ihre Leiche.

Schon vor dem Feldzug im Jahr 1796 war mein Vater zum Stabsofficier befördert, und bei Eröffnung deſſelben zog er als Major eines Grenadier-Regiments mit den Würtenbergiſchen Truppen ins Feld. Wie er als ein noch ganz junger Mann im ſiebenjährigen Kriege ſich als einen tüchtigen Officier erwieſen hatte,

ſo zeigte er ſich auch als ein bereits vier und ſechzigjähriger Mann in dem Feldzuge gegen die Franzoſen nicht minder tapfer, und nach Beendigung deſſelben wurde er zum Oberſtlieutenant befördert. Aber mein Vater war nicht blos ein tapferer Soldat, er war auch ein Mann von dem zarteſten Ehrgefühl, von der ſtrengſten Rechtlichkeit, und muthig und unerſchrocken, wenn es das Recht zu ſchützen galt. Zum Beweis hiervon will ich nur einen einzigen Fall anführen. Er kommandierte als Oberſtlieutenant das Regiment Prinz Paul, als ein Lieutenant eines andern Regiments von einem Stabsofficier, welcher bei dem Herzog, dem vormaligen Prinzen Friederich Wilhelm, ſehr viel galt, in öffentlicher Geſellſchaft etwas ausſagte, was dieſem nicht zur Ehre gereichte. Auf die Beſchwerde des Stabsofficiers bei dem Herzog verfügte dieſer, ohne zuvor die Sache näher unterſucht zu haben, die Kaſſation des Lieutenants. Empört von dieſem willkührlichen Verfahren, verlangte der Lieutenant vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden; allein anſtatt ihm dieſes geradezu, wie es gerechter Weiſe hätte geſchehen ſollen, zu bewilligen, forderte der Herzog die Kommandeurs ſämmtlicher Regimenter zur Beantwortung der Frage auf, ob dem Lieutenant ſeine Bitte bewilligt werden ſolle oder nicht. Die Frage war ſo geſtellt, daß die Kommandeurs und Officiere der Regimenter, ohne ſich die Ungnade des Herzogs zuzuziehen, nicht umhin zu können glaubten, gegen den Lieutenant zu ſtimmen, und ſo fielen denn auch wirklich die Stimmen aller Regimenter gegen ihn aus, ausgenommen des Regiments, welches mein Vater kommandierte, und von welchem alle Officiere auf den Antrag meines Vaters für ihn ſtimmten. Natürlich nahm dies der Herzog ſehr ungnädig auf, und beſonders aufgebracht war er über meinen Vater, dem er die Hauptſchuld beimaß. Um jedoch allen Schein von Ungerechtigkeit zu vermeiden, bewilligte der Herzog gegen alle Erwartung dem Lieutenant das verlangte Kriegsgericht, und was noch auffallender war, er ernannte meinen Vater zum Präſidenten deſſelben. Das Kriegsgericht trat zuſammen, und das Reſultat der Berathſchlagung war, daß die Sache des Lieutenants näher unterſucht, die Kaſſation deſſelben einſtweilen aufgehoben, und erſt, wenn der Lieutenant wirklich ſchuldig befunden worden, die Kaſſation eintreten ſolle. Empört über dieſes Urtheil, ſetzte der Herzog das ganze Kriegsgericht auf die Feſtung Hohen-Aſchberg. Dies geſchah in den erſten Tagen des Decembers. Aber im Lauf des Monats hatte ſich die leiden-

ſchaftliche Hitze des Herzogs gelegt, und wie er immer geneigt war, was er in derſelben gethan hatte, zu bereuen, und das in der Hitze begangene Unrecht wieder gut zu machen, ſo geſchah dies auch jetzt. Die Unterſuchung war günſtig für den Lieutenant ausgefallen, die Kaſſation wurde ſtillſchweigend zurückgenommen, das Kriegsgericht wurde am Ende des Monats aus der Gefangenſchaft entlaſſen, und mein Vater, der als Oberſtlieutenant auf die Feſtung geſetzt worden, wurde nicht lange nach ſeiner Rückkehr nach Stuttgart zum Oberſt befördert. Ueberhaupt hatte der Herzog von dieſer Zeit an eine ſehr günſtige Meinung von meinem Vater gefaßt, er bezeigte ſich bei jeder Gelegenheit beſonders gnädig gegen ihn, ſtellte ihn dem Kaiſer Napoleon bei deſſen Anweſenheit in Stuttgart als ſeinen älteſten, und einen ſeiner verdienteſten Officiere vor, und ſelbſt nachdem er bereits als Oberſt penſioniert war, ließ er ihm die Intendantenſtelle an der von ihm in Stuttgart geſtifteten großen Invaliden-Anſtalt anbieten, welche er auch, als einen beſondern Beweis des Zutrauens des Herzogs gegen ihn, mit Vergnügen annahm, und bis zur Verſetzung der Anſtalt nach Komburg bekleidete.

Daß ich bei den häufigern Beſuchen, welche ich ſeit dem Aufenthalt meiner Aeltern in Stuttgart daſelbſt machte, außer meinen Aeltern und Geſchwiſtern, auch meine alten Jugendfreunde beſuchte, verſteht ſich von ſelbſt. Beſonders aber verſäumte ich nicht leicht, die öffentliche Bibliothek zu beſuchen, weil ich gewiß war, einen meiner liebſten und vertrauteſten Jugendfreunde, den Bibliothekar Peterſen, daſelbſt anzutreffen. Blieb ich in Stuttgart über Nacht, ſo brachte ich die Abende gewöhnlich in geſchloſſener Geſellſchaft in einem Gaſthofe zu, wo ich die meiſten meiner alten Freunde beiſammen fand. Hier war beſonders Haug in ſeinem Element, nirgends zeigte ſich ſein Witz glänzender, und ein großer Theil ſeiner hundert Epigramme auf Bibus ſtammt aus dieſer Geſellſchaft her. Dieſer Bibus war Peterſen, und faſt alle Abende verlangte er ſelbſt ein Epigramm auf ſich von Haug. Dieſer war allzeit fertig dazu, und Viele machte er aus dem Stegreif, wie folgendes:

Er hat zu ſeinem Symbolon
Das Wort ſich aus der Paſſion:
Mich dürſtet, auserſehn,
Und hält nach eigenen Proben,
Den Vers für unterſchoben:
Laß dieſen Kelch vorübergehn.

In dieſe Geſellſchaft wurde auch Iffland während ſeiner Anweſenheit in Stuttgart eingeführt. Ich traf ihn nie in derſelben, ſondern ſah ihn zum erſtenmal bei Huber, dem Verfaſſer des rühmlich bekannten Trauerſpiels: das heimliche Gericht, und Redakteur der von Poſſelt begonnenen, allgemein geleſenen, hiſtoriſchen Zeitſchrift: allgemeine Weltkunde, bei einem Abendeſſen, welches er Iffland zu Ehren gab, und zu welchem auch Conz und ich von ihm eingeladen worden. Wir trafen bei Huber ein, als die geladene Geſellſchaft ſchon beiſammen war. Die Geſellſchaft war zahlreich, die Tafel herrlich gedeckt, die Speiſen köſtlich, es fehlte nicht an mancherlei ausgeſuchten Weinen, beſonders reichlich aber floß der Champagner, von welchem Iffland bekanntlich ein großer Liebhaber war. Bei Tiſch war natürlich der Hauptgegenſtand der Unterhaltung die dramatiſche Dichtkunſt und die Mimik, denn wie hätte in Gegenwart eines ſo großen Meiſters in beiden von etwas anderm mehr geſprochen werden können? Erſt am Ende des Mahles wurde die Unterhaltung allgemeiner, und unter vielem andern kamen auch die neueſten Verhandlungen bei dem Konſiſtorium zur Sprache. Sekretär bei dem Konſiſtorium war Grüneiſen, auch ein vormaliger Zögling der Akademie in Stuttgart, ein eben ſo witziger Kopf als Haug, aber noch vorzüglicher, als dieſer, in der Kunſt, Stimmen nachzumachen. Iffland kannte beide von dieſer Seite noch nicht, aber er ſollte nun eine Probe von ihrer Kunſt hören. Die Einleitung dazu gab die an den Sekretär Grüneiſen geſtellte Frage, ob ſeit einigen Tagen nichts beſonders Intereſſantes in dem Konſiſtorium verhandelt worden? Grüneiſen wollte anfangs von nichts wiſſen; doch beſann er ſich einige Augenblicke, und ſagte dann, Etwas ſei doch vorgekommen, einer von den Konſiſtorialräthen habe den Antrag geſtellt, ob es nicht gut wäre, den Landesherrn zu bitten, einen in Stuttgart anweſenden fremden Schauſpieler aus der Stadt zu weiſen, der Menſch ſei kein eigentlicher Schauſpieler, ſondern er habe einen Bund mit dem Teufel, vermöge deſſen er ſich in jede Perſon, welche er auf dem Theater zu ſpielen ſcheine, verwandele; es ſei hierauf zur Abſtimmung gekommen, der Antragſteller ſei mit ſeinem Antrag durchgefallen, und beſonders habe ſich der Direktor des Konſiſtoriums des verdächtigen Schauſpielers angenommen, ſo wie bei dieſer Gelegenheit des Theaters überhaupt, vorausgeſetzt, daß immer moraliſche Stücke aufgeführt werden, wie z. E. die Zauber-

flöte, wo ihm besonders Saraſtro gefalle, von dem es nur Schade ſei, daß er ein Heide und kein proteſtantiſcher Geiſtlicher ſei, als welcher er ohne Anſtand zu einer Prälatur empfohlen werden könnte. — Hatte dieſes Kompliment Iffland höchlich geſchmeichelt, ſo wurde das Vergnügen des großen Mimikers noch höher dadurch geſteigert, daß Grüneiſen bei ſeiner Relation die Stimmen der Konſiſtorialräthe auf das täuſchendſte nachmachte. Iffland konnte ſich über dieſes Talent Grüneiſens nicht genug verwundern, nur ein Ohrenzeuge, ſagte er, könne an die Möglichkeit eines ſolchen Talents glauben. Dieſer Ausſpruch war die Loſung, das ganze Konſiſtorium ſprechen zu laſſen, erſt einzeln, dann zuſammen, zuletzt ſingend, indem Grüneiſen ſämmtliche Konſiſtorialräthe, um einen Freiheitsbaum herumtanzend, ein Freiheitslied ſingen ließ, wobei ſogar die einzelnen Stimmen deutlich zu unterſcheiden waren. Das Luſtigſte dabei war, daß auch einer der Konſiſtorialräthe ſich in der Geſellſchaft befand, Grüneiſen gerade gegenüber ſaß, wie die Stimmen ſeiner Kollegen, auch ſeine eigene mit Wohlgefallen hörte, aber ſich ſchlafend ſtellte, ohne dabei ſeine lächelnde Miene in die ruhige eines Schlafenden umwandeln zu können. — Nach Grüneiſen ließ Haug ſeine Kunſt hören. Iffland bewunderte ihn nicht weniger, als Grüneiſen, und als zuletzt beide, bald dieſe bald jene Stimme nachahmend, zuſammen ſprachen, ſo wollte das Beifallrufen und Lachen kein Ende nehmen. — Endlich wurde auch Iffland aufgefordert, eine Probe von ſeiner Kunſt zu geben. Er that es mit Vergnügen, und gab uns einen Dialog zwiſchen zwei Juden, einem gebildeten und einem unwiſſenden, wo der erſtere dem letztern die Geſchichte des jüdiſchen Volks erzählte. Beide ſprachen jüdiſch-deutſch, aber jeder in einem ganz verſchiedenen Dialekt, und eben ſo verſchieden war auch ihre Mimik, beſonders aber der Ausdruck des Erſtaunens, als der Unwiſſende hörte, daß die Juden einmal Könige gehabt hätten. Die Geſellſchaft blieb beiſammen bis ſpät in die Nacht, und ich darf wohl ſagen, daß ich nie in einer Geſellſchaft mehr gelacht habe, und überhaupt vergnügter geweſen bin, als in dieſer. Ich habe nachher Iffland mehrmal ſowohl in Stuttgart, als in Ludwigsburg, ſpielen ſehen, und wie ich ihn als Schauſpieler bewundert hatte, ſo lernte ich ihn auch als Dramaturgen ſchätzen, indem ich ein paar Mal Gelegenheit hatte, ihn auch über die Kunſt ſprechen zu hören.

Ich habe oben von dem großen Intereſſe geſprochen, welches ich, ſo wie die meiſten meiner jungen Freunde, an der franzöſiſchen Revolution genommen. Allerdings hat ſich dieſes Intereſſe um vieles vermindert, ſeit ich mit Schillers Anſicht der Revolution bekannt worden. Auch hatte ich indeſſen alle Gräuel derſelben in Frankreich, und in Deutſchland alle Schreckniſſe und Abſcheulichkeiten des Revolutionskrieges genugſam erkannt. Aber ich gab deswegen die Hoffnung eines endlichen beſſern Erfolgs nicht auf. Eben ſo wenig thaten dies auch meine Freunde, ſowohl in Ludwigsburg als in Stuttgart. Bei allem Abſcheu, den wir vor den Gewaltſtreichen der Machthaber, und den Scheußlichkeiten des Volks in Paris hatten, konnten wir doch nicht umhin, die Energie der franzöſiſchen Nation, die ungeheure Kraft, die ſie entwickelte, die Tapferkeit der franzöſiſchen Heere, ihre beiſpielloſen Siege, und mehr als Alles, die Thaten des größten ihrer Helden, des Generals Buonaparte, zu bewundern. Wir ſprachen daher unſere Bewunderung bei allen Gelegenheiten unverholen aus, und auch mitten im Krieg ſelbſt, wo wir alles Ungemach deſſelben erfuhren, vertheidigten wir die Sache der Franzoſen, ſo gut wir konnten, und behandelten die Soldaten und die Officiere, die bei uns einquartiert wurden, oder ſonſt in nähere Berührung mit uns kamen, als unſere Freunde. So war es nicht nur in Ludwigsburg, ſo war es auch in Stuttgart, ſo war es überhaupt mehr oder weniger im ganzen Lande. Natürlich konnte dieſe Stimmung der Regierung nicht gleichgültig ſein; aber was konnte ſie dagegen thun, ſo lange die Franzoſen im Land waren? Sie mußte die Franzoſenfreunde reden laſſen, und warten, bis ſie gegen ſie thätig einſchreiten konnte. Die Gelegenheit dazu gab ſich bald. Die franzöſiſche Armee hatte das Land geräumt; aber es hielten ſich in Stuttgart einzelne Franzoſen auf, welche man für Emiſſäre hielt. Man gab genau Acht, wer von Stuttgart, von Ludwigsburg, oder ſonſt woher, mit ihnen in Verbindung getreten war, und ehe man ſichs verſah, wurden die Verdächtigen feſtgenommen, ſelbſt Nachts aus dem Bette geholt, und auf die Feſtung Hohen-Aſchberg geſetzt, ohne ihnen zu ſagen, warum. Unter den Gefangenen waren auch einige meiner Bekannten und Freunde, und weil auch ich einer von denen war, welche die Sache der Franzoſen bei jeder Gelegenheit in Schutz genommen hatten, ſo fürchtete ich, daß bei den fortdauernden Gefangennehmungen der Franzoſenfreunde

früher oder ſpäter auch die Reihe an mich kommen würde. Meine Frau hatte daher meine Sachen ſchon zuſammengepackt, weil ſie alle Tage fürchtete, daß ich, wie mein Freund Bunz und Andere, in der Nacht aus dem Bette geholt werden könne. Allein es handelte ſich bei dieſen Gefangennehmungen der Franzoſenfreunde, wie mir der die Unterſuchung führende Miniſter von Norrmann geſagt hatte, nicht davon, daß ſie zu Gunſten der Franzoſen geſprochen, ſondern davon, daß ſie zu ihren Gunſten gehandelt hätten. Das Letztere hatte ich nie gethan; ich hatte weder einen der vermeintlichen franzöſiſchen Emiſſäre geſehen, noch viel weniger geſprochen, und eben ſo wenig hatte ich auch je einen Brief geſchrieben, der mich bei der Regierung hätte verdächtig machen können. Aber ich glaubte doch der Verſicherung des Miniſters nicht ganz, und noch weniger glaubte derſelben meine Frau. Sie packte daher den Koffer nicht wieder aus, und auch ich war noch nicht außer aller Sorge, als ich auf einmal ganz unerwartet von aller Beſorgniß befreit wurde. Ich war nämlich nach Stuttgart gereiſt, um in Schillers Maria Stuart Iffland als Graf Leiceſter ſpielen zu ſehen. Meine Aeltern waren, wie ſchon bemerkt, nicht mehr in Ludwigsburg, ſondern in Stuttgart, und ich hatte mich eben mit ihnen zu Tiſch geſetzt, als ich durch Eſtaffette von Ludwigsburg einen Brief erhielt, worin mir von dem Herzog befohlen war, mich unverzüglich auf die Feſtung Hohen-Aſchberg zu begeben, um den daſelbſt befindlichen Staatsgefangenen, gefährlich erkrankten Oberſt von Wolf zu beſuchen. Dieſem unmittelbaren Befehl des Herzogs zufolge ließ ich ſogleich einſpannen, fuhr auf dem nächſten Weg nach Hohen-Aſchberg, beſuchte den kranken Oberſt, und ehe ich ſelbſt nach Ludwigsburg gekommen war, hatte der Herzog meinen Rapport von dem Befinden des Oberſt bereits in Händen. Nach meiner Ankunft in Ludwigsburg erzählte mir meine Frau, gleich nach meiner Abreiſe nach Stuttgart ſei ein Hofbedienter gekommen, der mir hätte ſagen ſollen, daß ich auf Befehl des Herzogs mich ungeſäumt zu dem kranken Oberſt von Wolf begeben ſoll, ſie hätte dem Bedienten geſagt, daß ich nach Stuttgart gereiſt ſei, und vor Nacht nicht zurückkommen werde, wenn daher die Sache Eile habe, möge der Herzog einen andern Arzt zu dem Oberſt von Wolf abſchicken. Der Hofbediente meldete dies, der Herzog wurde davon in Kenntniß geſetzt, aber ſtatt einen andern Arzt nach Hohen-Aſchberg zu ſchicken, befahl er, mich durch Eſtaffette dahin zu beordern,

mit dem Beisatz, daß, wenn er einen andern Arzt, als mich, hätte haben wollen, er ihn schon zu finden gewußt hätte. So wurde ich nun, statt als Staatsgefangener auf die Festung gesetzt zu werden, Arzt der Staatsgefangenen, denn so oft ein solcher erkrankte, mußte ich auf Befehl des Herzogs von der Festungs-Kommandantschaft zu demselben gerufen werden.

Nicht lange nach diesem Vorgang erhielt ich ganz unerwartet einen für mich und meine Frau gleich erfreulichen Besuch von einer Dame, welche ich während der Anwesenheit meines Freundes Schiller in Ludwigsburg kennen gelernt hatte. Es war die Frau Geheimeräthin von Wolzogen, die Gemahlin eines andern lieben Jugendfreundes von mir, deren ich schon früher als einer Frau von Beulwiz erwähnt habe. Sie war begleitet von ihrem einzigen Sohn, einem Knaben von ungefähr sechs Jahren, dessen Hofmeister, und einer Kammerjungfer. Ihr Besuch bei uns sollte einen vollen Monat dauern, und um uns gegenseitig nicht zu genieren, wurde ausgemacht, daß wir nur des Mittags bei Tisch, und Abends bei'm Thee und Abendessen zusammenkommen wollten, Vormittags aber jedes seinen Geschäften nachgehen sollte. Dieses Gesetz wurde auf das pünktlichste befolgt, ja seine Befolgung sogar übertrieben, indem beide Frauen, wenn sie Vormittags sich zufällig begegneten, sich nicht einmal begrüßten, sondern als sähen sie sich nicht, an einander vorübergingen. Die Verfasserin des schönen und geistreichen Romans: Agnes von Lilien, schrieb jetzt gerade an ihrem neuen Roman: Walter, und widmete demselben den größten Theil ihrer Vormittagsstunden, während meine Frau ihre Hausgeschäfte besorgte. Mittags bei Tisch kamen wir zusammen, Nachmittags machten wir unsere Spaziergänge, besahen dieses oder jenes, machten da und dort Besuche, und am Abend bei'm Thee war unser gewöhnlicher Gesellschafter Diakonus Conz, welcher die Frau von Wolzogen schon früher kennen gelernt hatte. Aus der litterarischen Welt, in welcher Conz ganz lebte, hatte er jederzeit etwas zu referieren, wovon er glaubte, daß es interessant sein würde. So unterhielt er uns unter anderem auch einmal mit dem Roman: Der gehörnte Siegfried, wobei auch seine Frau zugegen war. Sie saß der Frau von Wolzogen gerade gegenüber, die sich während des ganzen Referats des Lachens nicht enthalten konnte. Conz, in der Meinung, dieses Lachen gelte dem gehörnten Siegfried, fuhr um so

eifriger in ſeinem Referat fort. Aber Frau von Wolzogen lachte nicht über den gehörnten Siegfried, ſondern über die Balggeſchwulſt an der Stirne der ihr gegenüber ſitzenden Frau, welche ihr wie ein eben hervorſproſſendes Horn vorkam.

Solche Späße kamen faſt alle Abende vor; aber noch öfter war unſere Unterhaltung ernſthafter Art, und weit der häufigſte Gegenſtand derſelben war Schiller und ſeine Familie. Ich wollte Alles, was ihr bekannt war, auf das genaueſte wiſſen, und insbeſondere intereſſierte mich ſein Verhältniß mit Göthe, mit welchem er jetzt viel näher zuſammen gekommen war, als früher. Sie gab mir über Alles die befriedigendſte Auskunft, ſagte mir aber auch, wie ſehr ſich Schiller für mich intereſſiere, wie oft er von mir ſpreche, wie oft er ſeines im Jahr 1793 gemachten Beſuchs in Ludwigsburg gedenke, und wie ſehr er wünſche, daß ich dem Rath, den er mir damals gegeben, mich um ein Profeſſorat auf einer Univerſität zu bewerben, bald möglichſt folgen möge. Er glaubte, daß ich mein Augenmerk vorzüglich auf Jena richten ſolle, nicht allein weil ich da wieder mit ihm zuſammen käme, ſondern auch weil ich, wenn mir das Univerſitätsleben nicht mehr gefallen ſollte, nach dem Tod des Hofraths Starke leicht herzoglicher Leibarzt in Weimar werden könnte. Ich hatte die Gründe, aus welchen er mir dieſen Rath gab, wohl überlegt, ich mußte ihnen meinen Beifall geben, und hatte mich auch von jener Zeit an wieder mehr mit wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden beſchäftigt; allein ich war meines praktiſchen Lebens bereits zu gewohnt geworden, als daß ich mich ſo leicht davon hätte losreißen können. Es mußten noch mehrere Motive zuſammen kommen, um mich zu dieſem Schritt zu beſtimmen, und dieſe Motive fanden ſich wirklich.

Ich habe ſchon erwähnt, daß mein Verhältniß zu dem Prinzen Friederich Wilhelm nach der Blattern-Impfgeſchichte ſich um vieles beſſer geſtaltet hat, als es früher war. Ich ſah ihn oft als damaligen Erbprinzen*) in dem von Mauclerſchen Hauſe, und wie er ſich als Erbprinz immer gnädig gegen mich bezeigt hatte, ſo that er dies auch als regierender Herr**). Auch war ich gewiß, daß

*) Er wurde Erbprinz im Jahr 1795, wo ſein Vater Friederich Eugen die Regierung angetreten hatte.

**) Er trat die Regierung als Friederich der Zweite in dem Jahr 1797 an.

er von mir auch als Arzt eine günstige Meinung habe. Außer den guten Diensten, welche ich der von Mauclerschen Familie geleistet hatte, und von welchen er selbst Zeuge war, schien ich mich ihm vorzüglich durch eine Kur empfohlen zu haben, die ich an dem Schloßkastellan Burniz in Ludwigsburg gemacht hatte, welcher an einer schon weit fortgeschrittenen Luftröhrenschwindsucht litt. Die Aerzte, welche den Kastellan behandelten, zweifelten an seiner Rettung, die Besorgnisse der Aerzte verbreiteten sich am Hof, bald theilte sie auch der Herzog, und dieser hatte bereits seine Stelle einem andern zugesagt, als er erfuhr, es gehe mit dem Befinden des Kastellans wieder so gut, daß an seiner gänzlichen Wiederherstellung kein Zweifel mehr sei, welche auch wirklich bald darauf erfolgte. Es ist möglich, daß dem Herzog beigebracht worden, der Kastellan habe seine Heilung vielmehr seiner guten Konstitution, als meiner Kunst, zu danken, und was meiner Vermuthung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gab, war, daß ich bei der bald darauf erfolgten Krankheit des Grafen von Zeppelin, seines Jugendfreundes und Lieblings, nicht beigezogen wurde. Der Arzt, der ihn behandelte, war Hopfengärtner, zwar der würdige Sohn seines großen Vaters, aber doch ein viel jüngerer Arzt, als ich. Der Graf lag an einem typhösen Fieber darnieder, das anfangs nicht bedenklich schien, und Hopfengärtner behandelte ihn allein; erst als die Krankheit gefährlicher geworden, wurden noch andere Aerzte beigezogen, unter denen ich nicht war, obgleich die Gemahlin des Herzogs auch meinen Beirath wünschte, aber mit den Worten von ihm abgewiesen wurde, der Kranke sei verloren, er habe der Aerzte genug, und noch einen beizuziehen wäre überflüssig. — Ich kann nicht läugnen, daß mich diese Hintansetzung verdroß. Bei der günstigen Meinung, welche der Herzog als Arzt von mir zu haben schien, war es natürlich, daß mir der Gedanke oft kam, ich könnte früher oder später Leibarzt des Herzogs werden, und was mich noch mehr bewog, diesem Gedanken Raum zu geben, war, daß ich in der Folge öfters auf Befehl des Churfürsten*) Kranke aus seiner Umgebung mit behandeln mußte, wie z. B. die damalige Verwalterin auf seiner Meierei in Ludwigsburg, die an der Wassersucht litt, und an deren Wiederherstellung dem Churfürsten sehr viel gelegen war. Die Verwalterin war eine

*) Der Herzog wurde Churfürst im Jahr 1801.

ledige Weibsperſon, ſchon ziemlich bei Jahren, und die Aerzte, die ſie behandelten, waren die Leibärzte des Churfürſten Düvernoy und Hardegg. Die Meierei ſtand unter der Oberaufſicht des Garten-Intendanten, Hofraths Döring, deſſen Hausarzt ich war. Als ich ihn zufällig beſuchte, hatte er eben aus Stuttgart ein Schreiben des Churfürſten erhalten, in welchem ihm befohlen war, daß er mich unverzüglich auffordern ſolle, mich zu der kranken Meiereiverwalterin zu begeben, ſie gemeinſchaftlich mit den zwei andern Aerzten zu behandeln, und ihm offen zu ſagen, was ich von ihrem Zuſtand halte. Ich beſuchte die Kranke ſogleich, wollte aber für mich allein nichts vornehmen, und erſt am folgenden Morgen kam ich mit den zwei genannten Aerzten zuſammen. Ich erklärte die Kranke für unheilbar, die andern Aerzte erklärten daſſelbe, wie ſie aber hörten, mein Urtheil ſolle von dem Hofrath Döring dem Churfürſten, wie ich es ausgeſprochen, berichtet werden, ſagten ſie, der Churfürſt wiſſe noch gar nichts von Gefahr, er hoffe noch immer das beſte, und man müſſe ihm die Gefahr erſt von ferne zeigen. Damit könne ich nicht übereinſtimmen, erwiederte ich, der Churfürſt verlange, daß ich mein Urtheil geradezu ausſprechen ſoll, das müſſe und werde ich auch thun. Der Bericht des Hofraths war an den Churfürſten abgegangen, unſere gemeinſchaftliche Behandlung der Kranken hatte begonnen, und es waren kaum zehn Tage vorüber, ſo ging es auffallend mit ihr beſſer, ja die Beſſerung ſchritt dergeſtalt vorwärts, daß, wie der Churfürſt ein Paar Wochen darauf nach Ludwigsburg kam, und die Meierei beſuchte, die Verwalterin ihm bei'm Eintritt in das Haus, dem Anſehen nach völlig geheilt, entgegen kam. Der Churfürſt, erfreut darüber, ſagte ihr ſcherzend, daß er, wenn er das nächſte Mal wiederkomme, mit ihr tanzen werde. Theils zu ihrer Pflege, theils zur einſtweiligen Beſorgung ihrer Geſchäfte, hatte die Verwalterin ihre Schweſter kommen laſſen. Der Churfürſt fand in der Meierei Alles in der beſten Ordnung. Er ſpeiſte daſelbſt mit dem Oberſtallmeiſter von Dillen zu Mittag, bezeigte gegen dieſen ſeine Freude über das Beſſerbefinden der Verwalterin, bemerkte aber, daß er demſelben doch nicht ganz traue, da ich ſo beſtimmt erklärt hätte, ſie werde nicht davon kommen, und befahl dem Oberſtallmeiſter, auf den Fall ihres Todes ihre Schweſter, mit welcher er ganz zufrieden

ſei, vorläufig in Pflicht zu nehmen. Die Verpflichtung wurde vorgenommen, die geneſene Verwalterin blieb ein Paar Wochen lang anſcheinend ganz geſund, die Waſſerſucht hatte ſich völlig verloren; aber auf einmal traf ſie der Schlag, nach zwei Tagen ſtarb ſie, und meine Prognoſe war gerechtfertigt.

Es konnte nicht fehlen, dieſes Eintreffen der Prognoſe mußte den Churfürſten in ſeiner guten Meinung von mir um ſo mehr beſtärken, da er an dieſelbe ſchon vor ihrem Eintreffen geglaubt hatte. Aber bei der Beſetzung einer bald hierauf erledigten Leibarztſtelle war von mir keine Rede. Die erledigte Stelle erhielt Hopfengärtner, und als weiterhin wieder einer der Leibärzte ſtarb, rief er mich wieder nicht, ſondern den Sohn des früher verſtorbenen Leibarzts Jäger. Daß der Churfürſt den Sohn Hopfengärtners zum Leibarzt gewählt, iſt leicht erklärlich, da der Vater bei der ganzen fürſtlichen Familie in einem Anſehen geſtanden, in welchem vielleicht nie ein fürſtlicher Leibarzt geſtanden hat, und auch bei Jäger mag das Verdienſt ſeines Vaters um die fürſtliche Familie den Churfürſten bei ſeiner Wahl vorzüglich beſtimmt haben; genug, der Churfürſt dachte nicht daran, mich zu ſeinem Leibarzt zu berufen. Ich blieb, wie zuvor, Phyſikus, und obſchon jene Hintanſetzung an ſich mich nicht ſonderlich ſchmerzte, denn ich wußte zu wohl, was es für eine mißliche Stellung iſt, Leibarzt eines Fürſten zu ſein, und zumal eines Fürſten, wie der Churfürſt, ſo gab es doch keinen Weg für mich weiter zu kommen, als die Berufung zu einer Leibarztſtelle. Ich hatte zwar als erſter Phyſikus in Ludwigsburg über nichts zu klagen, ich hatte eine bedeutende Praxis, ich war beliebt bei'm Publikum, in allen Familien, deren Hausarzt ich war, war ich auch Hausfreund, kurz, ich hatte alle Urſache, mit meiner Lage zufrieden zu ſein. Aber ich war bereits drei und vierzig Jahre alt, ich war einige Male krank geworden, ich hatte ein typhöſes Fieber überſtanden, von welchem ich mich erſt nach mehreren Wochen vollkommen erholte, ich mußte an die Herannäherung der Zeit denken, wo ich die Beſchwerden des praktiſchen Lebens nicht mehr, wie in meinen jüngern Jahren, würde aushalten können, und nichts war daher natürlicher, als daß ich mich an den Rath Schillers erinnerte, mein Phyſikat mit einem Profeſſorat auf einer Univer-

sität zu vertauschen, und den Entschluß faßte, bei der nächsten sich darbietenden Gelegenheit seinem Rath zu folgen.

Nun ist es freilich eine mißliche Sache, sich um ein Professorat auf einer Universität zu melden. Vokationen gelangen gewöhnlich nur an schon auf andern Universitäten angestellte Professoren, sehr selten an praktische Aerzte, es sei denn, daß sie sich auch als Schriftsteller einen bedeutenden Grad von Celebrität erworben haben. Dies war nicht der Fall bei mir. Ich hatte zwar schon Verschiedenes geschrieben, aber nichts, was mir einen großen Ruf hätte verschaffen können. Ueberdieß hatte ich mich bereits als einen Anhänger des Brownianismus bekannt gemacht, und wenn dies wahrscheinlich ein Hauptgrund war, warum der Churfürst mich nicht zu seinem Leibarzt berief, so mußte es auch meine Vokation an eine Universität erschweren, da sich nur die wenigsten Professoren auf unsern deutschen Universitäten zu dieser neuen Lehre bekannt hatten, oder vielmehr entschiedene Widersacher derselben waren. — Indessen eröffnete sich mir ganz unerwartet eine Aussicht zu einem Professorat, und zwar auf einer der ersten Universitäten Deutschlands. Durch meine Freunde in Stuttgart war ich nämlich mit dem daselbst wohnenden und schon oben genannten Legationsrath Huber bekannt geworden. Ich lernte den an Geist und Herz gleich trefflichen Mann bald näher kennen, und so auch seine geistreiche, vielseitig gebildete Frau. Wir kamen öfters in Stuttgart und in Ludwigsburg zusammen, es knüpfte sich ein engerer Freundschaftsbund unter uns, und bald wurde ich so vertraut mit dem braven Mann, daß ich kein Geheimniß mehr vor ihm hatte. So sprach ich denn unverhohlen auch meinen Wunsch gegen ihn aus, Professor auf einer Universität zu werden, sobald ich eine Gelegenheit dazu finden würde. Ich dachte nicht daran, als ich über die Sache mit ihm sprach, daß seine Frau eine Tochter des berühmten einflußreichen Hofraths und Professors in Göttingen sei; aber er faßte das zu ihm gesprochene Wort auf, und ohne sich irgend darüber zu äußern, noch viel weniger sich mir zum Mittler anzubieten, und deshalb an seinen Schwiegervater schreiben zu wollen, las er einige Wochen später mir einen Brief von demselben vor, des Inhalts, es sei eben ein medicinisches Professorat in Göttingen erledigt worden, und er solle mich fragen, ob ich nicht Lust zu demselben hätte. Da die erledigte Stelle, — es war dieselbe, welche nachher Himly erhielt, — gerade für mich paßte, so erklärte ich mich be-

reit zur Annahme derſelben, nur bemerkte ich, daß ich als ein erklärter Brownianer von der mediciniſchen Fakultät wahrſcheinlich perhorreſciert werden würde. Ich konnte dies mit Recht fürchten, da ich wußte, daß wenigſtens die Mehrzahl der Profeſſoren der Medicin daſelbſt aus altgläubigen Aerzten beſtehe, welche es nicht zugeben würden, daß ein Brownianer in die Fakultät eintrete. Was ich gefürchtet hatte, geſchah. Ich wurde wirklich perhorreſciert, wenigſtens erhielt Huber keinen Brief mehr wegen meiner von ſeinem Schwiegervater, und begreiflich that auch ich von meiner Seite keinen Schritt weiter.

So war es alſo mit Göttingen nichts, Himly kam an die erledigte Stelle. Allein nun erhielt ich einen Brief von Schiller, der mir ſchrieb, es ſei ein Profeſſorat in Jena offen, das ganz für mich paſſe, auch habe er bereits da und dort Schritte für mich gethan, Boder und noch mehrere Profeſſoren ſeien mir günſtig, auch Göthe und Wolzogen ſeien für mich geſtimmt, und ich ſollte mich nur bereit halten, denn meine Berufung werde nächſtens folgen. Der Ruf erfolgte nicht, es waren die Herbſtferien eingetreten, da erhielt ich unvermuthet einen Beſuch von meinem Landsmann Paulus. Dieſer verhehlte mir nicht, daß er von der Univerſitäts-Kuratel in Jena beauftragt ſei, ſich zu erkundigen, ob ich wohl der Mann ſei, der die offene Stelle an der Univerſität ausfüllen werde. Er werde nun, fuhr er fort, an die Kuratel ſchreiben, doch rathe er mir nicht zur Annahme der Stelle, Jena ſei nicht mehr, was es früher geweſen, er ſelbſt ſei geſonnen, Jena zu verlaſſen, eben ſo auch Schelling, und noch einige andere Profeſſoren, dagegen rathe er mir, mich um ein Profeſſorat in Würzburg zu bewerben, was auch ſeine und Schellings Abſicht ſei, und was ich um ſo gewiſſer mit Erfolg thun könne, da der Kurator der dortigen Univerſität mein Jugendfreund, der Graf von Thurheim ſei. Der Vorſchlag leuchtete mir ein, und ich war um ſo geneigter, ihn zu befolgen, da mir Hardegg, der ein volles Jahr in Würzburg ſtudiert hatte, die trefflichen Anſtalten für die Medicin daſelbſt ſo oft geſchildert hatte. Ueberdieß kam auch bald nach Paulus Schelling zu mir, der mir den nämlichen Rath gab. Seine Vorſtellungen brachten meinen Entſchluß zur Reife, und als ich eben im Begriff war, an den Grafen von Thurheim zu ſchreiben, erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mich fragte, ob ich nicht Luſt zu einem

Professorat in Würzburg hätte? Ich beantwortete die Frage ungesäumt mit Ja, und einige Wochen darauf erhielt ich meine Berufung dahin. Natürlich wurde Schiller hiervon sogleich benachrichtigt. Er konnte mir nicht übel nehmen, daß ich ein Professorat in Würzburg einem in Jena vorgezogen, er billigte es vielmehr, obschon es ihm, wie mir, sehr leid that, daß das Schicksal nicht gewollt, daß wir wieder zusammen kämen. Da ich den Ruf nach Jena noch nicht erhalten hatte, so brauchte ich ihn auch nicht abzulehnen. Die Sache blieb also auf sich beruhen, und ich hatte nun nichts zu thun, als meine Entlassung aus den Würtenbergschen Diensten bei meinem Landesherrn nachzusuchen. Die Entlassung wurde mir ungern von dem Churfürsten bewilligt, und auch mir fiel es schwer, mein Vaterland, meine Familie, und so viele Freunde, die ich mir als Arzt, und ich glaube, auch als Mensch erworben hatte, zu verlassen. Auch ihnen fiel meine Entfernung aus ihrer Mitte schwer. Wie ich von ihnen, nahmen sie auch von mir Abschied mit Wehmuth, und am Vorabend meiner Abreise gaben sie mir noch ein Abschiedsmahl in einem Gasthof, von welchem auch die vornehmsten Personen der Stadt sich nicht ausschlossen.

Drittes Buch.

Am dreißigsten Oktober 1803 reiste ich von Ludwigsburg ab, begleitet von meiner Frau, welche in der Absicht mit mir reiste, die mir angewiesene freie Wohnung in Würzburg anzusehen, und zur Einrichtung derselben die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen. Schon am frühen Morgen fuhren wir von Ludwigsburg ab, um bald nach Heilbronn zu kommen, wo wir Mittag halten, und ich noch ein Paar Stunden mit meinem Freund Gmelin zubringen wollte. Wir kamen zur rechten Zeit an, stiegen im Gasthof zur Sonne ab, und ich begab mich mit meiner Frau noch vor Tisch zu Gmelin. Er empfing uns auf das freundlichste, eben so seine Frau. Gmelin und ich hatten viel mit einander zu sprechen. Er freute sich meiner neuen Laufbahn, wünschte mir herzlich Glück zu derselben, und mit Wehmuth schieden wir von einander. Gleich nach Tisch fuhren wir von Heilbronn weg, um noch bei guter Zeit nach Neustadt an der großen Linde zu kommen, wo wir übernachten wollten. Der Oberamtmann in Neustadt Gol und seine Frau, eine Tochter des Bürgermeisters und meines Freundes Bunz in Ludwigsburg, hatten uns eingeladen, das Nachtquartier bei ihnen zu nehmen, und unsere freundschaftlichen Verhältnisse mit der Familie hatten uns bewogen, die Einladung anzunehmen. Als wir in Neustadt ankamen, war es bereits Abend geworden. Alles war zu unserer Nachtherberge bereitet, und bei dem Abendessen unterhielten wir uns auf das angenehmste mit unsern Freunden. Da wir am andern Morgen früh wieder abreisen wollten, so begaben wir uns bald zu Bette. Aber ich war noch nicht eingeschlafen, so kam ein Eilbote von Ludwigsburg an, der mir einen gleich nach meiner Abreise daselbst eingetroffenen Brief von dem Grafen von Thurheim überbrachte, aus welchem ich vernahm, daß das mir zugedachte Logis in Würzburg noch nicht geräumt sei, und daß ich mich einstweilen in einem Gasthof werde einquartieren müssen. Solchemnach hatte nun die Mitreise meiner Frau keinen Zweck mehr, und es ist leicht zu erachten, daß sie dieses Hinderniß für ein böses Omen hielt. Nur mit schwerem Herzen konnte sie ihr Vaterland verlassen, und

dieſer Umſtand war keineswegs geeignet, ihr die Ausſicht, in einem fremden Lande zu leben, erfreulich zu machen. Indeſſen beruhigte ſie ſich, weil ſie mich heiter ſah, und wie hätte ich auch über jene Nachricht verdrießlich ſein ſollen, da ich wußte, daß mein Freund Thurheim mir meinen künftigen Aufenthalt in Würzburg auf alle Weiſe angenehm zu machen ſuchen würde. Es wurde alſo ausgemacht, daß meine Frau wieder nach Ludwigsburg zurückreiſen, und ich meine Reiſe nach Ludwigsburg allein fortſetzen ſollte. Wir fuhren zu gleicher Zeit von Neuſtadt ab, ſie zurück nach Ludwigsburg, ich vorwärts nach Würzburg. In Mergentheim wollte ich mein Nachtquartier nehmen, und ich kam daſelbſt früh genug an, um noch das ſchöne Schloß und den ſchönen Garten des Deutſchmeiſters, ſo wie das Städtchen ſelbſt, zu beſehen.

Auf dem Wege von Mergentheim nach Würzburg hielt ich Mittag in dem Dorf Großrinderfeld, wo ich zwei Studenten von Würzburg antraf, welche eben im Begriff waren, dahin zurückzukehren. Das Wetter war ſtürmiſch und regneriſch, und weil ich ganz allein war, ſo bot ich den Studenten Platz in meinem Wagen an. Sie nahmen das Anerbieten an, und weil mich nichts mehr intereſſierte, als etwas von Würzburg zu hören, ſo leitete ich als bald darauf das Geſpräch. Die Studenten waren Juriſten, und konnten mir daher weniger über die mediciniſche Fakultät ſagen. Sie ſprachen über den Zuſtand der Univerſität blos im Allgemeinen, ſagten mir, daß die baieriſche Regierung große Veränderungen mit derſelben vorhabe, daß ſie dieſelbe zu einer der erſten Univerſitäten Deutſchlands erheben wolle, daß auch eine Fakultät für die proteſtantiſche Religion errichtet werden ſolle, und daß bereits mehrere Gelehrte aus dem Ausland berufen worden ſeien. Als ſolche nannten ſie Hufeland für die juridiſche, Paulus für die theologiſche, und Schelling für die philoſophiſche Fakultät. Auch für die mediciniſche Fakultät, fuhren ſie fort, ſei ein Ausländer gerufen worden, aber ſie wiſſen nicht, woher, und wie er heiße. Begreiflich ſagte ich ihnen nicht, daß ich dieſer Ausländer ſei, und ſie ahneten auch nicht, daß ich einer von den berufenen fremden Profeſſoren ſei. So kam ich, von ihnen unerkannt, Abends in Würzburg an, und als ich ſie bei'm Abſchied fragte, in welchem Gaſthof ſie mir auszuſteigen riethen, nannten ſie mir den Gaſthof zum Kleebaum, und ich folgte ihrem Rath um ſo

lieber, da mir auch der Postillon diesen Gasthof vor andern empfohlen hatte.

So stieg ich also in dem Gasthof zum Kleebaum ab, und ließ mir, um ungestört arbeiten zu können, ein nach dem Hof gelegenes Zimmer anweisen, in welchem ich mich ganz wohl befand. Gewöhnlich speiste ich an der table d'hôte, und machte da allerlei interessante Bekanntschaften, namentlich mit zwei Brüdern von Zobel, beide geistlichen Standes, aber sehr verschieden von einander, der eine ein feiner, eleganter Mann, der andere ohne Façon und ein großer Esser. Das Essen im Gasthof war gut, noch besser der Wein, doch war er mir, da ich den schwächern Neckarwein gewohnt war, zu stark, und ich durfte daher nur wenig trinken. Eben so ging es mir auch mit dem gesalzenen Weizenbrod, da ich das ungesalzene Dinkelbrod gewöhnt war. Uebrigens dauerte mein Aufenthalt in dem Gasthof nicht lange. Das adelige Seminarium, in welchem ich die mir zugedachte freie Wohnung erhalten sollte, war aufgehoben, das Haus wurde geräumt, die Einrichtung desselben für mich, Paulus und Schelling war angeordnet, und die Anordnung bald so weit vollzogen, daß wir unsere Wohnungen beziehen konnten.

Es versteht sich von selbst, daß ich gleich nach meiner Ankunft in Würzburg Besuche bei den Professoren machte, mit welchen ich in der Folge zusammen leben sollte. Außer Siebold, dem Vater, kannte ich keinen, weder seine zwei Söhne, von welchem der ältere Professor der Chirurgie, der jüngere Professor der Geburtshülfe war, noch einen andern der Professoren von der Fakultät. Den alten Siebold besuchte ich zuerst. Mit Vergnügen erinnerte er sich unserer frühern Bekanntschaft, freute sich, daß wir nunmehr Kollegen seien, und seine erste Frage an mich war, ob ich die vielen Stelzfüße gesehen hätte, die in Würzburg zu sehen seien, zum Beweis, wie sehr die Chirurgie in Würzburg blühe. Wie von Siebold wurde ich auch von seinen beiden Söhnen, wie überhaupt von allen Professoren der Fakultät, Döllinger, Pickel, Heilmann und Thomann freundlich empfangen, nur der letztere schien etwas verlegen, ohne Zweifel, weil er der einzige war, der an mir einen Rival vermuthen konnte.

Bald nach mir waren auch Paulus und Schelling in Würzburg angekommen, und ihre Ankunft war mir um so erwünschter, da ich, ungeachtet der Freundschaftsversicherungen meiner Kol-

legen, doch im Grunde noch Niemand in Würzburg hatte, an den ich mich mit Vertrauen hätte anschließen können, als diese Landsleute. Sie sind Würtenberger, und die Würtenberger mögen in der Welt zusammen kommen, wo sie wollen, so begegnen sie sich als Freunde, und halten als solche zusammen, und meistens fester, als in dem Vaterland selbst.

Da der Graf von Thurheim bei meiner Ankunft in Würzburg sich eben mit seiner Familie in Bamberg befand, wo er wegen Geschäften länger verweilen mußte, so wollte ich nicht säumen, ihn dort zu besuchen, und ich war eben im Begriff, dahin zu reisen, als ich einen Brief von ihm erhielt, worin er mich einlud, ungesäumt nach Bamberg zu kommen und Schelling mitzubringen, weil er über die vorzunehmenden Einrichtungen der Universität sich mit uns zu besprechen wünschte. Eine lange Reihe von Jahren war verflossen, seit ich ihn nicht mehr gesehen hatte, aber seine Gesinnungen gegen mich waren unverändert dieselben geblieben, deren ich mich, als sein Mitzögling in der Akademie zu Stuttgart zu erfreuen gehabt hatte. Er empfing mich als seinen alten Jugendfreund, und eben so freundlich empfing mich auch seine Gemahlin. Sie benahm sich gegen mich, als ob sie mich schon längst gekannt hätte. Das Wohlwollen des Grafen gegen mich war auch auf sie übergegangen, und gleich bei'm Eintritt in ihr Zimmer sagte sie mir, daß auch sie mich sehr gern in Würzburg sehe, indem sie mich längst als einen der geliebtesten Freunde ihres Gemahls kenne, wie denn auch sein erstes Wort nach der Uebernahme der Universitäts-Kuratel gewesen sei, nun müsse auch sein alter Jugendfreund nach Würzburg berufen werden.

Schon vor meinem Besuch in Bamberg hatte ich erfahren, daß der Graf von Thurheim den Plan habe, die Universität von Würzburg nach Bamberg zu verlegen; allein es war noch nichts verlautet, ob die Regierung den Plan genehmigt habe oder nicht. Schelling war sehr dafür, ich, eben so fremd in Würzburg, als in Bamberg, konnte darüber nicht urtheilen. Indessen hatte mir Schelling die Sache so plausibel vorgestellt, und mich insbesondere auf das vortreffliche allgemeine Krankenhaus in Bamberg, welchem das Julius-Spital in Würzburg in jeder Beziehung weit nachstehe, aufmerksam gemacht. Aber wie wir nach Bamberg kamen, war die Sache bereits entschieden, die Verlegung der Universität nach Bamberg war von der Regierung verworfen worden, die Univer-

sität sollte einmal für allemal in Würzburg, wo sie fundiert sei, bleiben, und es kam nun blos darauf an, wie die von der Regierung beschlossenen neuen Einrichtungen bei der Universität auf das zweckmäßigste auszuführen seien. Im Allgemeinen war der Plan zu denselben von der Regierung vorgezeichnet, der Graf von Thurheim hatte blos die Details zu besorgen, und dazu sollten Schelling und ich mitwirken. So unerfahren in Universitätsangelegenheiten, wie ich damals noch war, konnte ich wenig dabei thun, dagegen fand sich der ungleich erfahrenere Schelling ganz an seinem Platz, und es ist unläugbar, daß ihm auch in dieser Beziehung die Universität sehr viel zu danken gehabt hat.

Unser Aufenthalt in Bamberg dauerte zwei Tage, und wir waren täglich bei dem Grafen von Thurheim zu Tisch. Schon am ersten Tag war Marcus eingeladen, und ich war sehr erfreut, den Mann, zu dessen Ruhm mir Schelling so vieles gesagt hatte, persönlich kennen zu lernen. Ich fand Alles wahr, was Schelling gesagt hatte, einen Mann von Geist, von großem praktischen Talent, und einen sehr angenehmen Gesellschafter. Ich besuchte mit ihm das Krankenhaus, dessen Einrichtung ganz sein Werk war, und ich mußte gestehen, daß das Julius-Spital in Würzburg weit hinter ihm zurückstehe. Weniger, als das Krankenhaus selbst, gefiel mir sein Verfahren am Krankenbette, und besonders sein Krankenexamen, welches er gemeinschaftlich mit dem Medicinalrath Kilian, der kürzlich von Jena nach Bamberg berufen worden, vornahm. Es kam mir viel zu umständlich vor, und bei aller Umständlichkeit führte es doch zu keinem um so sicherern Resultat. Zum Beweis will ich nur ein einziges Beispiel anführen. Es war ein Landsmann von mir, welcher eben erst in das Krankenhaus war aufgenommen worden, ein geborener Würtenberger, mit welchem das gemeinschaftliche Krankenexamen vorgenommen wurde. Die Form der Krankheit schien mir nicht im mindesten zweifelhaft. Es war eine rheumatische Brustentzündung, und kein Zeichen vorhanden, woraus man hätte auf eine damit verbundene Affektion der Lunge, oder auch nur des Rippenfells, schließen können. Indessen sollte das Dasein oder Nichtdasein dieser Verbindung auf das gewisseste ausgemittelt werden, und es wurde dabei so weitläuftig zu Werk gegangen, daß das Examen beinahe eine Stunde dauerte, ohne daß die beiden Kliniker ins Klare kommen konnten. Haben sie, wie es mir

ſchien, bei dieſer Weitläuftigkeit die Abſicht gehabt, den großen Ruf, in welchem ſie als Kliniker ſtanden, oder zu ſtehen glaubten, auch vor mir zu bewähren, ſo haben ſie ihre Abſicht nicht erreicht. So weitläuftig darf kein Krankenexamen ſein, und wenn man es gar pro forma ſo weitläuftig macht, ſo iſt es thöricht und lächerlich. Der Gehülfe der beiden Kliniker, ein alter, am Krankenbette grau gewordener, geſchickter derber Mann, der ſich über das lange, zu keinem Reſultat führende Examen ärgerte, aber bisher ſtillſchweigend zugehört hatte, ſagte auf einmal ganz trocken: „Es iſt Mittageſſenszeit, meine Herren, wir wollen jetzt aufhören, nach Tiſch will ich den Kranken allein vernehmen, und ſchon herauskriegen, was ihm fehlt.“ Wirklich examinierte Nachmittags der Gehülfe den Patienten allein, und wie er am Abend den beiden Klinikern über den Erfolg des Examens referierte, ſo waren ſie einverſtanden, daß die Krankheit eine einfache rheumatiſche Bruſtentzündung ſei. — Indeſſen bin ich weit entfernt, Marcus ſein großes praktiſches Talent hiermit ſchmälern zu wollen, und wenn er glaubte, daß es keinen größern Kliniker gebe, als ihn, ſo nehme ich es ihm nicht übel. Um ſo mehr aber verdenke ich ihm, daß er, im Glauben an ſeine Vorzüglichkeit, die Hauptperſon war, welche den Grafen von Thurheim zu der Idee, die Univerſität von Würzburg nach Bamberg zu verlegen, veranlaßt hat. Er wollte Profeſſor der Klinik an der Univerſität werden, und weil er wegen ſeiner anderweitigen Verhältniſſe nicht von Bamberg wegziehen konnte, ſo ſollte die Univerſität zu ihm nach Bamberg kommen. Marcus iſt längſt todt, und ich enthalte mich, noch von andern Intriguen zu ſprechen, welche er, nachdem ihm ſeine Abſicht fehlgeſchlagen, gegen die Univerſität, und inſonderheit auch gegen mich, geſpielt hat.

Nach meiner Zurückkunft nach Würzburg war die Freude meiner Kollegen groß, als ſie von mir vernahmen, daß die Univerſität nicht nach Bamberg verlegt werde. Sie wären alle ſehr ungern dahin gezogen, beſonders aber die Sieboldſche Familie, die in Bamberg nicht mehr, wie Richter ſie nannte, die Academia Sieboldiana geweſen wäre. Auch ich ſelbſt war froh, daß die Univerſität in Würzburg blieb. Stand das Julius-Spital in Würzburg auch weit hinter dem allgemeinen Krankenhaus in Bamberg zurück, ſo fehlte es doch in jenem eben ſo wenig an Kranken aller Art, als in dieſem. In dem einen, wie in dem andern, konnte der kliniſche Unterricht

gleich gut gegeben werden, und es war kein Grund vorhanden, warum Thomann von Marcus hätte verdrängt werden sollen. Thomann war ein sehr guter Kopf, und am Krankenbette so gewandt, als Marcus, und wenn ihm vorgeworfen worden, daß er der Erregungstheorie huldige, so trifft dieser Vorwurf auch Marcus, der ebenfalls ein Erregungstheoretiker war, nur daß er, was Thomann auch vielleicht gethan hätte, sich als einen Anhänger der Schellingschen Naturphilosophie bekannte, die eben ihren Kulminationspunkt zu erreichen im Begriff war.

Da die Vorlesungen auf der Universität erst mit dem Monat December ihren Anfang nehmen sollten, so hatte ich hinlänglich Zeit, mich zu denselben vorzubereiten. Ich that dies schon in meinem Gasthof zum Kleebaum, aber mit mehr Muße konnte ich es in meiner neuen Wohnung thun, deren Einrichtung bald so weit gediehen war, daß ich sie wenigstens für meine Person beziehen konnte. Ich verließ also den Gasthof, und kam blos noch als Kostgänger dahin. Aber in dem großen Gebäude, das ich bezogen hatte, war ich ganz allein, blos der Thorwart wohnte darin, und dieses Einsamsein in einem so großen alten Gebäude hatte wirklich etwas Schauerliches. Indessen befand ich mich ganz behaglich in demselben, ich schlief auch recht gut, nur wurde ich öfters aufgeweckt von der am Eingang in die Thorwartswohnung befindlichen Glocke, und da diese gerade so tönte, wie meine Hausglocke in Ludwigsburg, so glaubte ich bei'm ersten Erwachen immer, ich sei in Ludwigsburg, und oft stand ich auf, um zu hören, wohin ich gerufen werde. Nur ein einziges mal wurde ich ernstlich erschreckt. Ein sonderbares Geräusch in dem Schlott meines Schlafzimmers weckte mich aus dem Schlaf. Im ersten Augenblick dachte ich an Diebe; aber der fest verschlossene Eingang in das Gebäude machte das Eindringen eines Diebes unmöglich. Ich stand auf, machte Licht und leuchtete hinauf in den Schlott. Es war ein junger Thurmfalke, welcher in den Schlott hinabgefallen war. Ich machte mich seiner habhaft, setzte ihn in mein Arbeitszimmer und am andern Morgen entließ ich ihn zu seinen Kameraden, welche auf dem Thurm der nahe gelegenen Neubau-Kirche hauseten.

Den größten Theil des Tages brachte ich mit der Vorbereitung zu meinen hiernächst zu beginnenden Vorlesungen zu. Meine Mußestunden benutzte ich zu Besuchen bei meinen Landsleuten Paulus und Schelling, welche noch in ihren Gasthöfen wohnten, und bei

meinen Kollegen, welche näher kennen zu lernen mir eine Hauptangelegenheit war. Von dem Vater Siebold habe ich schon gesprochen. Er hatte sich, seit ich ihn in Ludwigsburg gesehen, auffallend alt gemacht, und besonders schienen mir seine Geisteskräfte merklich nachgelassen zu haben; nur wenn er auf die operative Chirurgie zu sprechen kam, wurde sein Geist lebendiger, obschon er jetzt keine Operation mehr verrichtete. Er hatte dies seinem ältern Sohn Barthel überlassen, so wie dieser auch seine Stelle als Professor der Anatomie vertrat. Barthel war ein sehr guter Kopf, und als Chirurg ein würdiger Sohn seines Vaters, nur schien er mir etwas bequem, nicht sehr geneigt, in seiner Kunst große Fortschritte zu machen, und etwas roh in seinen Sitten. Sein jüngerer Bruder Elias, Professor der Geburtshülfe, war ein minder guter Kopf, aber ausgezeichnet geschickt in seinem Fach, dabei fleißig in seinen Studien, angenehm im Umgang, überall beliebt, und besonders gern gesehen von den Damen, bei denen er sich durch seine schöne Gestalt, sein feines artiges Betragen, so wie durch die Eleganz seines Anzuges, in Gunst zu setzen wußte.

Professor der allgemeinen Therapie und Klinik, und dirigierender Arzt am Julius-Spital, war Thomann, ein kleines, hageres, schwächliches, kränkliches Männchen, aber ein Mann von Geist, von ausgebreiteten Kenntnissen, und ein tüchtiger Kliniker. Nur war er, wie Barthel Siebold, etwas bequem, und ließ daher seine Zuhörer nicht selten am Krankenbette eigenmächtiger handeln, als sich geziemte. Dem äußern Ansehen nach war er gut gegen mich gesinnt, aber weil auch ich Therapie las, so betrachtete er mich als seinen Rival, doch kamen wir immer gut mit einander aus, nicht nur weil er selbst ein guter Mensch war, sondern auch weil ich in dem Julius-Spital immer für ihn vikariierte, wenn er dasselbe, was öfters geschah, Kränklichkeit halber nicht besuchen konnte.

Von den Professoren Pickel und Heilmann kann ich wenig sagen. Der erste war Professor der Chemie und Pharmacie, der andere Professor der Botanik. Beide waren tüchtige Lehrer in ihren Fächern, und auch wackere brave Männer. Mit Pickel war ich oft zusammen, hörte oft, was ihm viel Freude machte, seinem Harfenspiel zu, und wohnte auch mehrere Wochen vor meinem Abgang von Würzburg bei ihm im Hause. Er hat mir und meiner Frau viele Gefälligkeiten erwiesen, und mit Vergnügen vernahm ich von Zeit

zu Zeit, daß er noch lebe, und in ſeinem hohen Alter ſich noch immer wohlbefinde.

Weit der vorzüglichſte unter den Profeſſoren der mediciniſchen Fakultät, die ich in Würzburg antraf, war Döllinger, Profeſſor der Phyſiologie und Pathologie. Ich hatte ihn nur ein Paar mal geſprochen, und fand gleich an ihm einen Mann von eben ſo ausgezeichneter Gelehrſamkeit, als großer Geiſteskraft. Sein Vortrag war vortrefflich, und er hatte daher immer ein zahlreiches Auditorium. Seiner Vorzüge ſich bewußt, ſchmeichelte er Niemand, gegen Jeden ſprach er ſich gerade zu aus, wie er dachte, ſchonte keines Menſchen Schwächen, tadelte Alles, was er tadelnswerth fand, bald ernſt bald ſpottend, und deshalb hatte auch ſein Lob mehr Gewicht, als das Lob eines Andern. Er war es daher auch vorzüglich, mit dem ich näher bekannt zu werden ſuchte, und ich darf mir ſchmeicheln, daß er ein wahrer Freund von mir ward, und es noch iſt.

Inzwiſchen war meine Wohnung ſo weit fertig geworden, daß ich ſie nun mit meiner ganzen Familie beziehen konnte, und ich ließ dieſe daher ungeſäumt nach Würzburg kommen. Meine Frau hatte Alles zur Abreiſe vorbereitet gehabt, und ſchon in den letzten Tagen des Novembers traf ſie mit unſern Kindern in Würzburg ein, nachdem ein Paar Tage zuvor die Fuhrleute mit den Meubeln und andern Effekten, welche wir nach Würzburg mitzunehmen beſchloſſen hatten, angekommen waren. Wie groß unſere Freude war, uns geſund und wohlbehalten wieder beiſammen zu ſehen, brauche ich nicht zu ſagen. Gleich nachdem wir uns herzlich begrüßt hatten, führte ich meine Frau durch die Zimmer unſerer Wohnung. Die Wohnung wollte ihr nicht gefallen, ſie fand ſie nicht nur zu geräumig für unſer Bedürfniß, ſondern auch unbequem. Indeſſen fügte ſie ſich, gleich mir, in die Umſtände, und wir konnten dies auch um ſo eher, da der dem Seminarium-Gebäude zunächſt gelegene ſchöne und große, aber noch unausgebaute Borgiasbau ausgebaut, und zu Wohnungen für mich, Paulus und Schelling eingerichtet werden ſollte, wozu die Vorkehrungen wirklich bereits getroffen waren. In unſerer Wohnung war uns die obere Etage in dem Hauptgebäude des Seminariums, Paulus die untere, und Schelling die ſeinige in einem Nebengebäude deſſelben angewieſen. Schelling war ſchon eingezogen, als

meine Familie in Würzburg ankam, Paulus zog wenige Tage nach uns in die ſeinige, und ſo waren nun die drei ſchwäbiſchen Familien in einem Hauſe beiſammen. Schon dieß war Aufforderung genug, daß wir auch treulich als Landsleute zuſammenhalten ſollten. Wir Männer kannten uns bereits hinlänglich, um das unter uns geknüpfte freundſchaftliche Verhältniß fortzuſetzen; meine Frau kannte blos die Frau Schellings, aber die Bekanntſchaft war in Ludwigsburg, wo ſie ſich zum erſten mal ſahen, blos im Vorübergehen gemacht, und ein näheres Verhältniß mit ihr mußte ſich erſt bilden. Paulus Frau kannte ſie noch gar nicht, aber wie ſie dieſe zum erſten mal ſah, ahnete ſie ſchon, daß ſie bald vertrautere Freundinnen werden würden, und dieſe Ahnung hat ſie nicht getäuſcht. Beide Frauen wurden je länger deſto vertrauter mit einander, und gewiß trug dies viel dazu bei, daß meine Frau beruhigter über die Trennung von den Ihrigen, zufriedener mit ihrer neuen Lage, und gleichgültiger gegen die Unbequemlichkeiten unſerer Wohnung wurde. Sie ſah, daß ſie auch in Würzburg eine Freundin gefunden hatte, an welche ſie ſich eben ſo anſchließen konnte, als an diejenigen, welche ſie in dem Vaterland zurückgelaſſen hatte.

Aber um ſo weniger wollte ſich ein gleiches Verhältniß zwiſchen meiner und Schellings Frau bilden. Dieſe wollte die Rolle einer Dame ſpielen; wie Schelling der erſte Mann auf der Univerſität ſei, ſo wollte ſie die erſte Frau ſein. Sie wollte alle vornehme Geſellſchaften beſuchen, ſie wollte Geſellſchaften bei ſich geben, und in beiden als die Frau des erſten Philoſophen in Deutſchland, und in ihrer eigenen Perſon als eine der geiſtreichſten, gebildetſten und gelehrteſten Frauen glänzen. Sie hatte daher ihre ohnehin ſchönere Wohnung auf das ſchönſte und geſchmackvollſte eingerichtet, mit Meubeln der neueſten Art ausſtaffiert, und überhaupt alle Vorkehrungen getroffen, um, wie man zu ſagen pflegt, ein Haus in Würzburg zu machen. Indeſſen trug ſie doch Bedenken, ſich vor andern Profeſſorsfrauen auf eine zu auffallende Art auszuzeichnen, und ſie wünſchte daher, daß vorzüglich meine Frau ihrem Beiſpiel folgen möchte. So oft ſie dieſe beſuchte, gab ſie ihr ihren Wunſch zu erkennen, nicht indem ſie dieſelbe zur Nachahmung ihres Beiſpiels direkt aufforderte, ſondern indirekt, indem ſie mit Nichts, was ſie bei uns ſah, zufrieden war, Alles

mit Gleichgültigkeit ansah oder tadelte, und zur Begründung ihres Tadels unsere Professorswürde zum Vorwand nahm. Meine Frau, gewohnt, in allen Verhältnissen sich gleich zu bleiben, nahm von diesen Anfinnungen keine Notiz. Sie befand sich ganz wohl bei der einfachen Einrichtung, welche sie auch in Würzburg in ihrem Hauswesen getroffen hatte, so wie auch ihre Freundin Paulus, welche darin ihr ganz gleich gesinnt war. Daß sich auf diese Weise kein freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden Frauen bilden konnte, ist leicht zu erachten, und wie sie selten in Gesellschaft zusammen kamen, so sahen sie sich auch nur zuweilen im Hause, während Schelling und ich stets auf einem freundschaftlichen Fuß mit einander standen, so wie ich auch in der Folge seine Vorlesungen besuchte.

Am ersten December hatten die Vorlesungen angefangen, und ich begann nun auch die meinigen. Ich hielt sie in meiner Wohnung, und hatte dazu ein von meinen Wohnzimmern entferntes, zunächst an meinem Studierzimmer gelegenes großes Zimmer eingerichtet. Mein Pensum war specielle Therapie, weil aber die specielle die generelle Therapie, und diese Pathologie voraussetzt, so mußte ich, als Einleitung, den Anfang meiner Vorlesungen mit beiden letztern machen. Anfangs meldeten sich zu meinen Vorlesungen nur acht Studenten; allein diese geringe Zahl meiner Zuhörer war mir leicht erklärlich, indem die meisten Studierenden specielle Therapie schon bei Thomann gehört hatten, und die sie noch nicht gehört hatten, Anstand nahmen, die Kollegien eines Professors zu besuchen, ehe sie ihn als Docenten hatten kennen lernen. Indessen schienen meine Zuhörer mit meinen Vorträgen zufrieden zu sein, und was ich als Beweis davon ansah, war, daß sich bald noch mehrere meldeten, so daß sich noch in demselben Semester die Zahl meiner Zuhörer auf funfzehn belief. Sie sahen, daß ich mir Mühe gab, und was ihnen besonders wohl zu gefallen schien, war die praktische Tendenz, die sie überall bei meinen Vorträgen wahrnahmen. Meine Zuhörer waren durchaus wackere junge Leute, und die Anhänglichkeit, die sie an mich zeigten, gewann ihnen auch mein Wohlwollen, und erhöhete meinen Eifer, ihnen nützlich zu sein, mit jedem Tage mehr.

Ich hatte schon einige Wochen gelesen, als der Graf von Thurheim, nachdem er seine Geschäfte in Bamberg geendigt

hatte, mit seiner Familie wieder nach Würzburg zurückkam. Er war kaum in seiner Wohnung abgestiegen, so ließ er mir seine Ankunft melden, und bald darauf erschien er selbst. Hier sah ihn zum erstenmal meine Frau, auf welche seine schöne Gestalt, sein einnehmendes Betragen, und seine geistreiche Unterhaltung den angenehmsten Eindruck machten. Bald darauf lernte sie auch seine Gemahlin kennen, und auch diese benahm sich so artig und wohlwollend gegen sie, daß sie leicht vergessen konnte, sie befinde sich einer vornehmen Dame gegenüber. Fast alle Abende brachten der Graf und die Gräfin bei uns zu. Der Graf bewies sich stets als meinen alten Jugendfreund, und die Gräfin gewann mit jedem Tag meine Frau lieber, so daß es ihr bald ein Bedürfniß ward, mit ihr zusammen zu sein.

Dieses freundschaftliche Verhältniß der gräflichen Familie mit der meinigen verdroß natürlicherweise viele der andern Professoren, am meisten aber verdroß es Schelling und seine Frau, die erwartet hatten, daß sie zu den Besuchen, welche der Graf und die Gräfin Abends bei uns machten, eingeladen würden. Da diese mit uns allein sein wollten, so konnte ich begreiflich Niemand einladen, allein das entschuldigte mich bei Schelling und seiner Frau nicht. Sie wurden beide kälter gegen uns, nur äußerlich bezeigten sie sich freundschaftlich, wie zuvor, und wir konnten uns diesen Kaltsinn um so eher gefallen lassen, da unser Verhältniß mit der gräflichen und der Paulusschen Familie immer inniger wurde.

Man könnte denken, daß ich die Verbindung, in welcher ich mit dem Kurator der Universität, und dem General-Landes-Kommissär, als dem ersten Staatsbeamten in Würzburg, stand, auf jede Weise zu meinem Vortheil benutzt haben werde. Aber das geschah in keinem Fall. Ich wollte nichts weiter als Professor auf der Universität sein, und wie ich es schon bei Uebernahme meines Professorats zur Bedingung gemacht, nie in den akademischen Senat zu treten, und noch viel weniger zum Prorektor erwählt zu werden, verlangte ich nie mehr, als was ich verlangen mußte, um meinem Professorat so vorstehen zu können, wie es meinem Begriff von einem Universitäts-Professor gemäß war. Dahin ging mein ganzes Bestreben, und dazu benutzte ich allein meine nähere Verbindung mit dem Kurator der Universität.

Ich habe schon gesagt, daß mein Pensum die specielle Therapie war. Ich hatte dieselbe bereits während eines Semesters gelesen.

Aber ich hatte bald erkannt, oder vielmehr ich wußte es ſchon voraus, daß die ſpecielle Therapie ohne ein Klinikum eben ſo wenig mit Nutzen vorgetragen werden könne, als die Arzneimittellehre ohne Vorzeigung der Arzneikörper, die Geburtshülfe ohne Phantome, und ohne Schwangere und Gebärende. Ich wünſchte daher ein Klinikum, und bat den Grafen von Thurheim, als Kurator der Univerſität, mir für ein ſolches zu ſorgen. Der Graf ſah die Richtigkeit meiner Gründe ein, und ſprach darüber mit Thomann. Als Primararzt an dem Julius-Spital, der ausſchließend die innerlichen Kranken in demſelben zu behandeln hatte, war er auch der einzige Lehrer der Klinik, und mein Verlangen konnte nur erfüllt werden, indem er mir einen Theil der Kranken im Spital zur Behandlung überließ. Thomann that dies gern, nicht allein aus Gefälligkeit gegen den Grafen, ſondern auch aus Gefälligkeit gegen mich, weil ich wegen ſeines öftern Uebelbefindens für ihn vikarieren mußte, und zugleich auch aus natürlicher Bequemlichkeit, welche ſich mit ſeiner Kränklichkeit vermehrte. So trat mir denn Thomann das Geſellen- und Dienſtboten-Inſtitut, welchen in dem Spital ein eigenes Lokal angewieſen war, ab, und zu meiner großen Freude war ich nun ſchon in dem nächſten Semeſter in den Stand geſetzt, meine Vorträge über die ſpecielle Therapie mit einem kliniſchen Unterricht zu verbinden.

Ich habe es immer für einen großen Fehler gehalten, daß, wenn nicht auf allen, doch auf den meiſten Univerſitäten, die Lehrer ſich zu wenig um das Selbſtſtudium ihrer Schüler bekümmern. Außer in den Hörſälen kommen die Studenten mit den Profeſſoren ſelten in Berührung. Der Profeſſor beſteigt ſeinen Katheder, ſpricht oder lieſt eine Stunde vor, macht dann das Buch zu, und geht ſeiner Wege. Der Studierende iſt alſo, außer den Kollegien, ganz ſich ſelbſt überlaſſen, er kann ſeine Privatſtudien treiben, wie er will, Niemand gibt ihm eine zweckmäßige Anleitung dazu, und er hat es lediglich ſeinem guten Glück zu danken, wenn er dabei den rechten Weg findet. Hierin ſollten ſich die Profeſſoren der Studenten billig mehr annehmen; ſie ſind ihnen dies ſchon ſchuldig für die großen Honorare, die ſie ſich von ihnen bezahlen laſſen. Aber ſo groß iſt ihre Sorgloſigkeit in dieſem Punkt, daß ſie nicht einmal darauf ſehen, in welcher Ordnung ſie die Kollegien beſuchen. Um die Privatſtudien gehörig zu ordnen, iſt es nicht genug, daß eine Encyklopädie der mediciniſchen

Wissenschaften gelesen wird, und um zu bewirken, daß die Kollegien in der gehörigen Ordnung besucht werden, nicht genug, daß die Regierungen gedruckte Lehrplane ausgeben. Denn wie käme es sonst wohl, daß mancher Studierende noch Chemie hört, nachdem er schon Physiologie und Pathologie gehört hat, und noch Experimental-Physik, wenn er schon Praktikant in der medicinischen und chirurgischen Klinik ist?

Diesen Fehler habe ich gleich bei'm Antritt meines Professorats zu vermeiden gesucht. Schon in der Akademie in Stuttgart hatte ich gesehen, wie Lehrer mit ihren Schülern umgehen müssen, wenn der Unterricht wahrhaft fruchtbar für letztere sein soll. Dort war keine solche Absonderung der Lehrer von ihren Schülern, wie auf andern Universitäten. Auch außer den Lehrstunden kamen sie vielfältig mit einander zusammen, und stets werde ich es dankbar erkennen, was ich ihnen auch in dieser Beziehung schuldig geworden bin. So wollte ich es nun auch in Würzburg mit meinen Schülern halten; ich wollte, so viel es sich thun ließ, auch ihr Gesellschafter sein, forderte sie auf, mich auf meinen Spaziergängen zu begleiten, das Theater mit mir zu besuchen, und kehrte bald bei diesem bald bei jenem ein, nicht blos um ihm einen Gegenbesuch zu machen, sondern hauptsächlich um zu sehen, wie sie ihre Wirthschaft führten, ihre Selbststudien trieben, welche Schriften sie läsen, was sie selbst zu Papier brächten. So lernten sie auch meine väterlichen Gesinnungen gegen sie kennen, und wenn sie mich auch als Lehrer weniger geachtet hätten, so achteten sie mich doch um so mehr als ihren Freund, wovon sie mir mehrere rührende Beweise gegeben haben. Nichts ist gutmüthiger, als die Jugend, man darf sich nur als ihren Freund erweisen, um sie in Gutem und Bösem zu Allem zu machen, was man will, da sie hingegen, sich selbst überlassen, ihrem natürlichen Triebe folgt, der leider so oft zum Bösen führt.

So trieb ich nun mein akademisches Leben fort bis zum Tode meines Kollegen Thomann, der im Jahr 1805 erfolgte. Er starb plötzlich vom Schlag getroffen auf der Jagd, auf welche er sich gegen meinen Rath begeben hatte. Er hatte mich nämlich in der gewöhnlichen samstägigen Fakultätssitzung ersucht, weil er sich zwei Tage mit der Jagd belustigen wollte, so lange in dem Julius-Spital seine Stelle zu vertreten. Ich erwiederte, daß ich es zwar mit Vergnügen thun wolle, daß ich ihm aber doch rathe, bei dem stürmischen

und regneriſchen Wetter lieber zu Hauſe zu bleiben, weil er ſeiner ſchwächlichen Geſundheit nicht trauen dürfe. „Nicht doch, ſagte er, ich befinde mich vollkommen wohl, und das ſchlechte Wetter thut mir nichts, die Bewegung auf der Jagd, und die gute Luft, die ich im Walde athme, thut meiner ſchwachen Bruſt wohl, ſeien Sie daher wegen meiner ganz ohne Sorgen.“ Ich ließ es gut ſein, Thomann begab ſich noch an demſelben Abend auf die Jagd, ich vikarüerte für ihn am Sonntag, und am Montag früh wurde ſein Leichnam nach Würzburg gebracht. Er ſtarb, wie ſchon geſagt, am Schlag, der ihn bei'm Hinüberſchreiten über einen kleinen Graben getroffen, und augenblicklich getödtet hatte.

Nun war die Frage, wer an die Stelle des Verſtorbenen kommen, ob ein Fremder berufen, oder ob einer von den einheimiſchen Profeſſoren als Primararzt am Julius-Spital und als Lehrer der Klinik angeſtellt werden ſollte. Als Lehrer der ſpeciellen Therapie, und ſchon bereits im Beſitz eines Theils der Klinik, ſchien ich das nächſte Recht an die erledigte Stelle zu haben. Aber erſtlich ſtand mir entgegen, daß ich ein Proteſtant ſei, und zweitens hatte ich einen mächtigen Mitbewerber an Röſchlaub in Landshut, und einen noch mächtigern an Marcus. Allein mein Freund Thurheim kehrte ſich daran nicht. Er hatte mich als den Mann erkannt, der der Stelle gewachſen ſei, er ſchlug mich der Regierung unbedingt zu der Stelle vor, der Antrag des Grafen wurde genehmigt, und nach einigen Wochen ward mir die Stelle übertragen.

Freilich machte meine Beförderung zu dieſer wichtigen Stelle großes Aufſehen. Schon daß ein Fremder den Einheimiſchen vorgezogen worden, wurde höchlich mißbilligt, denn es iſt bekannt, daß die Würzburger etwas auf ſich halten. Aber noch weit mehr hatten ſie gegen den Proteſtanten einzuwenden. Noch nie war ein Proteſtant an dem Julius-Spital angeſtellt worden, ſo etwas, meinten die Würzburger, könne nur unter der Baieriſchen Regierung geſchehen, deren Verfügungen überhaupt nicht nach ihrem Sinne waren. Aber die Baieriſche Regierung bekümmerte ſich nicht um die Vorurtheile der Würzburger. Sie ſah bei der Beſetzung der erledigten Stellen blos auf die Qualifikation der Bewerber, nicht auf die Glaubenskonfeſſion, zu welcher ſie ſich bekannten. Indeſſen währte der Widerwille gegen meine Anſtellung als Primararzt an dem Julius-Spital nur eine zeitlang. Auch die Würzburger ſahen bald, daß ich die

Stelle ſo gut, als mein Vorfahr, ausfüllte, und ſelbſt der damals noch lebende Fürſtbiſchof Georg Karl beehrte mich mit ſeinem Zutrauen, indem er, was er zuvor nicht gethan hatte, ſeine Dienſtboten als Mitglieder des Dienſtboten-Inſtituts einſchreiben ließ, und jährlich 200 Fl. für ſie bezahlte.

Aber Thomann war nicht blos Primararzt an dem Julius-Spital und Profeſſor der Klinik; er war auch Mitglied des Medicinal-Kollegiums, und auch dieſe Stelle wurde mir übertragen. Ich hatte ſie nicht geſucht, und wollte ſie auch nicht annehmen. Allein das Verhältniß des Primararztes an dem Julius-Spital zu der Landes-Direktion nöthigte mich zu ihrer Annahme, jedoch machte ich dabei zur Bedingung, daß, außer mir, noch ein Medicinalrath angeſtellt werde, und ſchlug dazu den Stadtphyſikus D. Hofch vor, nicht allein weil ich glaubte, daß der Phyſikus ſchon als ſolcher in das Kollegium gehöre, ſondern auch weil ich mir denſelben dadurch zum Freunde zu machen hoffte, woran mir um ſo mehr gelegen war, da ich ihn weit mehr, als einen der Profeſſoren, für meinen Widerſacher zu halten Urſache hatte. Auch dieſer Vorſchlag ging durch, und zwar hauptſächlich deswegen, weil ich jener erſten Bedingung noch eine zweite beifügte, nämlich die, daß ich auf die Medicinalraths-Beſoldung ein für allemal verzichtete.

So hatte ſich alſo meine Stellung in Würzburg ſo gut gemacht, als ich es irgend wünſchen konnte, es kam jetzt nur darauf an, ſie mit Ehre zu behaupten. Bei der geſchwächten Geſundheit meines Vorfahrs ſchien mir die Ausſicht auf die Erhaltung ſeiner Stelle nicht fern. Ich hatte daher ſchon, ehe ich ſie erhielt, den Plan entworfen, wie ich ſie bekleiden würde, und dieſen Plan wollte ich nun ausführen. Thomann las blos allgemeine Therapie, ich blos ſpecielle; nach meinem Plan konnte dies jetzt nicht mehr ſo ſein. Ein unzertrennliches Ganze ſollte nicht in Theile zerſplittert, noch viel weniger der eine Theil von einem andern Lehrer, als der andere, vorgetragen werden. Freilich wurde mein Penſum dadurch bedeutend größer; allein da ich immer der Meinung war, daß, wie alle Wiſſenſchaften, auch die Medicin nicht in ſo viele beſondere Wiſſenſchaften zerſplittert werden ſollte, ſo hielt ich es für Pflicht, meiner Anſicht gemäß zu handeln. Dieſe Zerſplitterung der Wiſſenſchaften nämlich macht auch eine verhältnißmäßige Menge von Lehrern nöthig; allein eben dieſe Ueberzahl von Lehrern halte ich für einen großen

Fehler auf den Univerſitäten. Man ſehe nur die Lektionskataloge der Univerſitäten an. Ein ganzes Heer von Wiſſenſchaften wird da aufgeführt, und es wimmelt von Lehrern, ordentlichen und außerordentlichen, alten und jungen, welche ſie vorzutragen ſtets fertig und bereit ſind. So war es auch zu meiner Zeit in Würzburg, die mediciniſche Fakultät zählte allein ein Dutzend, ſo auch die andern Fakultäten, und wenn man alle bei feierlichen Gelegenheiten und in ihre Uniformen gekleidet beiſammen ſah, ſo kam es einem vor, als ob man eine Kompagnie gelehrter Soldaten ſähe. Freilich ſind heutzutage die Anforderungen an die Studierenden groß; außer der Brodwiſſenſchaft, welcher ſie ſich widmen, ſollen ſie auch noch in andern Wiſſenſchaften zu Hauſe ſein. Allein ich frage, welches Maß von geiſtiger Verdauungskraft muß nicht ein Studierender haben, der ſich dieſen Vollauf von Speiſen wohl ſchmecken läßt, und ſich keine Indigeſtion zuzieht? Vormals, wo der Köche weniger waren, die Speiſen einfacher zubereitet, und ſparſamer aufgetiſcht wurden, war auch bei dem beſten Appetit die Gefahr einer Indigeſtion weniger groß. Jetzt aber, wo der Köche ſo viele, die Speiſen ſo fein zubereitet, und die Tafeln ſo reich beſetzt ſind, iſt es ſchwer, das auszuwählen, was zu einer gedeihlichen Geiſtesnahrung genügt, und doch verhält es ſich mit der geiſtigen Nahrung ganz, wie mit der leiblichen: nur das, was verdaut wird, nährt. Wohl kommt man, wie in allen Wiſſenſchaften, auch in der Medicin immer weiter, und es iſt zum Erſtaunen, wenn man ſieht, was in neuern Zeiten in der Anatomie, Phyſiologie, Pathologie, Pharmacie u. ſ. w. gethan worden. Aber den praktiſchen Arzt, deſſen Beſtimmung die Heilung der Krankheiten iſt, kann blos intereſſieren, was die Praxis von dieſen Fortſchritten gewinnt, und was war bis jetzt dieſer Gewinn? Wie vormals giebt es auch jetzt noch ausgezeichnete praktiſche Aerzte genug, die von der feinern Anatomie ſehr wenig wiſſen, die mit der jetzt in ſo hohem Anſehen ſtehenden ſpekulativen Phyſiologie und Pathologie kaum hiſtoriſch bekannt ſind, die in der Botanik, Mineralogie, Chemie u. ſ. w. nicht mehr gethan haben, als gerade nöthig iſt, um die in ihren Wirkungen erprobten Arzneikörper nach ihren äußerlichen Merkmalen richtig zu unterſcheiden, und bei Verordnung derſelben keine chemiſchen Schnitzer zu machen. Die Bereicherung des Arznei-Apparats mit neuen Arzneimitteln, die an ſich ſo erfreulichen Fortſchritte in der feinern und vergleichenden

Anatomie, die neuen Syſteme der Medicin, haben wahrlich die praktiſche Heilkunde kaum um ein Paar Schritte weiter gebracht. Wie jeder Studierende, muß ſich auch der Arzt für das Leben bilden. Um ſpekulierende Aerzte iſt es dem Staat nicht zu thun; er verlangt Aerzte, die Krankheiten zu heilen verſtehen, und zu ſolchen müſſen ſie ſchon auf der Univerſität gebildet werden. Allein das iſt es eben, woran es auf den Univerſitäten fehlt, und dieſem Fehler iſt nur dadurch abzuhelfen, daß für den Unterricht in den mediciniſchen Wiſſenſchaften weniger Lehrſtühle errichtet werden. Meines Erachtens wären vier ordentliche Profeſſoren, nämlich zwei für die Vorbereitungswiſſenſchaften, und zwei für die eigentliche Medicin, genug. Von dem erſtern hätte der eine Naturgeſchichte, Phyſik und Chemie, der andere Anatomie, Phyſiologie und Pathologie, von dem letztern der eine generelle und ſpecielle Therapie, nebſt materia medica, der andere Chirurgie und Geburtshülfe, beide in Verbindung mit kliniſchen Uebungen, vorzutragen. Freilich erhielten auf dieſe Art die Lehrer ſehr ſtarke Penſa; aber auch abgeſehen, daß es ſchon die Natur der Sache mit ſich bringt, daß Wiſſenſchaften, welche, wie Anatomie, Phyſiologie und Pathologie, im Grunde nur eine Wiſſenſchaft ſind, auch als eine vorgetragen werden, ſo wird das ſo groß ſcheinende Penſum ſchon um Vieles vermindert, wenn der Lehrer von dem Schatz ſeiner Kenntniſſe ſeinen Zuhörern nur ſo viel mittheilt, als ſie zum Selbſtſtudium bedürfen. Die Studenten auf der Univerſität ſind keine Kinder mehr, denen man Alles, was ſie lernen ſollen, eingießen muß. Die Hauptſache iſt, daß ſie zum Selbſtſtudium und zum Selbſtdenken angeregt werden, dazu aber bedarf es keinen detaillirten Vortrags der mediciniſchen Wiſſenſchaften. Das macht nur dicke Hefte, die vielmehr zeigen, was der Profeſſor weiß, als was der Studierende gelernt hat. Beſchränkt ſich hingegen der Lehrer blos auf eine allgemeine, alle Zweige der Wiſſenſchaft umfaſſende Darſtellung ihrer Lehrſätze, ſo überſehen die Zuhörer nicht nur den ganzen Umfang der Wiſſenſchaft leichter, ſondern ſie werden auch zum Selbſtſtudium und zum Selbſtdenken um ſo kräftiger angeregt, je weniger ins Detail gehend der Vortrag des Lehrers iſt. Zu detaillierte Vorträge verwirren vielmehr die Studierenden, als daß ſie ſie unterrichten. Der minder Fähige erſchrickt über die große Maſſe deſſen, was er lernen ſoll, und da er das Vorgetragene nicht zu verarbeiten vermag, ſo ſind ihm die Worte des

Lehrers Orakelsprüche, welche er mit gewissenhafter Gläubigkeit annimmt; dem Fähigern hingegen sind sie überflüssig, weil er, übersieht er nur erst das Feld, welches er zu bearbeiten hat, sich bald sein eigenes System bildet, welches nicht selten ein ganz anderes ist, als das, welches ihm zum Muster aufgestellt worden. Die akademischen Vorträge, wenn sie ihren wahren Zweck erreichen sollen, dürfen blos der Stoff sein, welcher dem Studierenden zur eigenen Verarbeitung gegeben wird, und das Verdienst eines akademischen Lehrers besteht nicht sowohl darin, daß er seine Gelehrsamkeit vor seinen Zuhörern auskramt, sondern vielmehr darin, daß er sie zum Selbstdenken anregt, damit Jeder das Gehörte auf seine eigene Weise verarbeiten lerne. Von den vielen ausgezeichneten Aerzten, welche ich in meinem Leben kennen gelernt habe, weiß ich keinen, welcher das, was er war, den vielen Kollegien, die er auf der Universität gehört, zu danken gehabt hätte. Alle sind es durch Selbststudium, Selbstbeobachtung und Selbstdenken geworden, und ich bin überzeugt, daß, wenn jetzt der ausgezeichneten praktischen Aerzte weniger sind, als vormals, ein Hauptgrund darin zu suchen ist, daß man jetzt *eine* Wissenschaft in so viele *besondere* zersplittert, daß man für jede besondere Wissenschaft einen eigenen Lehrer anstellt, und daß man es den Studierenden zur Pflicht macht, die Vorlesungen aller dieser Lehrer zu hören. Muß der Studierende vom frühen Morgen bis zum späten Abend nichts als Vorlesungen hören, so kann er zwar, wenn er aufmerksam ist, und das Gehörte gehörig faßt, und in einem feinen guten Gedächtniß behält, ein gelehrter Arzt werden, aber ein selbstdenkender Arzt wird er nicht, dazu lassen ihm die vielen Kollegien weder die nöthige Zeit, noch die erforderliche Freiheit des Geistes.

Diesen Grundsätzen gemäß suchte ich nun, da ich alleiniger Lehrer der Therapie war, meine Lehrvorträge einzurichten. Auf dem Katheder trug ich meinen Zuhörern blos die allgemeinen Grundsätze der Therapie vor; mit den Vorträgen über specielle Therapie verband ich immer den klinischen Unterricht, weil ich überzeugt war, daß ohne diese Verbindung auch die besten Vorträge über specielle Therapie ohne Nutzen sind. Die specielle Therapie soll die Krankheiten kennen lehren, wie sie in der Natur vorkommen, ihre Aufgabe ist daher, die mancherlei Formen der Krankheiten zu schildern, von jeder Form die charakteristischen Erscheinungen, wie sie sich gleichzeitig

und in ihrer Aufeinanderfolge entwickeln, anzugeben, die entfernten und nächſten Urſachen namhaft zu machen, ſodann die Indikationen zur Beſeitigung derſelben zu beſtimmen, und zuletzt die Mittel anzugeben, welche laut der Erfahrung zur Befriedigung dieſer Indikationen dienen. Allerdings kann Alles dieſes vom Katheder aus ſehr gründlich und ſchön vorgetragen werden, aber was nützt das dem Studierenden? Sei die Schilderung einer Krankheitsform noch ſo genau, am Krankenbette erſcheint ſie doch ganz anders. Der Studierende kann die Erſcheinungen einer Krankheitsform, wie ſie vom Katheder aus angegeben worden, vollkommen inne haben, aber am Krankenbette erkennt er dieſelbe nicht wieder. Hier in der Wirklichkeit findet er das Bild, welches er ſich in der Phantaſie von der Krankheit gemacht hatte, ganz anders, die wirklich wahrgenommenen Erſcheinungen, mit ſeinen imaginären Vorſtellungen von denſelben zuſammen gehalten, verwirren ihn, und vor den vielen Bäumen ſieht er, wie man zu ſagen pflegt, den Wald nicht mehr. Dies Alles wußte ich aus eigener Erfahrung zu gut, um nicht einzuſehen, daß die ſpecielle Therapie nur am Krankenbette vorgetragen werden kann, und ſo wollte ich ſie denn auch wirklich vortragen. Allein ehe ich meinen Vorſatz ausführen konnte, mußte ich vorher die Klinik ſelbſt anders einrichten; und dies geſchah nun auf folgende Weiſe.

Zum kliniſchen Unterricht war täglich nur eine einzige Vormittagsſtunde beſtimmt, weil die Studenten, um nicht die Zeit zu andern Vorleſungen zu verſäumen, nicht länger in dem Spital verweilen konnten. Nun befanden ſich aber gewöhnlich ſechszig bis ſiebenzig Kranke zugleich im Spital, und es mußten entweder die Kranken vernachläſſigt, oder der kliniſche Unterricht konnte bei denſelben nur im Vorbeigehen, und daher ſehr mangelhaft und unzulänglich gegeben werden. Dieſem Uebel abzuhelfen, gab es kein anderes Mittel, als für den kliniſchen Unterricht eine Auswahl der Kranken im Spital zu treffen, und für die zur Klinik ausgewählten ein eigenes Lokal in dem Gebäude einzurichten. Ich ſprach daher darüber zuvörderſt mit dem Adminiſtrator des Julius-Spitals, Hofrath Oehninger. Dieſer tüchtige Adminiſtrator war ein eigener Mann, den man zu behandeln wiſſen wußte, um ihn zu Etwas zu beſtimmen, was er nicht ſelbſt dem Spital zuträglich fand. Thomann hatte es ganz mit ihm verdorben, weil er auch

in administrativer Hinsicht etwas in dem Spital zu sagen haben wollte. Das war meine Sache nicht. Ich wollte nicht über meinen Wirkungskreis hinausgehen, und weil ich die Tüchtigkeit des Hofraths Oehninger, als Administrators, erkannt hatte, so wollte ich keine Einrichtung in dem Spital bei der Landes-Direktion in Vorschlag bringen, ohne zuvor Rücksprache mit ihm genommen zu haben. Dies geschah auch jetzt. Ich entwickelte ihm die Gründe, warum ich ein eigenes Lokal für die Klinik haben wollte, er ging in die Gründe ein, gab ihnen seinen Beifall, und statt mir entgegen zu wirken, beförderte er vielmehr die Realisierung meines Plans auf das eifrigste. Auf unsere gleichzeitigen Berichte an die Landes-Direktion fand auch diese meinen Plan vollkommen zweckmäßig, und alsbald erging an die Spital-Administration die Weisung, ungesäumt zur Ausführung desselben zu schreiten.

Da der Kranken, welche für den klinischen Unterricht, der nur eine Stunde dauerte, auszuwählen waren, nicht Viele sein konnten, so bedurfte ich nicht mehr als vier Zimmer, für jedes Geschlecht zwei, und noch zwei Kabinette zwischen beiden Zimmern, theils zum Baden, theils zur Aufnahme einzelner Kranken. Diese Lokalitäten waren bald ausgemittelt. Am schicklichsten dazu fand ich einige leicht zu räumende Zimmer in dem hintern Hauptgebäude des Spitals, und weil nicht viel zu bauen war, so waren sie nach einigen Wochen dem Zweck gemäß eingerichtet.

Sobald die Einrichtung der Zimmer vollendet war, nahm ich auch die Auswahl der Kranken für die Klinik vor; aber zu gleicher Zeit änderte ich auch die bisherige Art meiner therapeutischen Katheder-vorträge. Anstatt daß ich bisher die Krankheiten nach den Kapiteln des zum Grunde gelegten Lehrbuchs abgehandelt hatte, richtete ich mich dabei nach den Kranken, die sich in dem Klinikum befanden. Hatte ich z. B. in dem Spital einen Wassersüchtigen, welchen ich zum Klinikum geeignet fand, so versetzte ich ihn dahin, und handelte auf meinem Katheder von der Wassersucht. Hatte ich einen Wechselfieberkranken, einen Typhuskranken, einen Gelbsüchtigen in die Klinik aufgenommen, so handelte ich die Lehre vom Wechselfieber, vom Typhus, von der Gelbsucht, ab. So hatten meine Zuhörer bei meinen therapeutischen Vorträgen nicht nur von jeder Krankheit ein wirkliches lebendiges Muster vor sich, sondern sie fanden sich auch bereits in das öffentliche praktische

Leben eingeführt, wo bald dieſe bald jene Krankheit vorkommt, und wo die verſchiedenſten Krankheiten zugleich zu behandeln ſind.

Es konnte nicht fehlen, dieſe Verbindung des therapeutiſchen und kliniſchen Unterrichts mußte bei meinen Zuhörern Beifall finden, nicht allein ſchon an ſich, weil ſie einſahen, daß auf dieſe Weiſe weit mehr zu lernen war, als auf die bisher gewohnte, ſondern auch weil die Art, wie ich ſie dabei beſchäftigte, ihnen nicht minder zuſagte. Ich theilte nämlich meine Zuhörer in zwei Klaſſen, in Auskultanten und Praktikanten. Die Erſtern durften blos zuhören, und nur ſprechen, wenn ſie dazu aufgefordert wurden; den Letztern übergab ich die Behandlung der Kranken, und theilte jedem einen beſtimmten Kranken zu. Dieſen mußte er in meiner und aller andern Zuhörer Gegenwart examinieren, es durfte ihm keiner in das Krankenexamen einreden, und ich ſelbſt ſprach nur, wenn ich ihn auf etwas aufmerkſam zu machen hatte, was von ihm überſehen worden. War der Eine mit dem Krankenexamen fertig, ſo kam die Reihe an einen Andern, bis es bei allen Kranken zu Ende war. Nun begaben wir uns in den Hörſaal, hier mußten die Praktikanten wieder der Reihe nach, jeder über ſeinen Kranken, referieren, die Form der Krankheit beſtimmen, die in ihrem Verlauf erfolgten Veränderungen angeben, die Indikationen bilden, und die Mittel zu ihrer Befriedigung namhaft machen. Auch hier durfte, ſo lange der Referent ſprach, kein Anderer darein reden, ohne daß er dazu aufgefordert worden. Nur mir ſelbſt hatte ich das Recht dazu vorbehalten, und ich bediente mich dieſes Rechts erſt dann, wenn ich mit den Anſichten und Vorſchlägen des Referenten nicht einverſtanden war. War ich einverſtanden, ſo ſchrieb der Gehülfe die Recepte, und wir verließen den Hörſaal. Daß die Praktikanten über jeden ihrer Kranken ein Tagebuch führen mußten, verſteht ſich von ſelbſt, ſo wie auch, daß ſie dieſes Tagebuch jederzeit in die Klinik mit ſich bringen mußten. Gewöhnlich beſuchten ſie ihre Kranken noch einmal am Abend, und trugen die bei dieſen Abendbeſuchen gemachten Bemerkungen in ihre Tagebücher ein. Auch ich wohnte dieſen Abendbeſuchen bei, ſo oft ich Zeit hatte. Nach Beendigung derſelben verſammelten wir uns, wie am Vormittag, in dem Hörſaal, ſprachen über die fernere Behandlung der Kranken, und wenn einer geſtorben war, wurde die ganze Behandlungsart durch-

gegangen, die Urſache des Todes aufgeſucht, und wenn Fehler begangen worden, dieſe geradezu eingeſtanden. War nach dieſen Verhandlungen noch Zeit übrig, ſo forderte ich bald dieſen bald jenen der Zuhörer auf, ſich auf den Katheder zu begeben, und uns über einen ihm von mir angegebenen Gegenſtand einen Vortrag zu halten. Auch dieſe Uebung fand Beifall bei meinen Zuhörern, beſonders bei denen, deren Ehrbegierde dadurch geſchmeichelt ward, indem ſie auch hier ſich auszuzeichnen Gelegenheit fanden.

Indeſſen wurden durch dieſe Trennung des Klinikums von dem Spital weder die Auskultanten noch die Praktikanten von dem letztern ausgeſchloſſen. Sie konnten es beſuchen, ſo oft ſie wollten, und obſchon ich die Kranken in demſelben, als Spitalarzt, ſelbſt behandelte, was jederzeit nach beendigter Klinik geſchah, ſo übergab ich doch den ältern und geübtern Praktikanten gewöhnlich auch einzelne Kranke in die Kur, und erleichterte mir nicht nur dadurch mein Geſchäft, ſondern verſchaffte ihnen auch eine erwünſchte Gelegenheit, ſich weiter zu üben, und ſich deſto ſchneller zu praktiſchen Aerzten auszubilden. Daß der größte Theil meiner Zuhörer dieſe Gelegenheit zu ihrer Ausbildung eifrig benutzte, brauche ich nicht zu ſagen. Der Unfleißigen gab es nur Wenige unter ihnen, die Meiſten zeichneten ſich eben ſo ſehr durch ihren Fleiß, als durch ihre Fähigkeiten und Kenntniſſe aus, und beſonders muß ich dies von denjenigen rühmen, welche von andern Univerſitäten nach Würzburg gekommen waren, und von welchen mehrere daſelbſt bereits abſolviert hatten. Sie kamen vorzüglich der kliniſchen Anſtalten wegen nach Würzburg, und wenn ich in der Folge von ſo Vielen, ſowohl dieſer Fremden, als der einheimiſchen Studierenden, vernahm, daß ſie im Civil- und im Militärſtand zu den erſten Stellen befördert worden, und ſich als praktiſche Aerzte und Staatsbeamte gleich rühmlich auszeichneten, ſo kann man es mir nicht verdenken, daß ich ſtolz darauf bin, ſie zu meinen ehemaligen Schülern zu zählen.

Habe ich mir auf dieſe Weiſe um meine Zuhörer einiges Verdienſt als Lehrer zu erwerben geſucht, ſo lag mir nicht weniger daran, ihnen auch als Freund nützlich zu ſein, nicht allein indem ich bei dem häufigen Umgang, den ich auch außer dem Hörſaal mit ihnen pflog, ſie von manchem abhielt, was für ihre ſittliche Bildung hätte nachtheilig ſein können, ſondern auch indem ich ihnen zu einem beſſern Fortkommen nach ihrem Abgang von der Univerſität behülflich

zu ſein ſuchte. Aus eigener Erfahrung mit den Schwierigkeiten bekannt, welche der Arzt bei Eröffnung ſeiner Laufbahn zu überwinden hat, hielt ich es für Pflicht, wenigſtens für diejenigen meiner Schüler, die ſich durch Fleiß, Kenntniſſe und ein tadelloſes ſittliches Betragen mir beſonders empfohlen hatten, zu thun, was ich in meiner Stellung vermochte. So befand ſich z. B. unter meinen Zuhörern einer, Namens Eichrodt aus Karlsruhe, ein in jeder Beziehung vorzüglicher junger Mann, der im Begriff war, die Univerſität zu verlaſſen, und ſich nach Hauſe zu begeben. Er kam, um ſich von mir zu verabſchieden, und ich bat ihn, vor ſeiner Abreiſe noch einmal zu mir zu kommen, weil ich ihm noch einen Auftrag zu geben hatte. Er kam, und ich übergab ihm einen Brief an ſeinen Landesherrn, den damaligen Markgrafen von Baden, Karl Friederich, mit der Weiſung, ihm denſelben, wenn er ihm von ſeinem Vater in der Audienz vorgeſtellt werden würde, zu übergeben. Dies geſchah, der Markgraf nahm meine Empfehlung des jungen würdigen Mannes ſehr gnädig auf, wies ihm ein bedeutendes Reiſegeld an, und nach ſeiner Zurückkunft von der Reiſe ſtellte er ihn als Mitglied des Medicinal-Kollegiums in Karlsruhe an. — Solche Empfehlungen gab ich auch noch andern meiner Zuhörer nach ihrem Abgang von der Univerſität, und ich habe nicht gehört, daß eine ohne Erfolg geblieben wäre.

Ich habe ſchon geſagt, daß ich mit der Primararztſtelle in dem Julius-Spital auch die Stelle eines Mitgliedes des Medicinal-Kollegiums erhielt. Das Medicinal-Kollegium hatte ſeine Sitzungen gewöhnlich nur einmal in der Woche, und in der Regel am Montag Vormittags. Meinen Vorbereitungen zu denſelben widmete ich den Sonntag, wo ich keine Vorleſungen zu halten hatte. Die Gegenſtände, über welche mir das Referat übertragen war, waren lediglich praktiſcher Art, und betrafen die in der Stadt und auf dem Lande ausgebrochenen Epidemien und Epizootien, die Anordnung der dagegen zu treffenden Maßregeln, und überhaupt die Handhabung der geſetzlichen Sanitätspolicei im Lande. Da Epidemien und Epizootien ſelten vorkamen, und, wie die Policei in der Stadt und auf dem Lande überhaupt, auch die Sanitätspolicei gut gehandhabt wurde, ſo hatte ich in beiden Beziehungen als Medicinalrath wenig zu thun, und eben ſo wenig auch als Mitglied des Medicinal-Kollegiums, als der Behörde, von welcher das praktiſche Examen der Kandidaten

der Medicin vorgenommen wurde. Dieſe praktiſchen Prüfungen kamen nicht oft vor, weil jedesmal mehrere Kandidaten zuſammen kommen mußten, wenn ſie abgehalten werden ſollten, und ſie fanden daher nur ein Paar mal im Jahr ſtatt. Sie beſtanden, wie jetzt, theils in einem mündlichen Examen, theils in der ſchriftlichen Beantwortung mehrerer den Kandidaten vorgelegter Fragen, nur waren ſie bei der letztern weniger ſtreng bewacht, als jetzt. Da es bei dieſen Prüfungen blos auf das Praktiſche ankam, ſo beſchränkte ich mich auch einzig und allein auf dieſes, denn über das Theoretiſche waren die Kandidaten von den Profeſſoren der Fakultät vor ihrer Promotion zu Doktoren der Medicin hinlänglich geprüft worden, und was die ſchriftlichen Beantwortungen der ihnen vorgelegten Fragen betrifft, ſo muß ich geſtehen, daß ich die Antworten ſelten las. Ich ſchickte ſie, wie ich ſie empfangen hatte, ſogleich meinem nächſten Kollegen zu, in der Ueberzeugung, daß ich über ihre Qualifikation viel richtiger nach dem urtheilen könne, was ich als ihr Lehrer an ihnen gefunden, als nach Aufſätzen, welche ſie in einer beſtimmten Zeit, und entblößt von allen Hülfsmitteln, niedergeſchrieben hatten.

Waren die Kandidaten in dem Examen tüchtig befunden worden, ſo erhielten ſie auch von der Regierung ohne Weiteres die Erlaubniß, als ſelbſtſtändige praktiſche Aerzte aufzutreten. Natürlich wollten die meiſten Eingebornen ihre praktiſche Laufbahn in Würzburg eröffnen, und allerdings ſchien auch wenigſtens den geborenen Würzburgern desfalls nichts entgegen zu ſtehen. Allein auch abgeſehen, daß die Zahl der praktizierenden Aerzte in Würzburg im Verhältniß zur Bevölkerung der Stadt ohnehin ſchon zu groß war, als daß neu eintretende ihr Fortkommen in derſelben hätten finden können, ſo fehlte es dagegen deſto mehr an tüchtigen Aerzten auf dem Lande. Dieſes bedenkend, ſtellte ich in dem Medicinal-Kollegium den Antrag, nur eine beſtimmte Anzahl praktizierender Aerzte in Würzburg zuzulaſſen, die überzähligen aber auf das Land zu weiſen, wo ſie ſo lange bleiben ſollten, bis eine Stelle in der Stadt erledigt werden würde. Der Vorſchlag wurde von dem Medicinal-Kollegium angenommen, es wurde ein Verzeichniß der Ortſchaften angefertigt, wo ein angehender Arzt ſein Fortkommen finden könnte, und beſchloſſen, den angehenden Aerzten, ſtatt ihnen die Eröffnung ihrer praktiſchen Laufbahn in Würzburg zu geſtatten, zwiſchen jenen Ortſchaften die Wahl zu laſſen. Die Landes-Direktion genehmigte den

Vorſchlag, dem Mangel an tüchtigen Aerzten auf dem Lande wurde abgeholfen, die jungen Aerzte, die ſich dahin begaben, konnten nicht nur von dem Erwerb ihrer Praxis leben, ſondern ſie hatten auch die ſchönſte Gelegenheit, ſich zu praktiſchen Aerzten auszubilden, und konnten, wenn ſie nicht auf dem Lande bleiben wollten, früher oder ſpäter bei eintretenden Vakaturen in die Stadt ziehen.

Schon als einem Fremden würde es mir ſchwer geworden ſein, als praktiſcher Arzt eine Rolle in Würzburg zu ſpielen; auch waren der tüchtigen und geſuchten Aerzte in der Stadt genug, als daß ein Verlangen nach mehreren hätte Statt finden ſollen. Allein ich wollte weder, noch konnte ich auch als praktiſcher Arzt in Würzburg auftreten. Nicht nur hatte ich als Profeſſor zu wenig Zeit dazu, ſondern ich hatte auch als Arzt an dem Julius-Spital und Lehrer der Klinik, Gelegenheit genug, mich in der Praxis fortzuüben. Indeſſen konnte ich mich doch nicht ganz aller Privatpraxis entziehen. Mehrere Familien, wie die Thurheimiſche, die Familie des Vice-Präſidenten von Leiden, des Direktors von Sicherer, der Profeſſoren Paulus und Schelling, und mehrere andere wollten mich zu ihrem Hausarzt haben, und ich konnte nicht umhin, ihrem Verlangen zu entſprechen. Auch konnte ich es nicht abſchlagen, wenn ich da und dorthin zu Konſultationen gerufen wurde, welche in Würzburg viel häufiger veranſtaltet werden, als in andern größern Städten. So war ich denn, zwar in einem beſchränkten Kreiſe, auch in Würzburg praktiſcher Arzt; allein eben weil ich als ſolcher keine Rolle ſpielen wollte, hatte ich auch nicht nöthig, um die Gunſt des Publikums zu buhlen, welche zu gewinnen der Arzt ſo oft in die Lage geräth, bei ſeinen Ordinationen, ſtatt ſtreng nach ſeiner Ueberzeugung zu handeln, Manches nachgeben muß, was derſelben entgegen iſt, und was er ſo oft Urſache hat zu bereuen.

Außer meinem Handbuch der praktiſchen Heilkunde habe ich als Profeſſor in Würzburg nichts drucken laſſen, und ich geſtehe gern, daß es mich oft gereut hat, auch dieſes gethan zu haben, nicht allein weil ich mich darin zu den Grundſätzen der Erregungstheorie bekannte, welche die immer mehr emporkommende Schellingſche Naturphiloſophie bereits zu ſtürzen drohte, ſondern auch und hauptſächlich, weil es ein Werk der Eile war, indem einerſeits die Regierung verlangte, daß jeder Profeſſor über ſein eigenes Lehrbuch leſen ſollte, und andrerſeits meine Zuhörer, um des Nachſchreibens überhoben zu ſein,

ſobald wie möglich, meine Hefte gedruckt zu haben wünſchten. So geſchah es, daß ich mit Abfaſſung des Handbuchs beſchleunigte, ſo viel ich konnte, und die Folge davon war, daß ich weder meine Kollektaneen gehörig ordnen, noch in dem, was ſie enthielten, das Meinige von dem Fremden gehörig ausſcheiden konnte. Mein Handbuch ward daher ein zuſammengetragenes Werk von eigenem und fremdem Gut, und wenn es von mehreren Recenſenten als eine Kompilation dargeſtellt worden, ſo kann ich ihnen dieſes Urtheil um ſo weniger verdenken, da ich es ſelbſt dafür hielt. Das Einzige, was mich wegen der Herausgabe derſelben entſchuldigen könnte, war, daß ich mich ſeiner blos bei meinen Katheder-Vorleſungen bediente, wobei ich nie unterließ, meine Zuhörer auf die Einſeitigkeit der Erregungstheorie aufmerkſam zu machen, dagegen aber am Krankenbette immer nach dem empiriſch-rationellen Syſtem handelte, welches ich mir als praktiſcher Arzt auf den Grund meiner vieljährigen Erfahrung gebildet hatte, worüber ich alle meine ehemaligen Zuhörer zu Zeugen aufrufen darf. Wäre ich länger in Würzburg geblieben, ſo würde ich ein ganz anderes Handbuch der praktiſchen Heilkunde geſchrieben haben, ein Handbuch, worin ich weder der Erregungstheorie, wie Röſchlaub, noch der Naturphiloſophie, wie Marcus, gehuldigt hätte, ein rein auf Erfahrung gegründetes Handbuch, unbekümmert um das Urtheil, welches die Spekulanten aller Art darüber hätten fällen mögen.

So viel von meinem akademiſchen Leben in Würzburg. Ich gehe nun zu meinem geſelligen über, und das Erſte, was ich hier zu berichten habe, iſt die Ferienreiſe, welche ich im Herbſt 1804 über München nach Stuttgart gemacht habe. Die Reiſe von Würzburg nach München machte ich mit dem Grafen von Thurheim, und wie vergnügt ich auf derſelben mit dieſem hochverehrten Freund war, brauche ich nicht zu ſagen. Ich hatte München zuvor nie geſehen, um ſo mehr freute ich mich des Anblicks dieſer bedeutenden, und ich ſetze hinzu, auch ſchönen Stadt. Indeſſen intereſſierte mich die Stadt ſelbſt weniger, als die Merkwürdigkeiten, welche da zu ſehen waren, die Gemäldegallerie, die große Bibliothek, die Naturalienſammlung, vorzüglich aber der engliſche Garten, der mich ſo lebhaft an die ſchönen Anlagen in Stuttgart und Ludwigsburg erinnerte, und den ich daher alle Morgen beſuchte. Ich verweilte nur einige Tage in München, denn ich verlangte, ſobald wie möglich,

mein Vaterland wieder zu ſehen, meine Freunde in Stuttgart und Ludwigsburg zu beſuchen, und einige Wochen lang ganz Würtenberger zu ſein. Von München reiſte ich über Augsburg und Ulm, und um nicht in Ulm, welches damals noch eine Feſtung war, aufgehalten zu werden, fuhr ich noch ein Paar Stunden weiter, und übernachtete in einem Chauſſeehaus, was auch noch Viele andere Reiſende damals thaten. Hier fand ich zum erſten mal wieder ſchwäbiſches Brod, meine Freude darüber war groß, denn ich hatte mich noch nicht ganz an das Würzburger gewöhnt. Ich ließ mir daſſelbe herrlich ſchmecken, ſo daß ich mir beinahe eine Indigeſtion zuzog. In Göppingen, wo ich Mittag hielt, wurde ich in dem Gaſthof, in welchem ich abgeſtiegen, über alle Erwartung gut bewirthet. Mir fiel dieß auf, aber als ich nach der Zeche fragte, erfuhr ich, daß der Wirth der Sohn des Waldhornwirths in Ludwigsburg war, deſſen Hausarzt ich geweſen, und deſſen freundſchaftliche Geſinnungen gegen mich auch auf den Sohn fortgeerbt hatten.

Gleich am folgenden Tag nach meiner Abreiſe nach München war meine Familie nach Stuttgart abgereiſt, und ſie war daſelbſt ſchon einige Tage vor meiner Ankunft angekommen. Wie von meiner Frau und Kindern, wurde ich auch von meinen Aeltern und Schweſtern auf das herzlichſte bewillkommt und aufgenommen. Die Freude, den Sohn und Bruder wiederzuſehen, konnte nicht größer ſein, als wenn wir viele Jahre getrennt geweſen, und ich von Amerika gekommen wäre. Nicht minder groß war auch die Freude in Ludwigsburg, wo wir mit der Mutter meiner Frau und ihren Geſchwiſtern wieder zuſammen kamen. Auch unſere vielen Freunde und Freundinnen, ſowohl in Ludwigsburg als in Stuttgart freuten ſich unſeres Wiederſehens, und wir dürfen wohl ſagen, daß die Tage, welche wir an beiden Orten zubrachten, zu den ſchönſten unſeres Lebens gehörten. Nicht nur alle unſere alten Freunde fanden wir wieder ganz ſo gegen uns geſinnt, als wenn wir nie von ihnen getrennt geweſen wären, ſondern ich gewann auch neue Freunde und Gönner, beſonders in Stuttgart, zu welchen ich vorzüglich den berühmten ehemaligen Profeſſor in Göttingen, und damaligen Würtenbergiſchen Geheimenrath Spittler zähle. Ich wurde mit ihm durch ſeinen Schwager Eiſenbach, einen ſchon früher genannten lieben Freund von mir, bekannt, und ich hatte um ſo mehr Urſache, mich dieſer Bekanntſchaft zu freuen, da er ein großes Vertrauen zu mir zu haben

ſchien. Er war Kurator der Univerſität Tübingen, und eine ſeiner Hauptangelegenheiten war die Errichtung eines Klinikums, woran es daſelbſt noch gefehlt hatte. Er wollte darüber auch meine Meinung hören, und ich mußte ihm verſprechen, eine Reiſe mit ihm nach Tübingen zu machen. Aber leider mußte die Reiſe unterbleiben, weil ihn dringende Geſchäfte in Stuttgart zurückhielten, und ſpäterhin die Zeit meines Urlaubs zu Ende ging.

Nun hatte ich nur noch wenige Tage, die ich im Vaterland zubringen durfte, und da ich meinen Urlaub weder verlängern konnte noch wollte, ſo war der Tag zur Abreiſe bereits beſtimmt, als unſere beiden Kinder, die Tochter in Ludwigsburg, der Sohn in Stuttgart, zu gleicher Zeit von dem Scharlachfieber befallen wurden. Natürlich konnte ich ihre Behandlung nicht ſelbſt übernehmen, die Behandlung meines Sohnes in Stuttgart übernahm mein Freund Plieninger, meiner Tochter in Ludwigsburg mein jüngerer Schwager, praktiſcher Arzt daſelbſt, und ich reiſte wieder eben ſo allein nach Würzburg zurück, wie ich nach Stuttgart gekommen war.

So befand ich mich nun auch jetzt wieder allein in Würzburg, nur mit dem Unterſchied, daß ich jetzt kein Fremdling mehr daſelbſt war, wie bei meiner erſten Ankunft. Die Pauluſsche Familie, die in demſelben Hauſe mit uns wohnte, nahm mich auch ganz als Hausgenoſſen auf. Wie meine eigene Frau beſorgte Madame Paulus meine häuslichen Angelegenheiten. Alle Abende war ich bei der Familie zu Tiſch, Mittags ſpeiſte ich entweder bei dem Grafen von Thurheim, oder bei einem andern Freund. Ich hatte keine Sorge, als daß meine Frau mit den Kindern bald zurückkommen möchte, allein da dies nicht eher geſchehen konnte, als bis nichts mehr für die Kinder zu befürchten war, ſo verzögerte ſich die Rückreiſe bis tief in den November. Endlich kam ſie doch wohlbehalten mit den Kindern in Würzburg an, und, was mich ſehr erfreute, begleitet von ihrer jüngſten Schweſter, welcher ihre Mutter auf unbeſtimmte Zeit bei uns zu bleiben erlaubt hatte.

Ich habe ſchon geſagt, daß der zunächſt an das Seminarium ſtoßende Borgiasbau zu Wohnungen für mich, Paulus und Schelling eingerichtet werden ſollte. Die Einrichtung war bei meiner Zurückkunft nach Würzburg ihrer Vollendung nahe, und als meine Frau ankam, war ſie bereits ſo weit vollendet, daß wir die Wohnung in den nächſten Tagen beziehen konnten. Dies geſchah; die

erſte Etage des Gebäudes bezog ich, die zweite Paulus, und die dritte ſollte Schelling beziehen. Allein er zog es vor, in ſeiner bisherigen Wohnung zu bleiben, und er that wohl daran, weil dieſelbe nicht nur ſehr ſchön war, ſondern auch weil er zunächſt an ſeinen Wohnzimmern einen Hörſaal hatte, dergleichen er in Würzburg keinen ſchönern hätte finden können, und der auch groß genug war, die Menge der Zuhörer zu faſſen, welche ſich zu ſeinen Vorleſungen drängten. Statt Schelling zogen ſodann der außerordentliche Profeſſor der Medicin D. Paulus, der Schwager meines frühern Hausgenoſſen Paulus, und der an der philoſophiſchen Fakultät angeſtellte Profeſſor Fiſcher in die dritte Etage des Borgiasbaues.

Unſere Wohnung war ſehr geräumig, eine lange Reihe von Zimmern ſtand zu unſerer Verfügung, und die Schwierigkeit war nur, ſo viele Zimmer, um ſie benutzen zu können, zu meubliren. Allein da unſere Bekanntſchaften in Würzburg immer größer, und die Beſuche unſerer Freunde bei uns immer zahlreicher wurden, ſo thaten wir, was wir konnten, nicht nur zur Meublirung, ſondern auch zur Verſchönerung unſerer Wohnung, indem wir mehrere Zimmer auf unſere Koſten tapeziren oder malen ließen. Hätte ich ahnen können, daß ich ſie ſobald wieder würde verlaſſen müſſen, ſo hätte ich freilich dieſen Aufwand nicht gemacht. Indeſſen reuete mich derſelbe nicht. Die Freunde, die uns beſuchten, befanden ſich wohl in den geräumigen gut meublirten Zimmern, und ihr Wohlgefallen an der Wohnung, und ihre Freude, uns darin bequem und behaglich zu ſehen, entſchädigte uns hinlänglich für den gemachten Aufwand. Beſonders war der Graf von Thurheim und ſeine Gemahlin mit unſerer Einrichtung zufrieden, welche uns beinahe alle Abende mit ihrer Tochter, der hernachmaligen Gemahlin des Fürſten Karl von Wrede, des älteſten Sohnes des als Feldherr und Staatsmann gleich berühmten Marſchalls, beſuchten.

Zu den vielen neuen Freunden, welche wir in Würzburg gewonnen hatten, zähle ich vorzüglich den Vice-Präſidenten der Landes-Direktion Freiherrn von Leiden, den Oberjägermeiſter Freiherrn von Zyllnhardt, den Direktor von Schilcher, den Direktor von Sicherer und ſeine Frau, eine Gräfin von Thörring, eine Frau von Hutten, den Receptorats-Direktor von Lurz, und den Adminiſtrator des Julius-Spitals Hofrath Oehninger. Bei dem Vice-Präſidenten von Leiden war ich nicht nur

Hausarzt, ſondern auch Hausfreund, eben ſo auch bei den Direktoren von Schilcher und von Sicherer, deſſen Frau die meinige zu ihren liebſten Freundinnen zählte. Mit dem Oberjägermeiſter von Zyllnhardt, einem der bravſten Männer in Würzburg, knüpfte ich bald einen innigern Freundſchaftsbund, ſo wie meine Frau mit der Frau von Hutten, die bis zu ihrem Tod eine immer gleich treue Freundin blieb. Mit der Frau Gräfin von Thörring, welche mit dem Oberjägermeiſter von Zyllnhardt in demſelben Hauſe wohnte, wurde ich zuerſt durch dieſen bekannt. Sie war eine eben ſo geſcheidte als brave Frau, welche ſehr viel auf die meinige hielt, und uns faſt alle Wochen einmal beſuchte, jedoch immer unter der Bedingung, daß auch im ſtrengſten Winter das Zimmer nur wenig geheizt werden durfte. Ueberhaupt hatte ſie viele Eigenheiten, unter andern auch die, daß ſie ſich immer ſchwarz kleidete. Aber wir konnten dieſe Eigenheiten leicht überſehen, da ſie ſich bei allen Gelegenheiten als eine wahre Freundin von uns betrug. — Mit dem Receptorats-Direktor von Lurz ſtand ich zwar in keinem beſondern freundſchaftlichen Verhältniß, aber ich achtete ihn doch, ſeiner vielen Wunderlichkeiten ungeachtet, als einen braven Mann, und weil ich viel mit ihm zu verkehren hatte, ſo war es mir lieb, ihn zum Freund und Gönner zu haben, wie er ſich denn auch bei jeder Gelegenheit als einen ſolchen gegen mich bezeigte. Eben ſo ſtand ich auch mit dem Adminiſtrator des Julius-Spitals, Hofrath Oehninger, auf keinem beſonders vertrauten Fuß, allein da ich mit ihm in manchfacher amtlicher Verbindung ſtand, ſo lag mir viel daran, ihn zum Freund zu haben, und ich muß ihm das Zeugniß geben, daß er mir nicht nur zu allen Veränderungen, welche ich in dem Julius-Spital beabſichtigte, willfährig die Hand bot, ſondern auch nach meinem Abgang wohlgeſinnt gegen mich blieb, da er mich nicht nur bis zu ſeinem Tod alle Jahre mit einigen Flaſchen Steinwein erfreute, ſondern mir auch nachrühmte, daß ich dem Julius-Spital während meiner Direktion deſſelben auch in ökonomiſcher Rückſicht viel genützt habe.

Aber nun kam eine Epoche, welche ich zu den intereſſanteſten rechne, die ich erlebt habe, der neue Krieg, welcher im Jahr 1805 zwiſchen Frankreich und Oeſterreich ausgebrochen war. Der Churfürſt von Baiern, deſſen Armee bisher immer gegen Frankreich gefochten hatte, hatte ſich für Frankreich erklärt. Die Oeſterreicher hatten die Baieriſche Grenze überſchritten, und waren im Begriff, in

München einzurücken. Der Churfürſt mit ſeiner Familie, ſeinen Miniſtern, und einem großen Theil ſeines Hofs, verließ München, und begab ſich nach Würzburg, um ſich hier zu verweilen, bis die Oeſterreicher ſeine Reſidenz wieder verlaſſen hätten. Der Einzug des Churfürſten in Würzburg war ſtill, die Würzburger, ohnehin öſterreichiſch geſinnt, und unzufrieden, daß er zum erſten mal auf der Flucht nach Würzburg komme, betrugen ſich ganz gleichgültig bei ſeinem Einzug, der große Platz vor dem Schloß war beinahe leer von Menſchen, blos die öffentlichen Behörden waren zum Empfang des Churfürſten im Schloß verſammelt. Aber der Churfürſt kehrte ſich nicht daran. Gleich am andern Tag durchwandelte er, wie in München, die Straßen ohne Begleitung, grüßte jeden Vorübergehenden freundlich, begab ſich in Kaufläden, kurz, überall zeigte er ſeine einnehmende Popularität. Natürlich gefiel dies den Würzburgern, und wie ſie ſeinen Einzug in die Stadt mit Gleichgültigkeit angeſehen hatten, ſo frohlockten ſie jetzt über ſeine Anweſenheit. Dieſe veränderte Stimmung der Würzburger machte dem Churfürſten große Freude, und er bezeigte ihnen auf alle Weiſe, daß er ſich wohl in ihrer Mitte befinde. Er ging alle Tage in der Stadt herum, beſah Alles, was zu ſehen war, und ſo kam er dann auch in das Julius-Spital. Ich war eben im Begriff, es zu verlaſſen, als er eintrat. Als Dirigent des Spitals ſtellte ich mich ihm vor, führte ihn dann überall im Spital herum, durch die Krankenzimmer, in die Kirche, in den botaniſchen Garten, in die Anatomie, in das chemiſche Laboratorium, und zuletzt auch in die Wohnungen der Pfründner. Mit Allem bezeigte er ſeine Zufriedenheit, und welchen Antheil er an den Kranken, und an den betagten und gebrechlichen Pfründnern und Pfründnerinnen genommen, mag folgendes Beiſpiel beweiſen. Unter den Pfründnerinnen befand ſich auch eine kurz zuvor aufgenommene Weibsperſon, welcher von Geburt an die untern Extremitäten fehlten, welche aber außerdem ganz geſund war. Der Churfürſt bezeigte Mitleid mit dieſer gebrechlichen Perſon, beſchenkte ſie mit einigen Thalern, und wie er weiter gehen wollte, ſagte ihm der anweſende Pfarrer des Spitals, daß dieſe armſelige Kreatur zwar wohl verſorgt ſei, daß ſie aber vollkommen glücklich ſein würde, wenn auch ihre arme Mutter eben ſo verſorgt wäre. „Das wird wohl keine Schwierigkeit haben, erwiederte der Churfürſt, man muß mir deßhalb nur eine ſchriftliche Anzeige machen, und das kürzeſte

wird ſein, wenn Sie, Herr Pfarrer, morgen früh mir die Anzeige ſelbſt bringen, jedoch muß ich zuvor fragen, ob die Mutter der Unglücklichen ein Landeskind iſt?" — „Das iſt ſie, erwiederte der Pfarrer, denn ſie iſt eine Bambergerin." Indigniert, die Güte des Churfürſten ſo mißbraucht zu ſehen, trat ich vor und ſagte: „Dem iſt nicht alſo, Euer Churfürſtliche Durchlaucht, die Mutter des Mädchens iſt keine Bambergerin, ſie iſt am Rhein zu Hauſe. Ueberdieß iſt ſie auch nicht ihre Mutter, ſondern eine weitläuftige Anverwandte derſelben, welche ſie bisher ums Geld hat ſehen laſſen, und weil ſie nichts mehr mit ihr erwerben kann, ihre Aufnahme in das Julius-Spital von der Landes-Direktion ausgewirkt hat. Endlich gehört auch das unglückliche Mädchen ſelbſt nicht in das Julius-Spital, ſondern es ſind für ſolcherlei Perſonen andere Anſtalten in der Stadt, und es war ein Verſehen von der Landes-Direktion, daß ſie das nicht bedacht hat. Sage Du ſelbſt, fuhr ich, mich an das Mädchen wendend, fort, iſt es nicht ſo, daß das Weib, welches Dich nach Würzburg gebracht, nicht Deine Mutter, ſondern blos eine Anverwandte von Dir, und keine Bambergerin, ſondern eine Rheinländerin iſt?" — „So iſt es," erwiederte die Weibsperſon, und der Churfürſt ärgerlich über den zudringlichen Pfarrer, nahm die Aufforderung zur Beibringung der verlangten Anzeige zurück, der Pfarrer ſtand beſchämt und ſchweigend, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm in Gegenwart des Churfürſten die Lehre zu geben, daß man großen Herren die Wahrheit ſagen müſſe, weil ſie, wenn ſie ihnen unſerer einer nicht ſage, dieſelbe unmöglich erfahren können.

Dies geſchah am Vormittag. Am Abend beſuchte mich, wie gewöhnlich, Graf Thurheim. Er war kaum in das Zimmer getreten, ſo frug er mich, was ich denn heute früh mit dem Spitalpfarrer gehabt habe? Ich antwortete, weiter nichts, als daß ich ihm ein wenig durch den Sinn gefahren ſei, weil ich das Lügen nicht leiden könne. Er wiſſe Alles, erwiederte der Graf, der Churfürſt habe es heute Mittag an der Tafel erzählt, und ich habe mich dadurch bei ihm in großen Kredit geſetzt. Sie ſeien ein Mann, ſagte er, auf den man ſich verlaſſen könne, und auf ſolche Männer halte er etwas. „Das freut mich, antwortete ich, und ich hoffe, daß mich der Churfürſt noch weiter von dieſer Seite kennen lernen ſoll; ich bin ein Fremdling in Würzburg, und nur die Achtung meiner Vorgeſetzten

TAYLOR INST. OXF

und der Schutz des Churfürsten können mich gegen den Neid und den Widerwillen der Würzburger sicher stellen."

Das Interesse des Churfürsten an dem Julius-Spital theilte sich auch seiner Gemahlin, den Prinzessinnen, und mehr oder weniger dem ganzen Hof mit. Wen er sprach, gegen den pries er das Spital, und wer es noch nicht besucht hatte, wurde von ihm dazu aufgefordert. Schon einige Tage nachher, nachdem der Churfürst das Spital zum erstenmal besucht hatte, beehrte auch die Churfürstin dasselbe mit einem Besuch. Ich war eben in Begleitung einiger meiner Zuhörer aus dem Spital weggegangen, und wollte über den Schloßplatz nach Hause gehen, als ich den Churfürsten mit seiner Gemahlin aus dem Schloß heraustreten sah. Der Churfürst erkannte mich von fern, und winkte mich zu sich. Die Studenten entfernten sich, ich folgte dem Wink, und erwartete, ihm meine Ehrfurcht bezeigend, seine Befehle. „Wie ich an Ihrer Begleitung sehe, sagte er, so kommen Sie von dem Julius-Spital her, aber ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen wieder dahin zurück, und meiner Frau das Spital zeigen, das ist, fuhr er fort, der Dirigent des Spitals, der wird Dich überall darin herumführen, ein braver Mann, und noch dazu ein Schwabe, Dein Landsmann." Die Churfürstin bezeigte überall, wohin ich sie führte, ihr Wohlgefallen, und insbesondere über den schönen botanischen Garten, und das reichhaltige anatomische Präparaten-Kabinet. Während sie sich in dem letztern aufhielt, hatte in dem in dasselbe führenden Zimmer ein großes, einem Sarg ähnliches, zinnernes Behältniß die Aufmerksamkeit des Churfürsten erregt, und auf dessen Frage, was das sei? antwortete der alte Siebold, an den die Frage gerichtet war: „Das ist ein Sarg, Euer Churfürstliche Durchlaucht, in welchem die Theile, die zu Präparaten gemacht werden sollen, um sie vor Fäulniß zu bewahren, in Branntwein gelegt werden," und um den Churfürsten einen anschauenden Begriff davon beizubringen, befahl er dem Anatomiediener, den an einem Flaschenzug hängenden Deckel des Sargs in die Höhe zu ziehen. „Nicht doch, Herr Geheimerrath, sagte ich, in dem Sarge liegen mehrere Theile, die, wenn der Deckel aufgehoben wird, Gestank verbreiten, und in dem Präparaten-Kabinet ist die Churfürstin, welche hier wieder durchpassieren muß." — „Zugelassen, zugelassen," rief der Churfürst. Gleich darauf kam die Churfürstin aus dem Kabinet zurück, und ich führte sie weiter.

Ein Paar Tage darauf beehrten auch die Prinzeſſinnen Auguſte und Charlotte das Julius-Spital mit ihrem Beſuch. Die Ehre, ſie in demſelben herumzuführen, wurde mir wiederum zu Theil. Ich zeigte ihnen Alles, wie der Churfürſtin; auch ſie betrachteten Alles mit Wohlgefallen, beſonders aber gefiel ihnen die einfache ſchöne Kirche, und der botaniſche Garten. Es blühete damals gerade eine Pflanze, welche der Gärtner als die ſeltenſte und koſtbarſte in dem ganzen Garten angab. Ich weiß nicht mehr, wie er die Pflanze nannte, die Blüthe beſtand aus mehreren weißen Blumen von der Größe der Aurikeln, und ihr Wohlgeruch übertraf noch ihre Schönheit. Der Gärtner, ſich nicht begnügend mit dem Lob der Pflanze, erzählte auch, daß ſie noch von dem Fürſtbiſchof Franz Ludwig angeſchafft worden, und was ſie gekoſtet habe. Die Prinzeſſinnen hörten ihm mit Aufmerkſamkeit zu, und er würde noch lange fortgefahren haben, wenn ich ihn nicht unterbrochen hätte. „Aber lieber Herr Wolf, ſagte ich, wozu alles dieſes Gerede? Schneiden Sie die Blume ab, und überreichen Sie ſie der Prinzeſſin," auf die Prinzeſſin Auguſte zeigend. Der Gärtner beſann ſich, die Prinzeſſin proteſtierte gegen das Abſchneiden. Allein es half nichts, der Gärtner mußte die Blume abſchneiden, er thats', und ich überreichte ſie der Prinzeſſin mit den Worten: „Jetzt iſt die ſchöne Blume an ihrem rechten Platz, ſchöner konnte ſie an keinem andern verblühen." Die Prinzeſſin war etwas verlegen, aber ſie nahm die Blume wohlgefällig aus meiner Hand, und nie werde ich das holde Lächeln vergeſſen, mit welchem ſie dieſelbe an ihren Buſen ſteckte. Zuletzt führte ich die Prinzeſſinnen in mein Auditorium, ein geräumiges gewölbtes Zimmer mit mehreren Reihen wohl angebrachter Subſellien, und dieſen gegenüber mit einer um mehrere Stufen erhöhten Lehrkanzel verſehen, und mit den in Lebensgröße in Oel gemalten, und in vergoldete Rahmen gefaßten Bildniſſen der Fürſtbiſchöfe, von dem Fürſtbiſchof Julius, dem Stifter des Spitals, an bis zu dem damals noch lebenden Fürſtbiſchof Georg Karl ausgeziert. Ich nannte den Prinzeſſinnen die Namen der Fürſtbiſchöfe, welche die Bilder vorſtellten, und bemerkte zuletzt, daß, um die Reihe der um das Julius-Spital verdienten Fürſten voll zu machen, nur noch ein Bildniß fehle, und auf die Frage, welches ich meine? antwortete die Prinzeſſin mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit: „Das Bildniß meines Vaters." — „Sie konnten es leicht errathen, ſagte ich ihr,

auch ist das Bildniß längst bestellt, und in Arbeit, und damit Sie auch die Stelle wissen, wohin es kommt, es kommt an den meinem Katheder gegenüber stehenden Pfeiler, damit ich es bei meinen Vorlesungen immer vor Augen habe, und mich bei seinem Anblick stets meiner Pflicht erinnere." — „Das werden Sie nicht nöthig haben," erwiederte sie, freundlich lächelnd, aber gewiß sehr vergnügt darüber, daß die schöne Reihe so vieler guten und edlen Fürsten mit dem Bildniß ihres Vaters geschlossen werden soll.

So hatte ich nun als Dirigent des Julius-Spitals die bedeutendsten Personen aus der Begleitung des Churfürsten kennen gelernt, indem sie alle nach und nach dasselbe besuchten. Aber näher bekannt wurde ich mit einigen als Arzt und Lehrer an der Universität, und unter diesen nenne ich vorzüglich den Minister von Montgelas und seine Gemahlin, die geheimen Referendäre von Zentner, von Riegel nnd von Schenk. Der Minister von Montgelas hatte, um beständig in der Nähe des Churfürsten zu sein, in der dem Residenzschloß zunächst gelegenen Wohnung des Grafen von Thurheim einige Zimmer bezogen, seine Gemahlin hingegen wohnte mit ihrem damals einzigen Kinde, einer Tochter von ungefähr zwei Jahren, in dem Rainacher Hofe. Sie wollte das Julius-Spital sehen, und ein Billet von dem Vice-Präsidenten von Leiden bestimmte mir den Tag und die Stunde, wenn ich sie dahin abholen sollte. Ich fand mich zu der bestimmten Zeit bei ihr ein, wurde auf das höflichste von ihr aufgenommen, und sie wollte nur noch auf ihren Gemahl warten, der auch mitgehen wollte. Allein dieser kam nicht, und wir begaben uns daher ohne ihn in das Spital. Ehe wir weggingen, zeigte sie mir ihr Töchterchen, um mich wegen desselben um Rath zu fragen. Das Kind war mit einem Nabelbruch behaftet, und hatte zwar eine Bandage, aber ich fand diese nicht zweckmäßig genug, und versprach ihr, für eine bessere zu sorgen, auch eines meiner eigenen Kinder sei mit diesem Uebel behaftet gewesen, es hätte mir keine Bandage etwas getaugt, endlich hätte ich selbst eine angegeben, welche von meiner Frau verfertigt worden, und ihren Zweck so gut erreicht habe, daß der Schade schon nach ein Paar Monaten gehoben gewesen, wahrscheinlich habe meine Frau die Bandage noch, und sie werde mit Vergnügen nach dem Muster derselben eine gleiche für das Kind verfertigen, nur müsse sie zuvor das Maß an dem Kinde nehmen. Die Frau Ministerin nahm das

Anerbieten wohlgefällig auf, lud meine Frau gleich auf den folgenden Tag zu einem Frühstück bei ihr ein, wo sie die Bandage ungesäumt zu verfertigen, und sie zum ersten mal selbst anzulegen versprach. Meine Frau erfüllte ihr Versprechen, die Bandage wurde angelegt, sie paßte vollkommen, und es war kein Zweifel, daß das Uebel bald gehoben werden würde.

Indessen war Napoleon in München angekommen. Die Ministerin, begierig den großen Mann zu sehen, reiste gleich nach erhaltener Nachricht von seiner Ankunft dahin ab, und der Minister, der seine Tochter nicht allein lassen wollte, bezog bis zur Rückkunft seiner Gemahlin den Rainacher Hof. Da ich das Kind gewöhnlich alle Morgen besuchte, so sah ich auch dabei den Minister, der sonst sehr schwer zugänglich war, öfter, und ich freute mich dieser nähern Bekanntschaft mit ihm um so mehr, da ich manches Gute für die Universität bewirken konnte, was außerdem wahrscheinlich unterblieben wäre. Er war bis zu dieser Zeit noch nicht in dem Julius-Spital gewesen, aber er hatte mir zugesagt, dasselbe zu besuchen, sobald er ein Paar freie Stunden haben würde. Dies geschah zufällig bei einem Spaziergang, welchen er mit dem geheimen Referendar von Riegel machte. Sie gingen eben durch die Allee vor dem Julius-Spital, als mich der letztere aus demselben heraustreten sah. Riegel mußte den Minister hierauf aufmerksam gemacht haben, denn sie gingen beide auf mich zu, und der Minister sagte, er habe jetzt eben eine Stunde Zeit, das Spital zu sehen, ich möchte ihn in demselben herumführen, doch solle ich dafür sorgen, daß wir allein seien, weil er Niemand sprechen wolle. Ich befahl daher dem Thorwart, Niemand von der Anwesenheit des Ministers in dem Spital etwas zu sagen, und Niemand, der nicht Geschäfte in dem Spital habe, einzulassen. Der Befehl wurde von dem Thorwart pünktlich befolgt, der Minister bekam Niemand zu sehen, und wir durchwanderten das Spital ungestört. Der Minister besah Alles mit der größten Aufmerksamkeit, bezeigte überall seine Zufriedenheit, besonders aber gefiel ihm die Kirche, von welcher er sagte, daß er nie eine so einfache, und doch so schöne Kirche gesehen habe.

Nächst der Bekanntschaft mit dem Minister interessierte mich vorzüglich die Bekanntschaft mit dem geheimen Referendar von Zentner, welchen ich schon durch den Grafen von Thurheim als

einen der vorzüglichsten Staatsbeamten in Baiern kannte. Ich hatte ihn zwar schon einige mal gesehen, aber näher bekannt mit ihm wurde ich erst aus Gelegenheit einer Unpäßlichkeit, gegen welche er meine Hülfe in Anspruch nahm. Seine nähere Bekanntschaft entsprach meiner Erwartung vollkommen. Ich fand an ihm einen eben so angenehmen und wohlwollenden, als geistreichen und vielfältig unterrichteten Mann, und je öfter ich mit ihm zusammenkam, desto mehr bestätigte ich mich in diesem Urtheil über ihn. Er war ein sehr vertrauter Freund des Grafen von Thurheim, und wenn dieser, wie fast täglich, Abends zu mir kam, brachte er gewöhnlich auch ihn mit, und so entstand bald ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß zwischen uns, welches auch, als er Minister geworden, unverändert blieb, und bis zu seinem Tode fortdauerte.

Auch mit dem geheimen Referendar von Riegel kam ich auf Anlaß einer ihn betroffenen Unpäßlichkeit in nähere Bekanntschaft. Er war in hohem Grade hypochondrisch, und ein Anfall seiner gewohnten Krämpfe bewog ihn, mich deshalb um Rath zu fragen. Er wurde bald von seinen Krämpfen befreit, und da er so gefällig war, mir zu erlauben, ihn auch in gesunden Tagen zu besuchen, so benutzte ich diese Gelegenheit, näher bekannt mit ihm zu werden, so oft ich es für schicklich hielt. So sah ich denn auch ihn öfters, und ich darf mir schmeicheln, daß auch er, wie der Herr von Zentner, Würzburg als mein Freund verlassen hat.

Mit dem geheimen Referendar von Schenk wurde ich durch seinen Sohn bekannt, der in Würzburg Medicin studierte, und auch bei mir Vorlesungen hörte. Der junge Schenk war einer der fleißigsten Studierenden, mit vielen Fähigkeiten begabt, von dem besten Herzen, und untadelhaften Sitten. Natürlich war das Lob, welches ich dem Sohn geben konnte, dem Vater höchst erfreulich, und es konnte nicht fehlen, da er erfuhr, daß ich seinen Sohn jener Eigenschaften wegen besonders auszeichnete, daß er mich als den Freund seines Sohnes ansah, und mich als solchen auch seiner Freundschaft würdigte.

Der Aufenthalt des Churfürsten in Würzburg dauerte einen vollen Monat, und es verging keine Woche, wo er das Julius-Spital nicht ein- oder zweimal besuchte. Er kam gewöhnlich allein, und immer in den Stunden, wo er wußte, daß er mich in

dem Spital treffen würde. Unvermuthet trat er in das Krankenzimmer, worin ich mich eben mit meinen Schülern befand, durchging mit mir die andern, umgeben von den Studenten, fragte nach dem Befinden faſt jedes einzelnen Kranken, und hatte ſich jeden ſo gut gemerkt, daß er bei dem nächſten Beſuche ſich ſelten über ſeine Krankheit irrte. Es war ein höchſt erfreulicher Anblick, den Landesherrn an den Leiden ſeiner armen kranken Unterthanen ſo theilnehmend, und von Bett zu Bett von den Studenten begleitet zu ſehen. Aber auch er ſelbſt gefiel ſich in dieſer Begleitung; er ſagte mir mehrmals, daß es ihm vorkomme, als wäre er ſelbſt ein Student, der Kranke behandeln lernen müſſe. Zum Beweis ſeiner großen Theilnahme an den Leiden der Kranken will ich nur einen Fall anführen. Ein Handwerksmann, der in ſeinen Zimmern arbeitete, hatte das Unglück, daß ihm ein ſchwerer Hammer auf einen Vorderfuß fiel. Der Vorderfuß war heftig gequetſcht, ſo daß der Beſchädigte weder gehen noch ſtehen konnte. Der Churfürſt ließ ihn ſogleich in das Julius-Spital ſchaffen, und zugleich ſchickte er einen Hofbedienten zu mir, mit dem Befehl, für die Heilung des Kranken auf das beſte zu ſorgen. Als äußerlichen Kranken hatte ihn der Profeſſor der Chirurgie und Oberwundarzt des Spitals Barthel von Siebold zu behandeln. Er nahm ihn daher ſogleich in die Kur, und auf mein Verlangen zog er auch ſeinen Vater bei. Beide Siebolde ſtimmten für die Amputation des Fußes, nicht allein wegen der Heftigkeit der Quetſchung, ſondern auch weil der Patient ſchon bei Jahren, und ein ſtarker Trinker war. Auch ich war dieſer Anſicht, aber als die Frage von der Stelle war, an welcher die Amputation gemacht werden ſollte, war ich anderer Meinung. Sie wollten die Amputation unmittelbar über den Knöcheln machen, ich rieth, den Fuß unter dem Knie abzuſchneiden, weil die Gefahr des Brandes in dieſer weitern Entfernung von dem verletzten Theil weniger groß ſei. Allein ich wurde überſtimmt, die Amputation wurde über den Knöcheln gemacht. Aber ſchon am dritten Tag zeigte ſich die Wunde brandig, und nun ſollte eine zweite Amputation unter dem Knie gemacht werden, wozu ich jetzt nicht mehr ſtimmen konnte; ich rieth vielmehr, ſie jetzt über dem Knie zu machen. Allein auch hier mußte ich den beiden von mir völlig unabhängigen Chirurgen nachgeben. Die Amputation wurde unter dem Knie gemacht, aber bald zeigte

ſich die Wunde auch hier brandig, und es ſollte nun zur Amputation über dem Knie geſchritten werden. Dieſe dritte Amputation litt ich nicht mehr. Der Kranke, ſagte ich, iſt nun ein innerlicher, er hat ein typhöſes Fieber, der Brand iſt nicht mehr örtlich, er iſt jetzt allgemein, der Kranke iſt ohne Zweifel verloren, und ich gebe ſchlechterdings nicht zu, daß er zum dritten mal amputiert wird. Wirklich ſtarb der Kranke wenige Tage darauf an dem typhöſen Fieber zum großen Bedauern des Churfürſten, der natürlich ſehr ungehalten über die beiden Siebolde war, als ich ihm auf ſein Verlangen den Vorgang ausführlich erzählte.

Hatte ich mich ſchon vorher bei dem Churfürſten in Kredit geſetzt, ſo konnte es nicht fehlen, er mußte durch dieſen Vorgang bedeutend vermehrt werden. Davon erhielt ich bei mehreren Gelegenheiten die überzeugendſten Beweiſe; auch iſt es natürlich, daß die günſtige Meinung, welche der Churfürſt von mir gefaßt hatte, mir auch überhaupt mehr Achtung in Würzburg verſchaffte. Ich wurde, was vorher nicht der Fall war, auch in allgemeinen Univerſitäts-Angelegenheiten zu Rath gezogen, und zumal bei Beſetzung der erledigten Profeſſorate. So wurde z. B. nach dem Abgang des Profeſſors der Anatomie Fuchs, welcher wieder nach Jena, woher er berufen worden, zurückkehrte, als ſein würdigſter Nachfolger der Profeſſor der Phyſiologie und Pathologie Döllinger von mir in Vorſchlag gebracht, und dazu ernannt, ſo daß er nun alle drei Penſa vereinigte. Von allen Kompetenten war er gewiß der würdigſte, und wenn ich ſonſt kein Verdienſt um die Univerſität gehabt hätte, als daß ich ihn zu der Stelle empfohlen, ſo würde dieſes einzige ſchon groß genug geweſen ſein, um ſagen zu können, daß ich mich um dieſelbe verdient gemacht habe.

Schon während der Anweſenheit des Churfürſten in Würzburg hatte die Stadt franzöſiſche Einquartierung bekommen, an welcher auch die Profeſſoren der Univerſität zu tragen hatten. Zugleich ſollte in der Umgegend der Stadt ein großes franzöſiſches Lazareth eingerichtet werden, wozu das ehemalige Kloſtergebäude in Unterzell am Main, eine Stunde von Würzburg, gewählt worden. Das Gebäude war eben verkauft worden, aber zum Glück war der Verkauf noch nicht ratificiert, und das Gebäude disponibel geblieben. Nun war zwiſchen dem franzöſiſchen Geſandten, welcher dem Churfürſten nach Würzburg gefolgt war, dem Staatsrath Otta, und

der von dem Churfürſten niedergeſetzten Kommiſſion, Kriegs-Separat genannt, die Uebereinkunft getroffen worden, daß bis zur Herſtellung des Lazareths in Unterzell die kranken Franzoſen einſtweilen in den Krankenanſtalten in der Stadt untergebracht werden ſollen. Ich wußte nichts von dieſer Uebereinkunft, und weil ich nichts mit dem Lazareth zu thun hatte, ſo erhielt ich auch von derſelben keine Notiz. Aber zu meinem Erſtaunen traf ich an einem Morgen drei kranke Franzoſen in dem Julius-Spital, und auf die Frage, wie dieſe ſo unerwartet in das Spital gekommen, erhielt ich die Antwort, es ſei auf Befehl des Kriegs-Separats geſchehen. Das Kriegs-Separat, aus dem Vice-Präſidenten, den drei Direktoren und einigen Räthen der Landes-Direktion zuſammengeſetzt, und als Präſident des Kollegiums der General-Landes-Kommiſſär Graf von Thurheim, hielt ſeine Sitzungen gewöhnlich am Morgen, und ſo wie ich das Julius-Spital verlaſſen hatte, eilte ich ſogleich in das Schloß, und in das Zimmer, wo ich das Kriegs-Separat noch beiſammen fand. Ich ſagte demſelben, wie erſtaunt ich war, kranke Franzoſen in dem Julius-Spital zu ſehen, und proteſtierte nicht nur gegen jede weitere Aufnahme ſolcher Kranken, ſondern verlangte auch, daß die bereits aufgenommenen, ſobald als möglich, wieder entfernt werden möchten. Natürlich erfuhr ich nun die mit dem franzöſiſchen Geſandten getroffene Konvention mit der Bemerkung, daß bei derſelben das Julius-Spital nicht habe ausgenommen werden können, daß aber die darin befindlichen Franzoſen, ſo wie das Lazareth in Unterzell eingerichtet ſei, ungeſäumt dahin verſetzt werden ſollen. Ich ließ mir dieſe Zuſage vor der Hand gefallen; aber da ich am folgenden Tag die Zahl der kranken Franzoſen um vier vermehrt, und am dritten bereits auf zehn geſtiegen ſah, ſo begab ich mich abermals vor das Kriegs-Separat, und wiederholte meine Bitte um Entfernung dieſer Kranken nachdrücklicher, indem ich zugleich bemerkte, daß es mit der Einrichtung des Lazareths in Unterzell viel zu langſam hergehe, um nicht fürchten zu müſſen, daß zuletzt das Julius-Spital von kranken Franzoſen überſchwemmt werde. Ich erhielt von dem Kriegs-Separat denſelben Beſcheid, wie das erſte mal; aber ich beruhigte mich damit nicht mehr, und als ich auf die Frage, ob denn dem Uebel nicht abzuhelfen ſei? eine verneinende Antwort erhielt, verließ ich das Zimmer mit den Worten: „Nun wohlan! wenn mir

das Kriegs-Separat nicht helfen kann, ſo bleibt mir nichts übrig, als daß ich mir ſelbſt helfe.“ Der Präſident lachte, und das ganze Kollegium lachte mit. Aber feſt entſchloſſen, nicht nachzulaſſen, als bis ich meinen Zweck erreicht haben würde, begab ich mich zu dem franzöſiſchen Geſandten, um ihm meine Noth vorzuſtellen. Ich fand einen großen, ſchönen, freundlichen Mann, zu welchem ich ſogleich Zutrauen faßte, und trug ihm geradezu und offen vor, was ich verlange; um ihn aber von der Nothwendigkeit, dem Uebel abzuhelfen, vollkommen zu überzeugen, bat ich ihn, daß er ſich ſelbſt in das Julius-Spital begeben, und mir die Stunde beſtimmen möchte, wann ich ihn dort erwarten ſollte. Der Geſandte ſchien ſich für die Sache zu intereſſieren, und verſprach mir, gleich am folgenden Morgen um neun Uhr ſich in dem Julius-Spital einzufinden. Er kam, wie er verſprochen hatte, zur beſtimmten Zeit. Zuerſt führte ich ihn in die Zimmer, wo die kranken Franzoſen lagen, deren bereits ſchon einige zwanzig waren. Dann führte ich ihn in den botaniſchen Garten, in die Anatomie, in das chemiſche Laboratorium u. ſ. w., und nachdem ich ihm Alles gezeigt hatte, ſagte ich: „Sie haben geſehen, Excellenz, wie viel kranke Franzoſen bereits in dem Spital ſind, und es iſt kein Zweifel, daß ſich ihre Zahl mit jedem Tage vermehren wird. Nun iſt aber das Julius-Spital kein gewöhnliches Spital, das blos zur Aufnahme Kranker dient, ſondern es iſt auch eine Univerſitäts-Anſtalt, die Krankenzimmer ſind eben ſo viele Lehrſäle für die Klinik, und da die wenigſten Studierenden franzöſiſch ſprechen, ſo muß der kliniſche Unterricht aufhören, wenn das Spital ein Lazareth für kranke Franzoſen wird. Aber das iſt noch nicht genug, fuhr ich fort; iſt das Julius-Spital ein franzöſiſches Lazareth, ſo werden ſich auch die franzöſiſchen Militärärzte eindrängen, und weit entfernt, daß es ihnen blos um die Behandlung der Kranken zu thun ſein wird, werden ſie auch gelegentlich die anatomiſche Präparaten-Sammlung beſuchen, wo ſie ſich leicht etwas, was ihnen gefällt, zueignen können, während die Rekonvaleſcenten in dem botaniſchen Garten nicht nur die ſchönen Blumen pflücken, ſondern auch manches andere verderben. Nun hat aber der Kaiſer Napoleon ausdrücklich befohlen, daß auch in feindlichen Ländern die Univerſitäten auf alle Weiſe geſchont werden ſollen, er wird alſo um ſo viel mehr darauf ſehen, daß die Univerſitäten in den Ländern ſeiner Alliierten verſchont werden, und es iſt daher ganz der Intention des Kaiſers gemäß, daß

das Julius-Spital in kein franzöſiſches Lazareth verwandelt werde.“ Der Geſandte theilte meine Anſicht ganz, und nachdem ich ihm geſagt hatte, daß es zur baldigen Befreiung des Julius-Spitals vorzüglich darauf ankomme, daß die Einrichtung des Kloſtergebäudes in Unterzell thätiger betrieben werde, als es bisher geſchehen, fügte ich die Bitte hinzu, das Nöthige deshalb ungeſäumt zu beſorgen. Wirklich erließ er ſchon am folgenden Tag an das Kriegs-Separat eine Note, worin er daſſelbe zur ſchleunigen Herſtellung des Lazareths in Unterzell aufforderte, und auch von ſeiner Seite alle die Gründe geltend machte, die ich für die Befreiung des Julius-Spitals von den Franzoſen ihm mündlich vorgetragen hatte. Der Graf von Thurheim, zwar etwas unwillig über den Schritt, den ich gethan hatte, konnte doch nicht umhin, ihn zu billigen. Er lobte den Eifer, mit welchem ich mich des Julius-Spitals angenommen, und das Kriegs-Separat, angetrieben von dem franzöſiſchen Geſandten, beſchleunigte die Herſtellung des Lazareths in Unterzell dergeſtalt, daß es nach ein Paar Wochen bezogen werden konnte. So hatte ich das Julius-Spital von der franzöſiſchen Einquartierung glücklich befreit, und wenn meine Freude darüber groß war, ſo war es die Freude des Adminiſtrators Oehninger nicht minder. Er hatte ſchon einmal den Fall erlebt, daß das Julius-Spital in ein Militär-Lazareth verwandelt worden, in ein Oeſterreichiſches, und er konnte mir nicht genug ſagen, wie viel es dem Spital gekoſtet habe. Größeres Verdienſt, verſicherte er mir, hätte ich mir um das Spital nicht erwerben können, ich habe ihm mehrere tauſend Gulden erſpart, und das Lob, welches er mir deshalb gab, widerhallte auch von vielen andern Orten her.

Nach der Zurückreiſe des Churfürſten nach München war es nun wieder ganz ſtill in Würzburg. Der Krieg hatte ſich in die Oeſterreichiſchen Staaten gezogen, und wir konnten nun unſere Geſchäfte wieder ganz ungeſtört treiben. Auch bekamen wir jetzt wieder Beſuche von fremden Gelehrten, herbeigelockt theils von dem Glanz, welchen die Univerſität unter der Baieriſchen Regierung überhaupt erhalten hatte, denn ſie war anerkannt als eine der erſten Univerſitäten Deutſchlands, theils von den an derſelben angeſtellten Männern, Paulus, Schelling und Andern, und was insbeſondere die Beſuche von fremden Aerzten betrifft, von den vorzüglichen Anſtalten für das mediciniſche Studium, indem nur wenige Univerſitäten mit der Würz-

burger hierin wetteifern konnten. Es würde überflüſſig ſein, alle die Gelehrten, welche unſere Univerſität von Zeit zu Zeit beſuchten, zu nennen. Ich ſpreche daher blos von den ausgezeichnetern, und von denen, deren Beſuche in meine Zeit fielen, und hier ſteht nun der berühmte Voß, der Vater, oben an. Ich ſah ihn zuerſt bei Paulus, und da er mehrere Tage in Würzburg verweilte, ſo ſah ich ihn auch anderwärts, bei Thurheim, Schelling, und auch einige mal bei mir. Die Stunden, welche ich in ſeiner Geſellſchaft zubrachte, zähle ich zu meinen angenehmſten in Würzburg. Er ſelbſt gefiel ſich vorzüglich in Geſellſchaft mit dem Grafen von Thurheim, den er öfters beſuchte, und der auch bei den Beſuchen, welche er bei Paulus und mir machte, meiſtens zugegen war. Er war ſehr erfreut, ſich auch über wiſſenſchaftliche Gegenſtände mit dem Grafen unterhalten zu können, und als einmal von der Behauptung ſeines Antagoniſten Wolf, daß die Werke des Homer mehrere Verfaſſer gehabt hätten, die Rede war, und Graf Thurheim ſeine Gründe dagegen entwickelte, erſtaunte er, auch einige unter denſelben zu finden, auf welche er, wie er ſagte, als ein Mann vom Handwerk nicht gekommen ſei. So gewann er denn eine ſehr hohe Achtung vor dem Grafen, und es iſt daher leicht erklärlich, daß er nicht ungeneigt war, in Baieriſche Dienſte zu treten, wenn ihm die Direktion des geſammten Schulweſens in Baiern angetragen werden würde. Wirklich hatte Thurheim bereits darauf bei dem Miniſterium in München angetragen, allein es erfolgte keine Antwort auf ſeinen Antrag, dagegen erſchien bald darauf der Wißmaieriſche von dem Churfürſten genehmigte Schulplan. Voß ſah ſich alſo getäuſcht, und es iſt ihm wohl nicht zu verdenken, daß er, um ſeiner Indignation Luft zu machen, den Wißmaieriſchen Schulplan in der Jenaer Litteraturzeitung, ſelbſt unter ſeinem Namen, auf eine ſo derbe Art durchgehechelt hat.

Nächſt Voß hatte ich bei Paulus noch mehrere andere intereſſante Männer kennen gelernt, wie den berühmten Ueberſetzer Shakſpeare's Auguſt Wilhelm Schlegel, und den gleich berühmten Ueberſetzer Arioſts, Taſſo's und Kalderon's Gries, weil ich ſie aber blos geſehen habe, ſo begnüge ich mich ſie blos zu nennen, und verweile um ſo länger bei einem andern, dem D. Schlotmann aus Römhild. Ich wohnte mit Paulus ſchon zuſammen, als ihn Schlotmann beſuchte, aber ich hatte ihn diesmal nicht geſehen, Paulus

hatte ſeines Beſuchs blos gegen mich erwähnt. Allein die Schilderung, welche er von dieſem ſonderbaren Mann machte, erregte meine Begierde, ihn perſönlich kennen zu lernen in hohem Grade. Nun hatte er mir unter andern Zügen, die ihn charakteriſierten, auch den angeführt, daß er ſich überall einfinde, wo etwas Merkwürdiges vorgehe. So habe er nicht nur den größten Theil von Deutſchland, ſondern auch mehrere andere Länder durchreiſt, und zwar jederzeit zu Fuß, und beinahe ohne Geld. Es verdroß mich, daß ich ihn nicht geſehen hatte, und, da er erſt vor wenigen Tagen Würzburg verlaſſen, ſobald keine Hoffnung hatte, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Es war gerade um die Zeit, als die Franzoſen unter Bernadotte über Ansbach in das Würzburgiſche eingedrungen waren, und auch in der Stadt erwartet wurden. Die Franzoſen kamen, und mir fiel ein, weil dies etwas Merkwürdiges ſei, daß auch Schlotmann kommen könne. Paulus zweifelte, weil er erſt vor kurzem da geweſen. Aber wir hatten kaum von ihm geſprochen, ſo ſtand er mitten unter uns. Schon ſein Aeußeres hatte etwas auffallendes. Ein großer, ſtarker Mann, mit großen blauen Augen, einer ſonderbar gebogenen Habichtsnaſe, blonden, in einen dicken ſo genannten engliſchen Zopf gebundenen Haaren, und in einem Aufzug, in welchem er mehr einem verdächtigen Landſtreicher, als einem anſäſſigen Doktor der Medicin glich, aber ein Mann von Geiſt, vielſeitigen Kenntniſſen, einem ſtupenden Gedächtniß, und höchſt intereſſant in Geſellſchaft. Beſonders intereſſant waren die Erzählungen von ſeinen Reiſen. Wo er war, hatte er Alles auf das ſchärfſte beobachtet, und es ſo in ſeinem Gedächtniß aufbewahrt, daß er ſich auch der geringſten Details erinnerte. So fragte ich ihn z. B. über Stuttgart nach Dingen, von denen ich unmöglich glauben konnte, daß ſie ihm bekannt ſeien, aber er wußte Alles ſo gut, als ich ſelber. Ich habe ſelten einen intereſſantern Sonderling geſehen, und ich freue mich, vorläufig ſagen zu können, daß mein Wunſch, öfter mit ihm zuſammen zu kommen, in der Folge zweimal erfüllt worden iſt.

Ein anderer Beſuch eines ausgezeichneten Mannes in Würzburg war der Beſuch des Profeſſors Samuel Vogel aus Roſtock. Er war, um ſeine geſchwächte Geſundheit wieder herzuſtellen, Willens, in das ſüdliche Frankreich zu reiſen; allein ſchon in Paris, wo er ſich etwas länger verweilen wollte, hatte ſich ſein Zuſtand ſo verbeſſert, daß er die Reiſe in das ſüdliche Frankreich aufgab, und die

ganze Zeit ſeines Urlaubs in Paris zuzubringen beſchloß. Wirklich kam er auf ſeiner Rückreiſe ganz geſund in Würzburg an, und da er einige Tage hier verweilte, ſo lernte ich ihn bald näher kennen, indem er täglich das Julius-Spital beſuchte. Ich erkannte ſogleich an ihm einen eben ſo liebenswürdigen Mann, als ausgezeichneten praktiſchen Arzt, und es that mir ſehr leid, daß er Würzburg ſobald verließ, da ich ſeines lehrreichen Umgangs länger zu genießen ſo ſehr gewünſcht hatte.

Nicht lange nach Vogel kam der berühmte Großbritanniſche Leibarzt Stieglitz aus Hannover nach Würzburg. Sein Aufenthalt daſelbſt war kürzer, als der Aufenthalt Vogels. Indeſſen war mir ſein einziger Beſuch im Julius-Spital hinlänglich, um auch an ihm einen der ausgezeichnetſten Aerzte zu erkennen. Das Spital gefiel ihm ſehr wohl, und eben ſo ſchien er auch mit der Art, wie ich die Klinik trieb, zufrieden zu ſein, wenigſtens ſagte er mir bei'm Abſchied, daß ich ja niemals von Würzburg weggehen ſoll, da ich nirgends anderswo eine ſo ſchöne und nützliche Stellung würde finden können.

Endlich erwähne ich noch eines ausgezeichneten Mannes, den ich in Würzburg kennen lernte, des Hofraths und Profeſſors Ferro aus Wien. Dieſer hielt ſich vorzüglich an die Siebold, und ich ſah ich ihn nur einmal bei der Amputation einer Bruſt, welche Barthel Siebold verrichtete. Siebold war überhaupt ein geſchickter Operateur, und Ferro pries mit Recht die Dexterität, die er bei der Operation bewies. Er machte ihm darüber ſehr ſchmeichelhafte Komplimente, aber noch ſchmeichelhafter machte ſie ihm ſein Vater. Er ſelbſt hatte ſchon ſeit längerer Zeit keine Operation mehr gemacht, aber ſelten fehlte er, wenn ſeine Sohn operierte. Auch diesmal war er zugegen, ſah mit großem Wohlgefallen der Operation zu, und wie er nach Beendigung derſelben ſeinem Sohn, ihn umarmend und küſſend, Glück wünſchte, rief er frohlockend aus: „Wie freue ich mich, Profeſſor Barthel, dieſes neuen Beweiſes, daß Deines Vaters alte chirurgiſche Seele in der Deinigen wieder auflebt!“ Ferro lachte über die Eitelkeit des Vaters, aber er verzieh ſie dem alten Mann gern, weil er die Freude über die gelungene Operation mit ihm theilte.

Außer der ſchon früher erwähnten Reiſe in mein Vaterland machte ich, ſo lange ich in Würzburg war, keine mehr. Dagegen

erhielt ich mehrere Beſuche von meinen Anverwandten und Freunden, die ich in demſelben zurückgelaſſen hatte. So beſuchte mich zuerſt meine jüngſte Schweſter, welche zu unſerer allerſeitigen Freude einige Wochen lang bei uns blieb. Sie gefiel ſich wohl bei uns, und ihr Beſuch war uns um ſo erwünſchter nnd erfreulicher, da ſie meinen Aeltern und meinen zwei andern Schweſtern ſagen konnte, daß ſie ſich durch ſelbſteigenen Anblick überzeugt habe, es gehe uns in Würzburg wohl, und wir ſeien mit unſerer Lage zufrieden.

Bald nach der Abreiſe meiner Schweſter beſuchten uns drei meiner Schwäger, der Hofprediger Harpprecht und der D. Biſchof aus Ludwigsburg, und der Ober-Finanzrath Moſer aus Stuttgart. Der Beſuch war uns um ſo erfreulicher, da wir ganz unvermuthet von ihm überraſcht wurden. Sie verweilten nur ein Paar Tage bei uns, aber wir thaten Alles, um ihnen ihren Aufenthalt bei uns ſo angenehm, als möglich, zu machen, und ihre Zufriedenheit darüber ließ uns den Schmerz unſerer Trennung weniger fühlen.

Noch mehr, als der Beſuch meiner drei Schwäger, überraſchte uns der Beſuch zweier Freunde, von denen wir nie erwartet hatten, daß wir ſie in Würzburg ſehen würden. Es war der Beſuch meines lieben Freundes, des Konſulenten Mader von Heutingsheim, und eines andern alten Freundes, welchen ich ſchon früher hätte nennen ſollen, des Oberſtlieutenants Zech aus Ludwigsburg. Noch nie hatte Mader, ſeit er älter geworden, eine ſo weite Reiſe gemacht, und auch Zech war nichts weniger als reiſeluſtig. Aber eben darum legten wir auch einen deſto größern Werth auf ihren Beſuch, und unterließen nichts, was ihnen denſelben angenehm machen konnte. Wir führten ſie überall hin, wo etwas intereſſantes zu ſehen war, auch in den Hofkeller, welcher, auch ohne Rückſicht auf die köſtlichen Weine, die er enthielt, ihnen einen unerwartet ſchönen Anblick gewährte. Insbeſondere aber gefielen ſie ſich in dem Thurheimſchen Hauſe, wohin ſie nicht nur mit mir zu Tiſch geladen wurden, ſondern auch, ſowohl von dem Grafen, als von der Gräfin, auf das wohlwollendſte behandelt wurden. Ungern verließen ſie Würzburg, und mit Wehmuth ſahen wir ſie von uns ſcheiden.

Noch überraſchender, als der Beſuch Maders und Zechs, war der Beſuch, mit welchem mich bald darauf der Prinz Paul von Würtenberg, der Bruder des jetzt regierenden Königs, auf einer

Reiſe nach Hildburghauſen beehrte. Ich wußte nichts von ſeiner Ankunft in Würzburg, und hatte mich, wie gewöhnlich am Vormittag, in das Julius-Spital begeben. Bei'm Heraustreten aus einem Krankenzimmer in den Gang ſah ich einen großen, ſchönen jungen Mann mir entgegen kommen, von dem es mir ſchien, daß ich ihn kennen ſollte. Aber ich erkannte ihn nicht, bis er mir näher getreten war. „Kennen Sie mich noch? rief er mir zu, ich habe Sie in ihrer Wohnung beſuchen wollen, aber man hat mir geſagt, Sie ſeien um dieſe Zeit im Spital, und darum habe ich Sie hier aufgeſucht; kennen Sie mich noch?" — „O ja, erwiederte ich, ihm meine Ehrfurcht bezeigend, Sie ſind der Prinz Paul, und ich kann nicht ausdrücken, wie ſehr ich mich freue, Sie nach ſo langer Zeit wieder zu ſehen." Ich fragte ihn, ob er das Spital ſehen wolle? „Diesmal nicht," erwiederte er, aber wir unterhielten uns eine gute Weile, im Gang hin und hergehend, und als ich ihn beim Weggehen fragte, wie lange ſeine Anweſenheit in Würzburg dauern werde, und die Antwort erhielt, bis zum folgenden Morgen, lud ich ihn auf den Nachmittag zum Kaffee bei mir ein. Willfährig nahm er die Einladung an, und verweilte ſich mit ſeinen Begleitern, einem General und einem Hofkavalier, bei mir bis ſpät zum Abend. Der Stoff unſerer Unterhaltung war ſehr reichhaltig, und es mochte geſprochen werden, worüber es wollte, ſo zeigte er ſich überall als den geiſtreichen Mann, als welchen er ſich ſchon in ſeinem frühern Alter angekündigt hatte. Was mir aber ſeinen Beſuch beſonders ſchätzbar und erfreulich machte, war, daß er mir viel von meinem Vater ſprach, der das Regiment kommandierte, deſſen Inhaber er war. Ich wußte von meinem Vater ſchon vorher, daß der Prinz ſehr wohlwollend gegen ihn geſinnt ſei, daß er ihn öfter beſuche, und nie von ihm weggehe, ohne ihn zu fragen, ob er nicht einen Wunſch habe, welchen er erfüllen könne? Auch bei mir ſprach er ſeine wohlwollenden Geſinnungen gegen meinen Vater auf das unzweideutigſte aus, und wenn ich ihn vorher wegen ſeines Verſtandes verehrt hatte, ſo verehrte ich ihn nun nicht minder wegen ſeines guten Herzens, das man ihm vielfältig abgeſprochen hat.

Aber ich hatte noch einen intereſſantern Beſuch zu erwarten, als die eben erwähnten, einen Beſuch von Schiller, der mich auch in Würzburg wieder ſehen wollte. Er hatte mir ihn für gewiß verſprochen, allein ſein Verſprechen blieb unerfüllt. In demſelben Frühjahr,

wo er es erfüllen wollte, ſtarb er im Mai 1805, noch nicht volle fünf und vierzig Jahre alt. Was ich an ihm verlor, werde ich tief fühlen, ſo lange ich lebe. Was die Welt an ihm verlor, weiß Jeder, der ſeine Schriften kennt. Aber ſein Wirken im Reich des Schönen, Wahren und Guten hat mit ſeinem Tod nicht aufgehört. Sein Geiſt lebt fort in ſeinen Schriften, ſie werden geleſen werden, ſo lange in den Deutſchen der Sinn für das Schöne, Wahre und Gute nicht erſtorben iſt, und dieſe Zeit wird und kann nie kommen.

Mit meinen Freunden in Würzburg, deren ich immer mehrere gewann, blieb ich ſtets auf dem alten guten Fuß, und ſo auch mit meinen Zuhörern, die ich immer mehr an mich zu ziehen ſuchte, nicht um ihrer noch mehrere zu gewinnen, denn ich hatte ihrer ſehr viele, als vielmehr um ihnen nicht allein als Lehrer, ſondern auch als Freund nützlich zu ſein. So oft ich konnte, verſammelte ich ſie um mich, ich lud ſie abwechſelungsweiſe zu mir ein, ich beſuchte ſie abwechſelungsweiſe in ihren Wohnungen, ich forderte ſie auf, mit mir ſpazieren zu gehen, wo der gewöhnliche Ort, wohin wir gingen, die angenehm gelegene Aumühle war. Hier ſetzten wir uns, entfernt von der übrigen Geſellſchaft, zuſammen an einen großen Tiſch, tranken ein Glas Wein oder Bier, und unterhielten uns über wiſſenſchaftliche Gegenſtände. Eben ſo ſetzte ich mich auch öfters im Theater, ſtatt in die Thurheimſche Loge, wo ich einen eigenen Platz hatte, zu ihnen ins Parterre, und um ſie in ihrem Muthwillen nicht zu ſtören, hatte ich nichts dagegen, wenn ſie zuweilen einen ſchlechten Schauſpieler herausriefen. Selbſt im Hörſaal vergaß ich manchmal den Profeſſor, und ſuchte mich ihnen gleich zu ſtellen, indem ich mich in ihre Angelegenheiten, ja ſelbſt in ihre Herzensangelegenheiten, miſchte. So befand ſich z. B. unter meinen Zuhörern ein Schweizer aus Zürich, der bereits promoviert hatte. Er hatte ſich in ein Liebesverſtändniß mit der Tochter eines Schullehrers eingelaſſen, welche man für das ſchönſte Mädchen in Würzburg hielt. Abends bei'm Hineingehen in das Spital, wo ich noch eine Vorleſung zu halten hatte, ſah ich ihn mit ſeinem Mädchen in einem tiefen Geſpräch; ich ging vorüber, ohne ihn zu grüßen. Aber, obſchon auf dem Katheder ſtehend, fing ich doch meine Vorleſung nicht gleich an, ſondern erſt, nachdem der Liebhaber des Mädchens eingetreten war. „Ich habe nur auf Sie gewartet, Herr Doktor, ſagte ich, ich ſah, daß Sie im Begriff waren, die Vorleſung zu beſuchen, und

habe deshalb auf Sie gewartet.“ Er müsse sehr um Verzeihung bitten, erwiederte er, aber er sei zufällig aufgehalten worden. „Das habe ich wohl gesehen, antwortete ich, aber es ist unnöthig, daß Sie sich entschuldigen, denn ich habe den Fehler begangen, daß ich nicht auch bei dem schönen Mädchen stehen geblieben bin, ein Fehler, den mir alle meine Zuhörer gewiß verziehen hätten, wenn ich auch eine Stunde später gekommen wäre.“ Die ganze Versammlung lachte, aber der betroffene Doktor freute sich der Theilnahme des Professors an dem Liebeshandel seines Schülers. Durch diese Theilnahme an ihren Angelegenheiten erwarb ich mir ihr Zutrauen auch in wichtigern Dingen, und indem ich demselben bei jeder Gelegenheit zu entsprechen suchte, so verlor ich, ungeachtet ich zuweilen den Professor vergaß, doch nie die Achtung, welche sie mir, als ihrem Lehrer schuldig waren. — Endlich gewann ich mir auch dadurch die Gunst meiner Zuhörer, daß ich nie einen von ihnen wegen unterlassener Bezahlung des schuldigen Honorars verklagte. So umging ich zwar die Verordnung, aber ich setzte dadurch die ärmern Studenten in den Stand, andere Lehrer, die mehr auf die Entrichtung der Honorare warteten, als ich, um so leichter befriedigen zu können; auch war ich überzeugt, daß die Uneigennützigkeit, welche ich ihnen dadurch bewies, manchen wohlhabenden Nichtbezahler, indem dadurch sein Ehrgefühl erregt wurde, zur Entrichtung seines Honorars bestimmt hat.

Unter diesen Verhältnissen lebte ich nun zufrieden mit meiner Lage, und unbesorgt wegen der Zukunft. Der französische Kaiser hatte den Feldzug siegreich geführt, der kühne und gewagte Entschluß der Baierischen Regierung, es mit Frankreich zu halten, war gerechtfertigt, und es war zu erwarten, daß auch Baiern an den Früchten des Sieges der Franzosen seinen Antheil erhalten werde. Aber nun kam der Friede, der Kaiser hatte versprochen, Baiern groß zu machen, er hielt sein Wort; allein eine Bedingung des Friedens war, daß Würzburg an den Churfürsten von Salzburg, den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, abgetreten werden sollte. Ich erfuhr dies zuerst von dem Grafen von Thurheim, ich konnte es nicht glauben, und doch war es nur zu gewiß. Welchen Schrecken diese Nachricht uns fremden Professoren verursacht hat, kann man sich leicht denken. Freilich hatten wir nicht zu fürchten, von der neuen Regierung weggeschickt zu werden, in dem schlimmsten Fall

mußten uns wenigſtens Penſionen bewilligt werden; auch zeigte es ſich bald, daß unſere Furcht ohne Grund war. Sämmtliche Profeſſoren der Univerſität wurden im Namen des neuen Regenten von ſeinem Hof-Kommiſſär verpflichtet, und es war keine Rede von Entlaſſung eines fremden, im Gegentheil erhielten diejenigen, welche nicht bleiben wollten, Penſionen, welche ſie bis zu einer anderweitigen Anſtellung beziehen ſollten. Solchergeſtalt hätte ich ganz unbeſorgt in Würzburg bleiben können, und, wie ich nachher erfuhr, hätte es die großherzogliche Regierung auch gern geſehen, wenn ich geblieben wäre. Allein erſtlich war ich einer von denjenigen fremden Profeſſoren, welchen die Beibehaltung in Baieriſchen Dienſten vorläufig zugeſichert war, und da ich mich auf dieſe Zuſicherung verlaſſen durfte, ſo konnte ich, ohne gegen den Churfürſten von Baiern, der mir ſo viele Beweiſe ſeiner Gnade gegeben hatte, undankbar zu ſein, die Würzburgiſchen Dienſte nicht gegen die Baieriſchen vertauſchen. Zweitens wußte ich zwar wohl, daß ich nie mehr eine Stellung erhalten würde, wie die, welche ich in Würzburg verließ; allein da ich leicht vorausſehen konnte, daß ich bei allem Schutz, welchen ich von der großherzoglichen Regierung zu erwarten gehabt hätte, doch den geheimen Verfolgungen vieler meiner Kollegen mich nicht würde haben entziehen können, ſo vermochte mich weder dieſer Schutz der Regierung, noch das Angenehme meiner Stellung in Würzburg, in den großherzoglichen Dienſten zu bleiben. Schon als Proteſtant, zumal als proteſtantiſcher Primararzt am Julius-Hoſpital, konnte ich es nicht für rathſam finden; allein ich war auch ein Baier, und wie die Würzburger der Baieriſchen Regierung überhaupt nicht hold waren, ſo waren ſie es auch dem einzelnen Baier nicht, und es war leicht vorauszuſehen, daß ſie einen nach dem andern zu verdrängen ſuchen würden. So würde früher oder ſpäter die Reihe auch mich getroffen haben, und ſo ſchwer es mir auch fiel, meiner ſchönen Stelle zu entſagen, ſo brachte ich doch dieſes Opfer der ruhigern Exiſtenz gern, welche ich in Ansbach, wo ich als erſter Rath in dem Medicinal-Kollegium angeſtellt ward, zu erwarten hatte. Ich verlangte daher meine Entlaſſung, und erhielt ſie auch ſogleich. Allein da es einerſeits mit meinem Eintritt in das Medicinal-Kollegium in Ansbach keine Eile hatte, und ich es andererſeits für Pflicht hielt, meine Funktionen wenigſtens an der Univerſität bis zur Ernennung

meines Nachfolgers fortzuſetzen, dieſe aber ſich mehrere Wochen verzögerte, ſo blieb ich bis zu Ende des Semeſters in Würzburg.

Natürlich beeilte ich mich nun um ſo mehr, meine neue Stelle in Ansbach anzutreten; allein ehe ich Würzburg verließ, hatte ich noch einen kleinen Streit mit dem Univerſitäts-Receptorat auszugleichen, welches mir meine Beſoldung nicht länger, als bis zum Tag meiner Entlaſſung, ausbezahlen wollte. Mir, für meine Perſon, konnte dies gleichgültig ſein, denn von dem Tag an, wo die Bezahlung in Würzburg aufhörte, fing ſie in Ansbach an. Allein da ich noch mehrere Wochen nach meiner Entlaſſung meine Funktionen in Würzburg fortgeſetzt hatte, ſo war es natürlich, daß ich mich nicht in Ansbach dafür bezahlen laſſen wollte, ſondern was ich noch zu fordern hatte, von dem Receptorat verlangte. Das Receptorat wollte nicht darauf eingehen, und zur Begründung ſeiner Weigerung wies es mir ein Reſcript von der Univerſitäts-Kuratel vor, worin beſtimmt ausgeſprochen war, daß mir meine Beſoldung nur bis zum Tag meiner Entlaſſung ausbezahlt werden ſoll. Ich bat mir eine Abſchrift von dem Reſcript aus, und ſo wie ich ſie erhalten, erließ ich unmittelbar an den Großherzog eine Vorſtellung, worin ich ihn um die Entſcheidung dieſes Streites bat. Die Entſcheidung fiel, wie ich vermuthet hatte, zu meinem Vortheil aus, zugleich aber erging ein allgemeiner Befehl an die Univerſitäts-Kuratel, des Inhalts, daß, wenn ähnliche Streitigkeiten zwiſchen dem Receptorat und einem abgehenden Profeſſor vorkämen, ſie jederzeit zu Gunſten des letztern entſchieden werden ſollen.

Gleiche Billigkeit erfuhr ich von dem Großherzog im Betreff einer andern Forderung, welche ich an die Regierung machte. Ich hatte nämlich zur Verbeſſerung und Verſchönerung der mir angewieſenen Wohnung in dem Borgiasbau eine nicht unbedeutende Summe aus eigenen Mitteln aufgewendet, und bat daher bei der Regierung um Entſchädigung. Die Regierung legte mein Geſuch dem Großherzog vor, der Großherzog fand die Entſchädigung billig, auf ſeinen Befehl wurde die Wohnung von einigen Mitgliedern der Regierung eingeſehen, dieſe überzeugten ſich von der Wahrheit meiner Angaben, auf den Bericht der Regierung an den Großherzog wurde die verlangte Entſchädigung von dieſem dekretiert, und nachdem ich meine Forderung durch die beigebrachten Quittungen der Handwerksleute liquidiert hatte, erhielt ich dieſelbe nach wenigen Tagen bezahlt.

So gerecht und edel hat der Großherzog gegen mich gehandelt, und wenn nicht frühere Pflichten mich an Baiern gebunden hätten, so hätte ich mich glücklich preisen können, in den Dienſten dieſes Fürſten zu ſtehen. Nur mit ſeinen Dienſten hätte ich die Baieriſchen vertauſchen mögen, und wenn ich hätte ahnen können, daß nach wenigen Jahren Würzburg wieder unter Baieriſche Herrſchaft kommen würde, ſo weiß ich nicht, ob ich nicht in Würzburg geblieben wäre, wiewohl ich geſtehen muß, daß ich jetzt nicht mehr Profeſſor daſelbſt ſein möchte.

Viertes Buch.

Ehe ich mit meiner Familie nach Ansbach zog, war ich zuvor zweimal allein da gewesen, theils um mich in der Stadt, in welcher ich künftig wohnen sollte, umzusehen, theils um den Grafen von Thurheim zu besuchen, welcher das Fürstenthum als Baierischer Hofkommissär übernommen hatte, und mit seiner Familie bereits in Ansbach wohnte. Bei dem letztern Besuche war meine Hauptabsicht, eine Wohnung zu miethen, und meine Wahl fiel auf ein nicht weit von dem Eingang in den Hofgarten entferntes, dem Postmeister Hasfold zugehöriges Haus. Was mich zu der Wahl desselben bestimmte, war theils eben diese Nähe des Hofgartens, theils die Nähe des Thurheimischen Hauses, welches keine hundert Schritte davon entfernt war, theils weil ich das ganze Haus miethen, und, was besonders meiner Frau sehr lieb war, mit meiner Familie allein darin wohnen konnte. Solchergestalt war nun Alles zu unserem Einzug in Ansbach vorbereitet, und da auch in Würzburg alle Vorkehrungen zu unserem Abzug getroffen waren, so stand unserer Abreise von da nichts mehr im Wege. An einem schönen Morgen reisten wir von Würzburg ab, hielten in Uffenheim Mittag, und kamen am Abend in Ansbach an. Hier stiegen wir im Gasthof zur Krone ab, blieben da, bis die Fuhrleute mit unserem Hausrath angekommen waren, und am dritten Tage zogen wir, nachdem wir dem höflichen freundlichen Wirth eine unglücklich große Zeche bezahlt hatten, in unsere Wohnung ein.

Daß wir schon vor unserem Einzug die Thurheimische Familie besuchten, versteht sich von selbst. Wir wurden von ihr auf das freundlichste aufgenommen, und freuten uns beiderseits, auch in Ansbach wieder beisammen zu sein. Wir waren in unserer Wohnung bald eingerichtet, und fanden uns bequem und behaglich in derselben. Aber in der Stadt selbst wollte sich meine Frau nicht gefallen, und eben so wenig auch ich. Die Stadt war noch voll von Franzosen, auch in unserer Wohnung befand sich noch ein französischer Artillerie-Major, welcher auf Kosten unseres Hausherrn darin einquartiert war, und uns auch sonst nicht viel inkommodierte. Aber

die verdrüßlichen Geſichter der Ansbacher über die ungewohnte Einquartierung und die dadurch verurſachte Theurung der Lebensmittel machten meiner Frau den Aufenthalt in Ansbach ſehr unangenehm, und ob ſie ſchon auch mit ihrem Aufenthalt in Würzburg nicht ganz zufrieden war, ſo ſehnte ſie ſich doch oft wieder dahin zurück. Auf mich wirkten zwar dieſe Umſtände weniger widrig, theils weil vorauszuſehen war, daß die Einquartierung nicht mehr lange dauern würde, theils weil ich mich wieder mit der Thurheimiſchen Familie zuſammen gefunden hatte, was mir ſchon allein meinen Aufenthalt hätte angenehm machen können. Aber um ſo weniger gefiel ich mir in meiner amtlichen Stellung in Ansbach. Ich war zwar der erſte Rath in dem Medicinal-Kollegium daſelbſt, aber ich vermißte mein Julius-Spital in Würzburg, meinen Lehrſtuhl und meine Zuhörer. Schon in Würzburg hatte ich auf meine Medicinalraths-Stelle keinen großen Werth gelegt, weil ich geſehen hatte, wie beſchränkt und undankbar der Wirkungskreis eines Medicinalraths iſt. Ich hatte dort meine Geſchäfte als Medicinalrath blos als eine Nebenſache betrachtet; jetzt ſollten ſie die ganze Sphäre meiner Thätigkeit ausfüllen, und es iſt leicht zu erachten, daß mir dieſe Beſchränkung meine Stellung in Ansbach nicht angenehm machen konnte. Ich erklärte mich darüber offen gegen den Grafen von Thurheim, er konnte mir nicht unrecht geben, er ſah ſelbſt ein, daß ich nicht an meinem rechten Platze ſei; aber wie er überall Rath zu ſchaffen wußte, ſo geſchah es auch hier. Es war kein Zweifel, daß auch die Stadt Nürnberg demnächſt unter Baieriſche Herrſchaft kommen werde, und da es dort mehr für mich zu thun geben würde, als in Ansbach, ſo verſprach er mir, für meine Anſtellung daſelbſt zu ſorgen, und ich beruhigte mich bei dieſer Ausſicht um ſo mehr, da ich von der kleinern Stadt wieder in eine größere kommen würde.

Indeſſen verzögerte ſich die Beſitznahme von Nürnberg weit länger, als zu erwarten war, es ging ein Monat nach dem andern hin, bis ſie erfolgte, und da ich in Ansbach Muße genug hatte, auch noch auf eine andere Weiſe, als in dem Medicinal-Kollegium, thätig zu ſein, ſo hätte ich wohl auch als praktiſcher Arzt in Ansbach auftreten können. Allein ich that es nicht, weil ich, da ich bald nach Nürnberg zu kommen hoffte, es für unrecht hielt, eine Praxis zu beginnen, die ich früher oder ſpäter wieder aufgeben mußte, ſondern benutzte meine Muße theils zu wiſſenſchaftlichen Studien, theils

zu schriftstellerischen Arbeiten, und namentlich zur Ausarbeitung der kleinen, dem Andenken meiner ehemaligen Zuhörer gewidmeten Schrift: Grundsätze der praktischen Heilkunde, welche ich im Jahr 1807 drucken ließ, so wie meine freien Stunden theils zu Spaziergängen in dem Hofgarten und in der Umgegend, theils zu Besuchen bei meinen Kollegen und andern Personen, deren Bekanntschaft mir der Graf von Thurheim verschafft hatte. Als die interessantesten derselben nenne ich den als Präsidenten der vormaligen Preußischen Regierung hochgeachteten Gesandten von Hänlein, den in Ansbach privatisierenden Geheimenrath Gervinus, welchen man mit Recht ein Repertorium aller an den Europäischen Höfen sich ereignenden Vorfälle nennen konnte, und den durch seine vielseitigen Kenntnisse ausgezeichneten, und wegen seines beißenden, Niemand verschonenden Witzes gefürchteten Regierungs-Direktor Lang, den berühmten Verfasser der Hammelburger Reise. Mit allen diesen Männern habe ich manche angenehme Stunde in Ansbach zugebracht, und nie werde ich vergessen, wie vielen Dank ich ihnen dafür schuldig bin, daß sie mir meinen Aufenthalt in Ansbach weniger langweilig gemacht haben.

So lebte ich beinahe vier Monate in Ansbach, bis endlich die Uebergabe der Stadt Nürnberg an die Krone Baiern erfolgte. Wie erfreut ich über dieses Ereigniß war, läßt sich denken; aber da ich nicht sogleich in Nürnberg angestellt werden konnte, so wurde ich von dem Grafen von Thurheim vorerst blos auf Kommission dahin geschickt, in der Absicht, die daselbst bestehenden öffentlichen Krankenanstalten zu untersuchen, und vorläufig den Plan zu einer den Anforderungen der jetzigen Zeit entsprechenden Einrichtung derselben zu entwerfen. Da hiezu längere Zeit erfordert wurde, und, wie mir, auch dem Grafen von Thurheim mein Aufenthalt in Nürnberg ungleich nützlicher schien, als in Ansbach, so erlaubte er mir, mit meiner Familie dahin zu ziehen, sobald ich wollte. Ich sagte daher meine Wohnung auf, miethete eine in Nürnberg, und zu Ende des Julius reiste ich mit meiner Familie dahin ab. Meine Wohnung in Ansbach hatte ich auf drei Jahre gemiethet, und der Miethzins betrug jährlich dreihundert Gulden. Ich hatte Niemand, der in meinen Akkord trat, aber der Postmeister Hassold war so edel, sich mit dem Miethzins für das laufende Quartal zu begnügen. Auch in Nürnberg miethete ich wieder ein ganzes Haus, wo ich allein mit

meiner Familie wohnen konnte, und in Allem, was ich sonst in Nürnberg vor der Ankunft meiner Familie bedurfte, wand ich mich an den Doktor Osterhausen, welchen ich zwar eben so wenig, als sonst Jemand, in Nürnberg persönlich kannte, aber nach den Aufsätzen, die ich in einigen Zeitschriften von ihm gelesen hatte, als einen Mann achtete, mit welchem ich in nähere Bekanntschaft zu kommen wünschte und hoffte. Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, von diesem an Geist und Herzen gleich schätzbaren Mann mehr zu sprechen; jetzt bemerke ich blos, daß unter vielen andern Gefälligkeiten, die er mir erwies, auch die war, daß er eine Magd für uns gedungen hat, mit welcher meine Frau, so lange sie in unserem Dienst stand, vollkommen zufrieden war, was zu einer Zeit, wo gute Dienstboten immer seltener wurden, viel sagen wollte.

Vor meinem Abzug mit meiner Familie von Ansbach nach Nürnberg wurde die Stadt von dem Grafen von Thurheim formell in Besitz genommen, worauf er als Chef der Provinz zum erstenmal daselbst erschien. Ehe er sich selbst nach Nürnberg begab, hatte er den Regierungsrath von Lochner, als seinen Subdelegierten, dahin abgeschickt, und ihm den Auftrag gegeben, dem Policei-Kommissär Wurm in Fürth die Einrichtung und Handhabung der Policei in der Stadt zu übertragen. Natürlich fiel die Berufung eines Fremden zu diesem Geschäft den Nürnberger Herren auf, und zwar um so mehr, da Wurm in Fürth nicht in dem besten Ruf stand. Allein auch hier bewies der Graf von Thurheim, wie gut er seine Leute zu wählen wußte. Wurm hatte die Policei in Nürnberg zu seiner vollen Zufriedenheit eingerichtet, und als er in der Folge als wirklicher Policei-Direktor angestellt wurde, gestanden alle verständige Bürger ein, daß diese eben so wichtige als schwierige Stelle keinem tüchtigern Mann hätte übertragen werden können. Menschen von einer solchen Genialität und Thätigkeit, wie Wurm, sind seltene Erscheinungen. Als einen solchen lernte ich ihn bald näher kennen; so lange wir beisammen waren, war er mir einer meiner liebsten Freunde. Ungeachtet seines öftern widrigen Humors, in welchen ihn seine Hypochondrie versetzte, befand ich mich doch immer wohl in seinem Umgang, denn so verstimmt er auch immer sein mochte, war er doch immer geistreich und witzig, und tief fühlte ich, was ich verlor, als er Nürnberg verließ.

Die Anwesenheit des Grafen von Thurheim in Nürnberg dauerte

drei Tage. Er war im Gasthof zum rothen Roß abgestiegen, wo ich mich ebenfalls einquartiert hatte. Wir speisten immer mit einander auf dem Zimmer, wo unsere Tischgenossen der oben genannte Regierungsrath von Lochner, der Sekretär des Grafen, der hernachmalige Stadt-Kommissär in Nürnberg Faber, und der Policei-Kommissär Wurm waren, der zur Freude des Grafen sich auch ohne besondere Einladung desselben an den Tisch setzte. Nur an einem einzigen Mittag wohnten wir einem großen Gastmahl in dem Gasthof zum Reichsadler bei, welches der Nürnbergische Handelstand dem Grafen von Thurheim zu Ehren gab, und wozu auch die noch anwesenden französischen Generale eingeladen wurden. Das Mahl war so splendid, daß der Graf selbst bekannte, nie einem splendidern beigewohnt zu haben. Hier sah ich zum erstenmal den Kaufmann und Marktvorsteher Merkel, und ich freue mich, hier schon vorläufig den Mann zu nennen, an welchem ich in der Folge einen meiner liebsten Freunde in Nürnberg gewann, und bis zu seinem für die Stadt und die Seinigen viel zu frühen Tod behielt.

Nicht lange nach diesem Besuche des Grafen von Thurheim in Nürnberg holte ich meine Familie von Ansbach dahin ab, und sobald wir uns in unserer Wohnung eingerichtet hatten, trat ich mein bereits begonnenes Geschäft wieder an. Ich untersuchte sämmtliche Versorgungs- und Krankenanstalten genauer, und nachdem ich mich von ihrem Zustand vollständig in Kenntniß gesetzt hatte, erstattete ich meinen Bericht. Leider konnte derselbe keineswegs günstig für sie ausfallen. Das Spital zum heiligen Geist ausgenommen, fand ich alle andere in einem so schlechten Zustand, daß ich auf ihre gänzliche Aufhebung antragen mußte. Dieser Anstalten waren nämlich überhaupt drei, das Krankenhaus, zu den hundert Suppen genannt, das Schau- oder Schauerhaus, und das außerhalb der Stadt gelegene St. Sebastian-Spital. Das Krankenhaus war hauptsächlich bestimmt zur Aufnahme akuter Kranken, und sowohl das Lokal, als die ganze Einrichtung, waren so schlecht, daß es unbegreiflich ist, wie Kranke darin geheilt werden konnten. Von einer noch schlechtern Beschaffenheit war das Schau- oder Schauerhaus, welches hauptsächlich zur Aufnahme chronischer Kranken bestimmt war. Es war nicht sowohl ein Krankenhaus, als vielmehr ein gemeinschaftliches

Wohnhaus für einige arme Familien, denen es unter der Bedingung überlassen war, daß jede Familie einen oder zwei Kranke zu sich nehmen, und verpflegen mußte. Etwas besser, als die beiden eben genannten, war das St. Sebastian-Spital, welches ausschließend zur Aufnahme krätziger, aussätziger, venerischer, und überhaupt ekelhafter Kranken diente, nicht allein wegen seiner günstigen Lage außerhalb der Stadt, sondern auch wegen des größern Raumes in demselben, und der Möglichkeit, ihm eine bessere Einrichtung zu geben. Selbst das Spital zum heiligen Geist, ob es schon das einzige war, was den Namen einer öffentlichen Anstalt verdiente, war gleichwohl in mehreren Beziehungen sehr mangelhaft. Es war eigentlich kein Krankenhaus, sondern vielmehr eine Versorgungsanstalt für alte, arme und gebrechliche Leute, aber auch als ein solches eben so wenig seinem Zweck gemäß eingerichtet, als zwei andere Versorgungshäuser, die Zwölfbrüder-Häuser genannt, weil in jedem derselben zwölf arme alte Bürger wohnten, welche darin verpflegt wurden.

Unter diesen Umständen war natürlicherweise das Erste, worauf ich antrug, die gänzliche Auflösung jener drei Krankenhäuser, und die baldige Herstellung entweder eines einzigen allgemeinen Krankenhauses, oder mehrerer einzelner in andern dazu tauglichen Gebäuden, und was das Spital zum heiligen Geist betraf, eine bessere Organisation desselben als Versorgungsanstalt. Der Plan zu diesen Veränderungen wurde von mir entworfen, und als zweckmäßig erkannt. Aber erstlich fehlte es zu seiner Ausführung an der Hauptsache, an Geld, und zweitens an Gebäuden, die zu Krankenhäusern hätten eingerichtet werden können. Die Ausführung des Plans wurde daher aufgeschoben, bis die Mittel dazu herbeigeschafft sein würden; allein dazu gehörte nicht nur Zeit, sondern ihre Herbeischaffung wurde auch auf manche andere Art verzögert, so daß nun nichts weiter zu thun war, als in den bestehenden Krankenhäusern zu verbessern, soviel als möglich war.

Dies geschah nun allerdings; allein ein so beschränkter Wirkungskreis, wie mein jetziger, konnte mir natürlicherweise nicht gefallen, um so weniger, da ich mich eben so wenig, als in Ansbach, auch in Nürnberg auf eine Privatpraxis einzulassen Lust hatte. Ich erwartete daher mit Sehnsucht die bevorstehende neue Organisation des Königreiches, von welcher ich in jedem Fall eine Er-

weiterung meines Wirkungskreises hoffen durfte, und die Zwischenzeit benutzte ich theils zu wissenschaftlichen Studien, zu welchen mir zuvor nie so viel Muße geworden, theils zu Besuchen in Ansbach bei meinem Freund und Gönner, dem Grafen von Thurheim, wo ich oft mehrere Tage, und einmal einen ganzen Monat, den ganzen Mai, in Triesdorf, wo er mit seiner Familie in den Sommermonaten wohnte, verweilte. Man kennt diesen schönen Landsitz des vormaligen Markgrafen von Ansbach. Die gräfliche Familie bewohnte das sogenannte Falkenhaus, weil es bequemer war, als das Schloß. Die Witterung war vortrefflich, der herrliche Park gewährte die angenehmsten Spaziergänge, die Ausfahrten in die Umgegend boten die anmuthigsten Aussichten, es kamen fast täglich Besuche von Ansbach, und die wechselnde Tischgesellschaft verschaffte die mannichfaltigste Unterhaltung. Fast alle Abende ging ich mit dem Jäger des Grafen auf die Jagd in einem Eichenwald, wo es noch von den markgräflichen Zeiten her, als Ueberbleibsel der ehemaligen Falkenjagden, viele Reiher gab, deren mehrere ich mit einer Flinte schoß, welche mir der in Triesdorf wohnende französische Oberst Gaston, der sie von seinem ehemaligen Unterofficier, dem Marschall Bernadotte, zum Geschenk erhalten, geliehen hatte. Bernadotte diente nämlich als Unterofficier in dem Regiment, dessen Oberst Gaston war. Gaston war ausgewandert, Bernadotte erhob sich in den Revolutionskriegen von einer Stufe zur andern, nach vielen Jahren kamen sie wieder in Ansbach, wo Bernadotte sein Hauptquartier hatte, zusammen, und unter den vielen Beweisen der Dankbarkeit, welche Bernadotte seinem vormaligen Vorgesetzten gab, war auch dieses ihm zum Andenken an jenes Verhältniß zum Geschenk gemachte Schießgewehr, ein Meisterstück der französischen Kunst.

Solchergestalt brachte ich nun meine Tage, außer den wenigen, die ich meinen Berufsgeschäften zu widmen hatte, theils mit Studieren, theils in ergötzlichem Müßiggang zu, bis zum Jahr 1808, wo das Königreich Baiern in funfzehn Kreise eingetheilt, und die Stadt Nürnberg zum Sitz einer Kreis-Regierung bestimmt wurde. Zum General-Kommissär des Pegnitz-Kreises wurde Graf von Thurheim ernannt, ich zum Kreis-Medicinalrath, und sobald die Regierung selbst im Gange war, wurde auch wieder an die Herstellung besserer Krankenanstalten gedacht. Um die dazu

erforderlichen Mittel aufzubringen, wurden mehrere zu den Stiftungen für die Wohlthätigkeit gehörigen Gebäude, wie z. B. die vier außerhalb der Stadt gelegenen, vormals für Pestkranke bestimmten, sogenannten Siehkobel, verkauft; allein da ein großer Theil der daraus gelösten Gelder zur Central-Stiftungs-Administration in München eingeschickt werden mußte, und schon im folgenden Jahr wieder ein neuer Krieg ausbrach, wo überhaupt an keine Unternehmung von Bedeutung zu denken war, so mußte die Herstellung besserer Krankenanstalten abermals verschoben werden, und zwar um so mehr, da die damals statt gehabte Oesterreichische Invasion den Grafen von Thurheim nöthigte, seine Stelle mit dem General-Kommissär des Retzat-Kreises, Freiherrn von Lerchenfeld, zu vertauschen. Diese Invasion wurde bewerkstelligt von einem Oesterreichischen Frei-Korps, welches den Abzug der Franzosen benutzte, die Stadt Nürnberg zu brandschatzen. Die Invasion war mehrere Tage, ehe sie Statt fand, befürchtet, und um sie abzuwenden, sollten auf Befehl des Ministeriums die Nürnberger Bürger zur Vertheidigung der Stadt aufgefordert werden. Allein die Nürnberger waren zu sehr Oesterreichisch gesinnt, als daß man hätte erwarten können, sie würden der Aufforderung entsprechen. Nichtsdestoweniger gehorchte der Graf von Thurheim dem Befehl des Ministeriums. Er ließ die Nürnberger Bürger an einem öffentlichen Platz, der sogenannten Schütt, versammeln, und hielt eine Rede an sie, worin er sie zur Vertheidigung der Stadt gegen die Oesterreicher aufforderte. Die Nürnberger, die Oesterreicher mehr erwartend, als fürchtend, gaben natürlich der Aufforderung kein Gehör. Schon voraus geneigt, an die Oesterreicher gegen die verhaßten Baiern sich anzuschließen, bedurften sie nur eines nähern Anlasses hiezu, und diesen gaben einige Ausdrücke in der Rede des Grafen von Thurheim, und namentlich, daß das Oesterreichische Korps, welches die Stadt bedrohe, ein aus verdorbenen Handwerkern und anderm Lumpengesindel bestehendes Frei-Korps sei. Die Nürnberger hatten die Ausdrücke auf sich bezogen, waren höchst aufgebracht über den Grafen, der sich erfreche, honette Nürnberger verdorbene Handwerker und ein Lumpengesindel zu nennen, und warteten nur, um sich für diesen Schimpf an dem Grafen zu rächen, auf den Augenblick, wo die Oesterreicher ankommen würden. Das Oesterreichische Korps rückte an, eine Menge Men-

ſchen zog ihm entgegen, ſogar Frauenzimmer, von welchen mehrere ihre Blumenſträuße überreichten, und kaum hatte daſſelbe die Stadt beſetzt, ſo wurde der Graf von Thurheim aufgeſucht, aus dem Privathaus, in welches er ſich zu ſeiner Sicherheit begeben, herausgetrieben, von einem Schwall von Geſindel durch die Straßen verfolgt, mit Füßen getreten, angeſpieen, die Kordons von ſeinem Hut abgeriſſen, kurz, dergeſtalt mißhandelt, daß er wahrſcheinlich umgekommen wäre, wenn ihn nicht ein Oeſterreichiſcher Officier vor weitern Mißhandlungen geſchützt hätte. Gleichwohl bemächtigten ſich die Oeſterreicher ſeiner, und noch einiger anderer Baieriſcher Staatsbeamten, ſperrten ſie als Gefangene in einen außerhalb der Stadt gelegenen Garten, und führten ſie als Geißel nach Baireuth mit ſich fort. Aber die Freude der Nürnberger dauerte nicht lange. Ein franzöſiſches Korps unter dem Kommando des Generals Laroche hatte die Oeſterreicher bald vertrieben. Es kam zwiſchen den Franzoſen und ihnen zu einer Affaire, und die in die Stadt eingebrachten Kanonen verkündigten den Sieg der Franzoſen. So wurde es nun wieder ruhig in der Stadt, aber das Andenken an die Oeſterreichiſche Invaſion blieb den Nürnbergern noch lang im Gedächtniß. Die Stadt mußte an die Oeſterreicher eine Kontribution von funfzig tauſend Gulden bezahlen, welche noch jetzt unter dem Namen Bivatſteuer bekannt iſt, und es war merkwürdig anzuſehen, wie vor dem Rathhaus ein dort verſammelter Theil der Bürger die eingebrachten Oeſterreichiſchen Kanonen, und ein anderer die Wagen betrachtete, auf welche die funfzigtauſend Gulden aufgepackt wurden. Am folgenden Tag war auch der General Laroche in der Stadt angekommen. Er hatte ſich ſogleich über das Nähere des Aufſtandes erkundigt, um dem Kaiſer umſtändlichen Bericht zu erſtatten, und er war eben im Begriff, es zu thun, als ich ihn zufällig bei der in einem Garten außerhalb der Stadt wohnenden Gräfin von Thurheim antraf. Er war äußerſt aufgebracht über das Betragen der Nürnberger, und man kann ſich denken, was für einen Bericht er an den Kaiſer gemacht haben würde, wenn ich nicht zufälligerweiſe mit ihm zuſammen gekommen wäre. Ueberzeugt, daß es blos die Hefe des Volks war, welche ſich bei dem Aufſtand thätig erwies, daß kein rechtlicher Bürger Theil daran genommen, gelang es mir, auch ihn davon zu überzeugen. Sein Bericht ward ſchonender für die Nürnberger verfaßt, als er anfangs Willens war, und der Vorgang hatte keine weitere Folgen für die Stadt.

Daß der Graf von Thurheim nach seiner Zurückkunft von Baireuth, denn weiter war er von den Oesterreichern nicht fortgeführt worden, seine Stelle weder behalten wollte noch konnte, ist einleuchtend. Er vertauschte sie mit dem General-Kommissär des Retzatkreises von Lerchenfeld. Diesen sah ich zum erstenmal in Nürnberg, aber ich war ihm schon empfohlen von dem Grafen von Thurheim, und ich fand bald an ihm einen Mann, der bei seinem regen Sinn für alles Gute, und dem Eifer, mit welchem er dasselbe zu befördern suchte, auch der Krankenanstalten in Nürnberg sich thätig annehmen, und die Ausführung meiner Plane zu einer bessern Einrichtung derselben auf alle Weise befördern würde. Aber dieselben Hindernisse, welche zur Zeit des Grafen von Thurheim vorhanden waren, bestanden auch jetzt noch. Es fehlte noch immer an der Hauptsache, an Geld, und die Ausführung mußte abermals bis auf bessere Zeiten verschoben werden. Mein ganzer Wirkungskreis blieb daher, wie bisher, auf meine Medicinalraths-Stelle eingeschränkt, und ob ich schon der einzige Medicinalrath bei der Regierung des Pegnitzkreises war, und alle einem solchen obliegende Geschäfte zu besorgen hatte, so war es mir doch unangenehm, ihnen meine Thätigkeit allein zu widmen, zumal da mehrere darunter waren, deren Besorgung schon an sich nicht erfreulich war. Ich rechne dahin die gesetzliche Einführung der Schutzpocken-Impfung, und die Aufsicht über die aus den landärztlichen Schulen hervorgegangenen und auch in den Städten angestellten Landärzte. Die gesetzliche Einführung der Schutzpocken-Impfung betreffend, so schien mir diese nicht nur ein unerlaubter Eingriff in die Personalrechte zu sein, sondern ich hielt sie auch für zu voreilig, weil ich glaubte, daß wenigstens ein Menschenalter dazu gehöre, ehe man von einer absoluten Schutzkraft der Kuhpocken gegen die Menschenpocken sprechen könne. Wirklich hat sich auch dieselbe in der Folge keineswegs so absolut erwiesen, als man anfangs glaubte und behauptete. Eine Menge vaccinierter Individuen hat Menschenpocken bekommen, die man zwar nicht für wahre Menschenpocken hat anerkennen wollen, und daher zum Unterschied von diesen Varioloiden genannt hat, die aber doch wahre Menschenpocken (Variolen) sind, nur milder gemacht durch die vorhergegangene Impfung mit Kuhpockengift. So war es also klar, daß die Kuhpocken nicht absolut vor den Menschenpocken schützen; aber eben diese mildere Beschaffenheit der Menschenpocken ist, da sie

ſich nur bei vaccinierten Individuen zeigt, ein entſcheidender Beweis für die Schutzkraft der Kuhpocken, und wenn irgend die geſetzliche Einführung der Schutzpocken-Impfung gerechtfertigt werden kann, ſo war es jetzt erſt, früher war dieſelbe offenbar zu voreilig. — Aber nicht minder, als dieſe Voreiligkeit, war auch die Strenge zu tadeln, mit welcher das Impfgeſchäft getrieben werden mußte, der lächerlichen Zumuthung, daß die Impfärzte ſich für die Sicherheit der Vaccinierten vor den Menſchenpocken verbürgen ſollten, nicht zu gedenken. Wäre ich bei der Berathung des Schutzpockengeſetzes Mitglied des Ober-Medicinal-Kollegiums in München geweſen, ſo wäre daſſelbe wenigſtens in der Form, in welcher es erſchien, nicht durchgegangen. Aber als Kreis-Medicinalrath mußte ich thun, was mir von der Regierung befohlen war, und meine Pflicht forderte, ohne Widerrede zu gehorchen.

Auf eine gleich paſſive Weiſe mußte ich mich auch in Rückſicht auf die Landärzte verhalten, deren nicht wenige auch in den Städten angeſtellt worden, obſchon dies eine contradictio in adjecto iſt. Was gegen die landärztlichen Schulen überhaupt von Akermann und noch vielen andern Aerzten von Bedeutung geſagt worden, iſt bekannt, und was die Univerſalärzte, die von ihnen ausgegangen, — denn, obſchon ohne Doktorhut, ſind die Landärzte Aerzte, Chirurgen, Geburtshelfer, Apotheker in einer Perſon, — bei aller Seichtheit ihrer Kenntniſſe für arrogante, bei aller Beſchränkung ihres Wirkungskreiſes für verwegene, bei aller Subordination unter die wiſſenſchaftlich gebildeten Aerzte für anmaßende Subjekte, wenigſtens ihrer größern Anzahl nach, geworden ſind, ſieht man auch jetzt noch, ſowohl in den Städten als auf dem Lande. Aber ſie waren nun einmal da, man konnte nichts thun, als ſie abſterben laſſen, und es macht der Baieriſchen Regierung Ehre, daß ſie die landärztlichen Schulen wieder aufgehoben hat, wozu auch ich mir ſchmeicheln darf etwas beigetragen zu haben, indem ich ſpäter den Grafen von Thurheim, als Miniſter des Innern, auf die Unſtatthaftigkeit dieſer Schulen aufmerkſam machte.

Die Stelle eines Kreis-Medicinalraths iſt zwar eine angeſehene Stelle, denn die Medicinalräthe haben mit den Regierungsräthen gleichen Rang. Aber ſo wie die Regierungen ſelbſt mehr vollziehende als berathende Behörden ſind, indem alle Verordnungen über wichtigere Gegenſtände von den höhern Behörden ausgehen, ſo iſt

dies auch der Fall mit den Medicinalräthen. Sie haben in medicinischen Angelegenheiten blos zu begutachten, wie die auf den Antrag der obersten Medicinalbehörde von dem Ministerium erlassenen Verordnungen auszuführen seien, und sie mögen von der Zweckmäßigkeit und Ausführbarkeit derselben denken, wie sie wollen, so dürfen sie sich darüber nicht aussprechen. Daß auch in medicinischen Angelegenheiten allgemeine Verordnungen nur von der obersten Staatsbehörde ausgehen, ist Natur der Sache; aber es ist ein großer Fehler, daß diese Verordnungen, statt ganz allgemein zu sein, auch zugleich ins Detail gehen, und auch in Rücksicht auf die einzelnen Bestimmungen eine in allen Kreisen gleich genaue Befolgung derselben den Regierungen zur Pflicht machen. Nun sind aber die Kreise, in welche das Reich eingetheilt ist, wie ihrer geographischen Lage nach, auch in Rücksicht auf ihre anderweitigen Verhältnisse sehr verschieden, und es können daher von den obersten Staatsbehörden keine andern Verordnungen erlassen werden, als ganz allgemeine, weil ihre Ausführung nach den besondern Verhältnissen jedes einzelnen Kreises modificiert werden muß. Müssen die Kreisregierungen die von den obersten Staatsbehörden ausgehenden Verordnungen auch nach allen ihren einzelnen Bestimmungen ausführen, so finden sich überall Schwierigkeiten, und weil die Kreisregierungen die Verordnungen nicht eigenmächtig modificieren dürfen, so muß immer einer von zwei Fällen eintreten: entweder müssen die Regierungen, um nichts ungeschicktes zu verfügen, dieselben gleichwohl eigenmächtig modificieren, oder sie müssen ihre, durch die leidigen Vielschreibereien ohnehin so beschränkte Zeit mit endlosen Anfragen und Einholung neuer Instruktionen verlieren, die nicht selten eben so wenig passen, als die Verordnungen selbst.

Alles dies gilt insbesondere von den Verordnungen, welche das Medicinalwesen in den Kreisen betreffen. Auch diese müssen, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen, ganz allgemein sein. Auch sie müssen nach den besondern Verhältnissen der einzelnen Kreise modificiert werden, und diese Modifikationen den Kreisregierungen anzugeben, muß den Kreismedicinalräthen übertragen werden, gewiß eine ungleich würdigere Aufgabe für sie, als die Verordnungen an die Landgerichtsärzte auszuschreiben, und über ihre Befolgung zu wachen. Bestände in München ein Ober-Medicinal-Kollegium, welches nicht blos aus Münchner Aerzten zusammengesetzt wäre, sondern auch

Aerzte aus den Provinzen zu Mitgliedern hätte, so würde die Sache ganz anders sein. Die von demselben beantragten Medicinal-Verordnungen würden nicht blos auf die Verhältnisse des Isarkreises und überhaupt Altbaierns berechnet, und eben deswegen auch in allen Kreisen ausführbar sein, was jetzt bei den so verschiedenen Verhältnissen in den Kreisen unmöglich der Fall sein kann. So würden zuverlässig in Baiern keine landärztlichen Schulen eingerichtet worden sein, wenn die Herren Ober-Medicinalräthe Haberl und Jacobi bedacht hätten, daß die Landchirurgen nicht überall so sind, wie in Altbaiern. Nur in Altbaiern war es nothwendig, für das Landvolk durch Anstellung besserer Subjekte zu sorgen; in den andern Kreisen war es an manchen Orten mit ungleich bessern Barbiern und Badern versehen, als die Landärzte waren, von denen sie verdrungen wurden, oder wenigstens verdrungen werden sollten.

Aber das ist noch nicht Alles. Die Verordnungen, welche auf Antrag der obersten Medicinalbehörde an die Kreisregierungen ergehen, sind nicht allein zu speciell, sondern sie haben auch noch den Fehler, daß sie auch in Rücksicht auf die einzelnen Bestimmungen auf das strengste befolgt werden müssen. So enthielt z. B. das Schutzpocken-Gesetz unter andern einzelnen Bestimmungen auch die, daß die Impfärzte bei jedem einzelnen Individuen auch die Beschaffenheit der Pocken, nicht allein ihrer Zahl, sondern auch ihrer Form nach, in ihren Tabellen angeben sollten. Allerdings thaten dies die Meisten, Andere aber, die es nicht für nöthig hielten, thaten es nicht, sie schrieben in ihren Tabellen blos: echte Pocken, schöne Pocken ꝛc. Dies war nun gegen das Gesetz, sie wurden für strafbar erkannt, und wenn es zum zweitenmal geschah, die gesetzliche Strafe wirklich ausgesprochen. So sollte deshalb der D. Eichhorn in Nürnberg gestraft werden, und wurde nur dadurch von der Strafe befreit, daß ich dagegen berichtete, dieser D. Eichhorn sei ein alter praktischer Arzt, der sich nicht mehr in die neuen Formen zu finden wisse, auch sei er derjenige, der sich vor allen andern Nürnberger Aerzten um die Einführung der Schutzpocken in der Stadt verdient gemacht habe, und es würde höchst auffallend sein, ihn wegen Nichtbeobachtung einer blosen Formalität zu strafen. Sollen Verordnungen in medicinischen Angelegenheiten gegeben werden, so müssen sie auch ausführbar sein; sind sie es nicht, so werden sie entweder nicht befolgt, oder wenn sie befolgt werden, so erreichen sie nicht nur ihren Zweck nicht,

sondern sie sind ihm vielmehr hinderlich. Nichts ist leichter, als Verordnungen zu erlassen, aber es ist nicht genug, daß sie auf dem Papier stehen, sie müssen auch ausführbar sein. Aber es scheint, daß dies oft das Wenigste ist, um was sich die höhern Behörden, von welchen sie ausgehen, bekümmern, obschon sie nach der Art aller strengen Regenten, denen es mehr um das Befehlen, als um die Sache, zu thun ist, die oft heilsame Nichtbefolgung derselben, wenn nicht wirklich bestrafen, doch in den derbsten Ausdrücken in ihren Reskripten rügen.

Diese Erfahrungen habe ich als Medicinalrath vielfältig gemacht, und man kann sich leicht denken, daß sie keineswegs geeignet waren, mir meine Stelle angenehm zu machen. Indessen bekleidete ich dieselbe meinen Pflichten gemäß, und suchte so viel gutes zu bewirken, als ich nach der Lage der Umstände konnte. Aber mein Hauptstreben ging immer auf die Ausführung meiner Plane hinsichtlich der Krankenanstalten, das sollte das Hauptverdienst sein, welches ich mir in Nürnberg erwerben wollte, und es ist nicht meine Schuld, daß es mir bis auf den Augenblick, wo ich dieses schreibe, nicht gelungen ist. Aller wiederholten Anregungen ungeachtet blieb es immer bei'm Alten. Es wurden mir immer wieder dieselben Schwierigkeiten entgegen gestellt, und so dauerte es fort bis ins Jahr 1811, wo wiederum eine neue Kreis-Eintheilung vorgenommen, der Pegnitzkreis aufgehoben, und in Nürnberg ein eigenes Lokal-Kommissariat angeordnet wurde. Zum Chef des Kommissariats wurde der bei dem aufgehobenen Pegnitzkreis angestellt gewesene Finanzdirektor von Kraker ernannt, und ich sollte als Medicinalrath bei der Regierung des Ober-Mainkreises in Baireuth angestellt werden. In so fern ich in Baireuth mit dem zum General-Kommissär des Ober-Mainkreises ernannten Grafen von Thurheim wieder zusammen gekommen wäre, würde mir diese Anstellung allerdings die angenehmste gewesen sein, und ich weiß, daß dies auch der Hauptgrund war, warum der Minister von Montgelas bei dem König auf meine Versetzung dahin antragen wollte, er wollte mir und dem Grafen von Thurheim eine Gefälligkeit erweisen, wie er mir selbst sagte. Allein da auch dem Komissariat in Nürnberg neben zwei andern Räthen auch ein Medicinalrath beigegeben werden sollte, so sah ich nicht ein, warum ich meiner Stelle ohne weitere Vortheile gegen eine andere vertauschen sollte, auch lagen mir mehrere meiner Freunde in Nürnberg an, doch

ja nicht von Nürnberg wegzugehen, und riethen mir so lange und so nachdrücklich zu, nach München zu reisen, und dort meine Versetzung nach Baireuth zu hintertreiben, daß ich nicht umhin konnte, mich zu dieser Reise zu entschließen. Bei meiner Ankunft in München fehlte zur Verwirklichung meiner Versetzung nach Baireuth nur noch die Unterschrift des Königs. Aber der Minister gab meinen Gründen dagegen Gehör; es wurde ein Anderer als Medicinalrath in Baireuth angestellt, und ich blieb in Nürnberg.

Mein damaliger Aufenthalt in München dauerte zwar nur einige Tage, aber er war mir in doppelter Rücksicht erfreulich, erstlich weil ich den Zweck meiner Reise erreicht hatte, und zweitens weil ich nicht nur das Glück hatte, den König zu sprechen, welcher sich meiner von Würzburg her auf das gnädigste erinnerte, sondern auch weil ich meine alten Freunde und Gönner wieder sah, und einige sehr interessante neue Bekanntschaften machte, namentlich mit dem berühmten Präsidenten der Akademie der Wissenschaften Jacobi, seinem Sohn, dem Ober-Medicinalrath Jacobi, und dessen schönen und geistreichen Frau, der Tochter des allbekannten Wandsbecker Boten, des kindlichen liebenswürdigen Claudius, und mit dem großen Anatomen Sömmering, den ich zum erstenmal in dem Jacobischen Hause sah. Es war Abends in einer zahlreichen Gesellschaft, die Gesellschaft blieb spät bis in die Nacht beisammen, Sömmering und ich verließen die Gesellschaft zugleich, und weil ich fürchtete, ich würde den Weg zu meinem Gasthof nicht allein finden können, so bot er sich an, mich zu begleiten. Er brachte mich richtig an meinen Gasthof, aber er selbst verirrte sich bei'm Nachhausegehen in eine Nebengasse, und mußte zu seiner eigenen Wohnung durch einen Fremden geführt werden, — ein Vorfall, der uns bei unserer nächsten Zusammenkunft viel Spaß machte.

Meines Bleibens in Nürnberg nun gewiß, machte ich die Ausführung meiner Pläne hinsichtlich der Krankenanstalten wieder zu meiner Hauptangelegenheit, und ich konnte dieselbe um so mehr hoffen, da nicht allein der Kommissär selbst, sondern auch der Stiftungs-Administrator Bock auf das willfährigste dazu die Hände boten. Allein beide konnten bei dem besten Willen vor der Hand nicht mehr thun, als was die Umstände erlaubten. Um eine durchgreifende Reform der Krankenanstalten vorzunehmen, fehlte es, wie früher, auch jetzt an den erforderlichen Mitteln, und Alles, was geschehen

konnte, war, daß in dem Spital zum heiligen Geist ein großer geräumiger Boden zu Krankenzimmern eingerichtet, und zur Bestreitung der Kosten der Erlös aus allerlei entbehrlichen Sachen verwendet wurde. Die Sachen wurden gut verkauft, die Einrichtung des Bodens zu Krankenzimmern wurde vorgenommen, der Raum reichte zu zehn Zimmern, in denen überhaupt funfzig Kranke Platz hatten, und schon im Frühjahr 1813 konnten dieselben bezogen werden. So hatte nun die Stadt eine Krankenanstalt, welche vor der Hand wenigstens das dringendste Bedürfniß befriedigte, die erbärmliche Hundert-Suppen-Anstalt, und das gleich erbärmliche Schau- oder Schauerhaus entbehrlich machte, und eine zweckmäßigere Einrichtung des St. Sebastian-Spitals gestattete. Sobald nämlich die neue Krankenanstalt fertig war, so wurden jene zwei Krankenhäuser geräumt, die heilbaren Kranken wurden in die neue Anstalt aufgenommen, die unheilbaren in das St. Sebastian-Spital versetzt, welches zuvor ebenfalls eine bessere Einrichtung erhalten hatte. Zugleich wurde auch die Besorgung der hausarmen Kranken, welche in ihren Wohnungen auf öffentliche Kosten behandelt wurden, und auch jetzt noch einen Hauptheil der Armen-Krankenpflege in Nürnberg ausmachen, verbessert, statt eines einzigen Armenarztes wurden mehrere angestellt, die Besoldung der Armenärzte wurde fixiert, und überhaupt mehr Ordnung in diesen wichtigen Theil der Armen-Krankenpflege gebracht. Indessen waren alle diese Anordnungen blos provisorisch, es sollte dadurch blos den dringendsten Bedürfnissen abgeholfen werden, und der Plan zu einer umfassenden und durchgreifenden Reform der gesammten Versorgungs- und Krankenanstalten war keineswegs aufgegeben. Im Gegentheil wurden nicht nur von Seite des Kommissariats, sondern auch vorzüglich von dem Stiftungs-Administrator Bock, solche Vorkehrungen dazu getroffen, daß kaum an der Realisierung des Plans zu zweifeln war.

Aber nun brach wieder ein neuer Krieg aus, der französisch-russische. Dieser neue Krieg, und die im Jahr 1816—1817 eingetretene Theuerung machten die Ausführung des Plans abermals unmöglich. So sehr mir derselbe auch am Herzen lag, so fügte ich mich doch, in der Hoffnung auf bessere Zeiten, in diese abermalige Verzögerung mit Geduld, um so mehr, weil ich mir theils durch die Uebernahme der ärztlichen Besorgung der neuen Krankenanstalt,

theils durch die Erweiterung meiner Privatpraxis meinen Wirkungskreis auf eine meiner Neigung gemäße Art erweitert hatte. In den erſten Jahren meines Aufenthalts in Nürnberg hatte ich mich nämlich auf keine Privatpraxis eingelaſſen, und ich konnte es auch nicht wohl thun, weil ich vorausſah, daß ich als Dirigent der nach meinem Plan eingerichteten Verſorgungs- und Krankenanſtalten genug zu thun haben würde, um noch zu andern Beſchäftigungen, als zu meinen amtlichen, Zeit übrig zu haben. Allein theils die von mehreren Seiten her an mich ergangenen Aufforderungen zur Privatpraxis, theils die aufs Neue wieder in eine ungewiſſe Ferne hinausgerückte Ausführung meines Plans, bewogen mich endlich, meine Privatpraxis weiter auszudehnen, als ich anfangs Willens war, und wenn ich die Zeitumſtände hätte benutzen wollen, ſo hätte ich ohne Zweifel der beſchäftigteſte Arzt in Nürnberg werden können. Die angeſehenſten und geſuchteſten Aerzte waren nämlich größtentheils betagte Männer, denen die Praxis beſchwerlich zu werden angefangen hatte, Einige hörten zu prakticieren auf, Andere wurden kränklich, einer ſtarb nach dem andern weg, und von den jüngern, die an ihre Stelle traten, hatte ich nichts zu fürchten. Allein ich hatte nie im Sinn, meine Praxis ſehr weit auszudehnen, nicht allein weil ich die öffentlichen Krankenanſtalten, als den Hauptgegenſtand meiner Thätigkeit, immer vor Augen hatte, ſondern auch weil mir die Stellung nicht gefiel, in welcher die Aerzte zu dem Publikum ſtanden. Nürnberg iſt eine Handelſtadt, und wie in allen Handelſtädten das Geld die Hauptſache iſt, ſo iſt dies auch in Nürnberg nicht anders. Man läßt den Arzt rufen, wenn man ihn braucht, und hat man ihn für ſeine Dienſte abgelohnt, ſo glaubt man, ihm nichts weiter ſchuldig zu ſein, oder wenn man ihm ein jährliches Honorar bezahlt, ſo erwartet man, daß er es durch öftere Beſuche abverdiene, wenn auch Niemand im Hauſe krank iſt, und ſieht ihn eben ſo für einen Lohnbedienten an, wie einen Handlungs-Kommis. Freilich denken nicht alle Kaufleute ſo, es giebt ihrer Mehrere, die ihren Arzt auch als ihren Hausfreund betrachten, aber dieſe machen nur die Ausnahme von der Regel. Die Mehrzahl benimmt ſich, wie ich geſagt habe, und da der Handelſtand den Ton in der Stadt angiebt, ſo folgen mehr oder weniger auch die andern Bürgerklaſſen ſeinem Beiſpiel. Sowohl in Würzburg als in Ludwigsburg hatte ich ein anderes Verhältniß der Aerzte zu dem Publikum geſehen, und ich konnte daher

das praktiſche Leben in Nürnberg nicht erfreulich finden. Dies war ſchon zu Anfang der Fall, in der Folge war er es noch mehr, da nicht nur der jüngeren Aerzte immer mehrere wurden, ſondern auch die Landärzte in der Stadt ihr Weſen zu treiben anfingen. Jene mußten von dem Ertrag ihrer Praxis leben, und um die Gunſt des Publikums zu gewinnen, waren ſie genöthigt, demſelben ganz zu Gefallen zu leben. Sie hofierten daher nicht nur dem Handelſtand als ſeine gehorſame Diener, ſondern ſie ſchmeichelten auch den andern Bürgerklaſſen, indem ſie auch ihren übertriebenſten und thörichtſten Anforderungen zu entſprechen ſuchten. Auf eine ſolche Art mich bei dem Publikum in Gunſt zu ſetzen, war mir unmöglich, und es iſt daher ganz natürlich, daß ich, wenn ich es auch gewünſcht hätte, nie zu einer ſehr ausgebreiteten Praxis in Nürnberg gekommen wäre. Die Maſſe des Publikums würde ſich weit eher an die gefälligern jüngern Aerzte, als an den minder gefälligen, ſeine Würde behauptenden, ältern Arzt gehalten haben. — Aber noch mehr, als dieſes nothgedrungene knechtiſche Betragen der meiſten jüngern Aerzte, verleideten mir die Praxis in Nürnberg die in der Stadt angeſtellten Landärzte. Nach ihrer Inſtruktion ſollten ſie zwar mehr Chirurgen, als Aerzte, ſein, ſie ſollten ſich nur mit Behandlung innerlicher Krankheiten leichterer Art befaſſen, und in ſchwerern Fällen ungeſäumt einen wiſſenſchaftlich gebildeten Arzt zu Hülfe rufen. Allein wie ſie ſich, gleich dieſen, Doktoren nennen ließen, ſo wollten ſie ihnen auch in der Ausübung ihrer Kunſt nicht nachſtehen, und ſo wie ſie ſolchergeſtalt ſich ſelbſt als Kollegen derſelben anſahen, ſo ſah ſie auch ein großer Theil des Publikums dafür an, ja Vielen, beſonders aus den geringern Volksklaſſen, war ein Landarzt lieber, als ein wiſſenſchaftlich gebildeter Arzt, theils weil er ihnen an Sitten gleicher war, theils weil ſie ihm für ſeine Dienſtleiſtungen, welche ſie mit Recht als Dienſte eines Handwerkers anſahen, weniger bezahlen durften. Weit entfernt alſo, bei dieſer Herabwürdigung des ärztlichen Standes nach einer ausgebreiteten Praxis zu ſtreben, war ich froh, daß es mir die Lage der Dinge ſelbſt verbot, und wirklich ſchon aus Scham, für einen Kollegen der Landärzte angeſehen zu ſein, würde ich meine Praxis ganz aufgegeben haben, wenn ſich mir eine ſchickliche Gelegenheit dazu dargeboten hätte.

Dieſe Gelegenheit ſchien ſich mir wirklich darzubieten, da jetzt der Zeitpunkt herangekommen zu ſein ſchien, wo ich an der Ausfüh-

rung meines Plans zur Verbesserung der öffentlichen Krankenanstalten nicht mehr zweifeln zu dürfen glaubte. Der Krieg war nämlich geendigt, der Friede geschlossen, die deutschen Fürsten hatten versprochen, ihren Ländern zeitgemäße Konstitutionen zu geben, und der König von Baiern war einer der ersten, der es that. Im Mai 1818 wurde die Konstitution promulgiert. Die Freude im Königreich war allgemein, besonders in Nürnberg, weil man hoffte, daß durch Einsetzung eines potenten Magistrats die vormalige Herrlichkeit der Stadt wieder hergestellt werden würde. Allerdings hatte Nürnberg durch die Konstitution sehr viel gewonnen, nicht nur an Selbstmacht, sondern auch an Einkünften. Die Befugniß, das Bestehende überall, wo es nöthig schien, zu verbessern, allen Bedürfnissen durch neue zweckmäßige Einrichtungen abzuhelfen, ward dem Magistrat durch die Konstitution ertheilt. Ich glaubte nun, daß auch vorzüglich den Versorgungs- und Krankenanstalten ein neuer Glücksstern aufgegangen sei, und da ich sah, mit welchem Eifer schon der zuerst eingesetzte Magistrat von jener Befugniß Gebrauch machte, was er zur Verbesserung des Schulwesens, zur Reinigung der Straßen und Brunnen, ja selbst zur Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebungen durch Anlegung von Alleen ꝛc. that, so konnte ich nicht zweifeln, daß er auch ein vorzügliches Augenmerk auf die Verbesserung der Versorgungs- und Krankenanstalten richten würde. Allein ich betrog mich in meiner Erwartung.

Das Bedürfniß besserer und umfassenderer Versorgungs- und Krankenanstalten wuchs aber mit jedem Tage im Jahre, und ich sah mich daher genöthiget, meine Anträge zu ihrer Verbesserung nicht nur von Zeit zu Zeit zu wiederholen, sondern ihnen auch mehr Nachdruck zu geben. Dennoch ging ein Jahr nach dem andern hin, bis im Jahr 1824 der Kaufmann Scharrer zum zweiten Bürgermeister gewählt wurde. Dieser eben so thätige als einsichtsvolle Mann hatte schon als Magistratsrath die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform der Versorgungs- und Krankenanstalten erkannt, er machte dieselbe gleich nach dem Antritt seines Bürgermeisteramts zu einem Hauptgegenstand seiner Thätigkeit, und arbeitete gemeinschaftlich mit mir den Plan zu derselben aus. Einverstanden mit mir, daß vor allem die Herstellung eines allgemeinen Krankenhauses nöthig sei, wurde ein Platz außerhalb der Stadt dazu ausersehen, der Platz von dem sich für alle das Gemeinwohl der Stadt betreffende Anstalten

thätig intereſſierenden Marktvorſteher Platner aus eigenen Mitteln erkauft, von dem Bauinſpektor Schmidter der Riß zu dem Gebäude nach meiner Angabe verfertigt, die Koſten des Gebäudes, ſeiner Einrichtung und Unterhaltung von dem Bürgermeiſter Scharrer berechnet, und die Mittel zu ſeiner Dotierung angegeben. Wäre Scharrer Bürgermeiſter geblieben, ſo wäre zuverläſſig der Plan ausgeführt worden, denn wie zu ſo vielem andern, was während ſeines Bürgermeiſteramts trotz aller ihm in Weg gelegter Hinderniſſe zu Stande gekommen, war er auch dazu der Mann. Aber nachdem die ſechs Jahre, auf die er gewählt worden, vorüber waren, kam ein Anderer an ſeine Stelle, und ſo wie dieſer eingetreten, war auch von Erbauung eines Krankenhauſes keine Rede mehr. Die Schuld, daß es an Geld zur Erbauung eines Krankenhauſes fehlte, lag nicht an der Unzulänglichkeit der Renten der Stiftungen, ſondern an der Art ihrer Verwendung zu Almoſen. Allerdings hat in neuern Zeiten die Armuth in Nürnberg bedeutend zugenommen; allein, genau betrachtet, nicht ſowohl die Armuth, als vielmehr die Armen, und die Urſache dieſer Zunahme der Armen liegt ohne Zweifel in der Fehlerhaftigkeit der öffentlichen Armenpflege. Die Hauptaufgabe einer guten Armenpflege iſt, die Zahl der Armen zu vermindern, und dieſe Aufgabe kann nur gelöſt werden durch Herſtellung öffentlicher Beſchäftigungsanſtalten, die aber nicht zugleich Strafanſtalten ſein dürfen, wie die in Nürnberg beſtehende. Sie müſſen reine Beſchäftigungsanſtalten ſein, in welchen Jeder, der arbeiten will, auch Arbeit findet, und ſich nicht ſchämen darf, in ſie aufgenommen zu werden. Nur Arme, die durch ihre Arbeit nicht ſo viel erwerben können, als ſie zur nothdürftigen Erhaltung ihrer Familien bedürfen, haben gerechten Anſpruch auf Unterſtützung durch Almoſen, ſo wie diejenigen, die gar nicht mehr arbeiten können, zur Aufnahme in eine öffentliche Verſorgungsanſtalt. Almoſen an Müßiggänger, und aus Mitleiden an Scheinarme gegeben, die ſie ertrotzen oder durch ihre Wehklagen erſchleichen, helfen der Armuth nicht ab, ſie dienen vielmehr, die Zahl der Armen zu vermehren, und wenn man mir von täglicher Zunahme der Armuth in Nürnberg ſprach, ſo war ich immer der Meinung, daß die Rede blos von Zunahme der Armen, nicht der Armuth, ſein könne. Bei der täglich höher geſteigerten Induſtrie in der Stadt, und dem täglich ſich vermehrenden Verkehr kann es unmöglich Viele geben, die nicht Arbeit

finden, wenn ſie arbeiten wollen, und um die wahrhaft Armen von den ſcheinbar Armen zu unterſcheiden, iſt vor allen Dingen eine genaue Armen-Konſcription nöthig. So lange eine ſolche nicht hergeſtellt iſt, nützt auch der zahlreichſte Armenpflegſchaft-Rath nichts, weil es ihm an der Grundlage fehlt, worauf er ſein Urtheil über die Bedürftigkeit der um Almoſen Bittenden bauen muß; im Gegentheil je zahlreicher er iſt, deſto ſchlimmer iſt es, weil in Ermangelung jener Grundlage das Meiſte von der Gunſt der Armenpflegſchafts-Räthe abhängt, welche, wie die Erfahrung lehrt, ſehr oft Leuten zugewendet wird, die gar nicht zu den Armen gehören, und das ihnen gereichte Almoſen den Bier- und Branntweinwirthen, den Lotto-Kollekteuren, ja ſogar dem Theaterkaſſier zutragen.

Daß ich bei der täglich zunehmenden Unzulänglichkeit der beſtehenden Verſorgungs- und Krankenanſtalten meine Anträge, da ſie bei dem Magiſtrat nichts fruchteten, um ſo öfter und nachdrücklicher an die Kreis-Regierung gemacht, brauche ich eben ſo wenig zu ſagen, als daß auf jeden meiner Berichte die Regierung den Magiſtrat nachdrücklich zur möglichſt baldigen Herſtellung des fraglichen neuen Krankenhauſes aufgefordert habe. Aber auch dieſe Aufforderungen von Seite der Kreis-Regierung fruchteten nichts, der alte Grund, daß es an Geld fehle, wurde jederzeit wieder aufs neue hervorgehoben, und das Einzige, was geſchah, war, daß man jetzt etwas ernſtlicher die Wege aufzuſuchen anfing, auf welchen daſſelbe herbeizuſchaffen ſein möchte. — So ſtand es am Schluſſe des Jahres 1835, als wieder ein neuer zweiter Bürgermeiſter gewählt wurde. Die Wahl fiel auf einen Mann, zu welchem, wie die ganze Stadt, auch ich das größte Zutrauen hatte. Es war der zeitherige Marktvorſteher Johann Merkel, der würdige Sohn des erſten Marktvorſtehers und Aſſeſſors bei'm königlichen Handels-Appellations-Gericht Johann Wolfgang Merkel, deſſen ich ſchon früher erwähnte, und von dem ich in der Folge noch ausführlicher ſprechen werde, — ein eben ſo kenntnißreicher und thätiger, als rechtſchaffner Mann. Schon als Vorſtand des Kollegiums der Gemeinde-Bevollmächtigten hatte er ſich der ſtädtiſchen Verſorgungs- und Krankenanſtalten bei jeder Gelegenheit angenommen, und ich konnte daher mit Zuverſicht von ihm erwarten, daß er als Bürgermeiſter vollenden werde, was ſein früherer Vorgänger Scharrer ſo rühmlich begonnen hatte. Ich hatte bereits mein ſieben und ſiebenzigſtes Lebensjahr zurückgelegt,

und hätte wohl noch vor meinem Tode ein Werk ausgeführt ſehen mögen, das mir mehr, als alles andere, am Herzen lag, und dem zu lieb ich von keiner Gelegenheit, meine Stelle mit einer andern, wenn gleich vortheilhaftern und ehrenvollern, zu vertauſchen, Gebrauch machte. Ich hätte Kreis-Medicinalrath in Baireuth, Direktor der Krankenanſtalten in Bamberg, Mitglied des Ober-Medicinalkollegiums in München werden können; aber ich hatte meine Stelle in Nürnberg vorgezogen, und nur die Ausſicht auf baldige Herſtellung eines allgemeinen Krankenhauſes, und die dadurch möglich gemachte beſſere Organiſation des Spitals zum heiligen Geiſt, als Verſorgungsanſtalt, ließ es mich, ungeachtet der Verzögerung von einem Jahr zum andern, nicht bereuen, der Stadt jene Opfer gebracht zu haben.

Aber es iſt nun Zeit, daß ich auch Etwas von meinem geſelligen und häuslichen Leben in Nürnberg ſage, und billig ſpreche ich auch hier wieder zuerſt von meinem häuslichen. Meine Frau war bald in Nürnberg eingewohnt, ſie war froh, wieder in einer größern Stadt zu leben, und die freundſchaftlichen Verhältniſſe, in welche ſie nach und nach mit mehrern Familien gerieth, machten ihr den Aufenthalt in derſelben je länger je angenehmer. Meine Tochter war bereits herangewachſen, und die Zeit näher gekommen, wo wir ſie an einen wackern Mann verheurathet wünſchten. Dieſen fanden wir in dem königlichen Ober-Poſtamts-Sekretär Hänlein, einem wohlgeſtalteten, braven und tüchtigen jungen Mann aus einer der angeſehenſten Familien in Ansbach, und wir hatten keine Urſache, es zu bereuen, daß wir ihm unſere einzige Tochter zur Frau gegeben hatten. Allein er bekam an ihr auch eine Frau, welche von ihrer Mutter zu einer tüchtigen Hausfrau gebildet worden. Die Frucht ihrer Ehre waren drei Mädchen, geſund, wohlgebildet, begabt mit viel verſprechenden Fähigkeiten. Sie wuchſen freudig heran, und ſie ſo gedeihend und jugendlich heiter um mich zu ſehen, iſt die ſchönſte Freude meines Alters, und macht mich ſelbſt wieder jung.

Weniger Erfreuliches kann ich leider von meinem Sohn ſagen. Er war jünger, als meine Tochter, als Kind eben ſo gut geartet, wie ſie, und als Knabe wegen der ausgezeichneten Fähigkeiten, die er verrieth, eben ſo viel verſprechend, als durch ſeine Wohlgeſtalt ſich empfehlend. Er ſollte Jurisprudenz ſtudieren, und nachdem er

die Gymnasial-Studien vollendet hatte, begab er sich auf die Universität zu Altdorf. Hier gehörte er nach dem einstimmigen Zeugniß seiner Lehrer zu den fähigsten, fleißigsten und wohlgesittetsten Studenten, ja er wurde von denselben als Muster für die andern aufgestellt. Allein im Jahr 1809 wurde die dortige Universität aufgehoben, mein Sohn bezog mit andern daselbst Studierenden die Universität Erlangen, und mit der Veränderung des Orts wurde er ein ganz anderer Mensch. Er gerieth in schlechte Gesellschaften, gewöhnte sich das Trinken an, machte Schulden, und ob er schon seine Kollegien fleißig besuchte, kam er doch in seinen Studien nicht so weit vorwärts, als er bei seinen Fähigkeiten hätte kommen können. Ich hatte von dem wüsten Leben, dem er sich ergeben, lange nichts erfahren, ich hörte blos zufällig davon, und man kann sich leicht denken, daß ich ihm darüber die ernstesten eindringendsten Vorstellungen machte. Betroffen von diesen Vorstellungen bezeigte er nicht nur Reue wegen des Vergangenen, sondern er klagte sich darüber auch selbst an, und versprach mit Thränen, dem unseligen Hang zu entsagen. Allein dieser Hang war bereits zu tief bei ihm eingewurzelt, als daß er hätte Wort halten können, auch blieb er seinen bisherigen schlechten Gesellschaftern, die seine Gutmüthigkeit oder vielmehr seinen Leichtsinn je länger je mehr mißbrauchten, zu getreu, als daß ihn bessere Gesellschaften hätten anziehen können. Alles, was er über sich vermochte, war, daß er sich mehr zu Hause hielt, die Bierhäuser etwas seltener besuchte, und fleißiger studierte; seine Neigung zum Trinken ganz zu bezwingen vermochte er nicht, weder auf der Universität, noch während seiner nachherigen verschiedenen Anstellungen im Staatsdienst. Bei seiner guten Konstitution hatte diese Leidenschaft lange keinen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit, auch betrieb er seine Amtsgeschäfte dabei zwar lässiger, aber doch so, daß ihm keine Versäumniß zur Last gelegt werden konnte, weil seine Talente seine Lässigkeit vergüteten. Allein um so stärker zeigte sich späterhin die verderbliche Wirkung derselben. Er fing an Blut auszuhusten, die Anfälle von Bluthusten kamen öfter und stärker, und die Folge war eine unheilbare Lungenschwindsucht, an welcher er im September 1825 starb, in einem Alter von fünf und dreißig Jahren. Wäre er in Erlangen geblieben, der er in Altdorf war, was hätte er bei seinen Talenten leisten können, und was würde aus ihm geworden sein! Ich darf hieran nicht denken, ich muß vielmehr froh

ſein, daß er nicht länger gelebt hat, wenn ich bedenke, wozu ihn eine Leidenſchaft, die er nicht mehr zu überwinden vermochte, hätte führen können.

Es iſt leicht zu erachten, daß ich in der langen Reihe von Jahren, welche ich in Nürnberg durchlebte, in manche Verbindungen gekommen bin, die mir das Leben daſelbſt intereſſant nnd angenehm machten. Zuerſt erwähne ich hier die Verbindung, in welche ich, als Mitglied der Regierung, mit dem General-Kommiſſär, Freiherrn von Lerchenfeld, dem Nachfolger des Grafen von Thurheim, den Direktoren von Hettersdorf und von Kraker, und den Räthen Celle, von Laher und Freudel, und bei der Finanzkammer mit den Räthen Nagler, Roth und Luz, kam, vorzüglich aber des Wiederzuſammentreffens mit meinem vormaligen Würzburger Kollegen und Freund Paulus, der als Schulrath bei der Regierung angeſtellt ward, und an deſſen Frau auch die meinige ihre alte liebe Freundin wieder gefunden hatte. Nicht minder, als die Mitglieder der Regierung, gewann ich mir auch die meiſten Profeſſoren an dem Gymnaſium, beſonders den Rektor an demſelben, den in der Folge als Profeſſor der Philoſophie in Berlin ſo berühmt gewordenen Hegel, und den Profeſſor Helbe, nachmaligen Profeſſor in Erlangen, und an der Realſchule die Profeſſoren Schweigger, Schubert, Pfaff ꝛc. zu Freunden. So lange ich mit dieſen Männern zuſammen lebte, hatte ich die froheſten Tage in Nürnberg, und in ſo viele freundſchaftliche Verbindungen ich auch in der Folge mit andern wackern Männern gekommen bin, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich dieſer ſchönen Zeit noch immer mit Freude gedenke, und ſchmerzlich bedaure, daß ſie vorüber iſt.

Daß ich von den Aerzten in Nürnberg zuerſt den D. Oſterhauſen kennen lernte, habe ich ſchon geſagt. Bald lernte ich auch die andern, Bayer, Weiß, Curich, Riederer, Schedelock, Eichhorn und beide Preu kennen. Ich fand an ihnen insgeſammt tüchtige Aerzte, und fleißige, thätige und größtentheils auch brave Männer; aber doch war mir Oſterhauſen immer der liebſte, nicht weil ich ihn für den gelehrteſten der Nürnberger Aerzte halte, denn gelehrt kann jeder werden, der viel lieſt und fleißig ſtudiert, ſondern weil ich an ihm einen der beſten Menſchen kennen lernte, die mir je vorgekommen ſind. Wir waren bald die beſten Freunde zuſammen, unſere Freundſchaft beſteht noch, und ſie wird

bestehen, so lange wir leben. Nächst meinem Freund Osterhausen war mir der liebste Eurich, ein eben so braver Mann, als ein tüchtiger und, was so selten ist, ein selbstdenkender Arzt. Das Letztere war auch der jüngere Preu, der als Stadtgerichtsarzt in Nürnberg starb, ein ausgezeichnet guter und mit vielen Kenntnissen ausgerüsteter Kopf. Mit den übrigen Aerzten kam ich weniger in Berührung, und es bildete sich daher auch kein näheres freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen und mir.

Das Gleiche war der Fall mit den in immer größerer Zahl in der Stadt auftretenden jüngern Aerzten. Anstatt sich an die ältern Aerzte anzuschließen, machten sie lieber ihren Weg für sich, suchten sich bei dem Publikum zu insinuiren und geltend zu machen, auf welche Art sie konnten, und so gelang es denn auch Mehrern, die ältern zu verdrängen, so daß sie, gleich den Landärzten, wie man leider auch von den Aerzten zu sagen pflegt, bald zu einer bedeutenden Kundschaft gelangten. Daß auch ich zu diesen ältern Aerzten gehörte, auf deren Verdrängung die jüngern ausgingen, obschon sie mich zuweilen zu Konsultationen rufen ließen, versteht sich von selbst. Nur wenige von diesen jungen Aerzten kultivirten das Verhältniß, in welches sie als Besucher der Krankenanstalten während ihres praktischen Bienniums mit mir gekommen waren, und von diesen nenne ich vorzüglich Merkel und Lochner, von denen ich gewiß bin, daß sie meine Freunde bleiben werden, so lange ich lebe.

Mehr, als mit den Aerzten, kam ich in freundschaftliche Verhältnisse mit einigen Geistlichen, wie mit dem verstorbenen Dekan Veillodter, dem Pfarrer Seyfried, und späterhin mit den Pfarrern Seiler und Hilpert, und dem Hauptprediger Fikenscher, so wie auch mit mehrern bürgerlichen Familien, von denen ich hier vor allen andern die Merkelsche nenne. Habe ich je einen Mann gekannt, von dem man sagen konnte, er sei ein ganzer Mann, so war es der Vater der Familie, Paul Wolfgang Merkel. Anerkannt als einer der ersten Kaufleute in der Stadt, war er auch anerkannt als ihr erster Bürger. Reich an den vielseitigsten Kenntnissen, rastlos thätig in seinem Beruf, und überall, wo Einsicht und kraftvolle Thätigkeit erfordert wurde, in Anspruch genommen, war er auch ein Mann von dem edelsten Charakter, ein treuer Freund seiner Freunde, ein redlicher Berather jedes Rathsbe-

dürftigen, ein furchtloſer Vertheidiger und Schützer des gekränkten Rechts, ein zärtlicher Gatte, ein liebevoller Vater, kurz, Alles, was ein Mann ſein ſoll. Gleich nach meiner Ankunft in Nürnberg wurde ich mit ihm bekannt durch ſeinen Schwiegerſohn und meinen Landsmann, den damaligen ſtädtiſchen Konſulenten und jetzigen Präſidenten des proteſtantiſchen Ober-Konſiſtoriums in München, Roth. Mein Wunſch, mit ihm und ſeiner würdigen Familie in nähere Verbindung zu kommen, wurde bald erfüllt, mit Niemand kam ich öfter zuſammen, als mit ihm, ich wohnte zwölf Jahre lang in einem ſeiner Häuſer, ſo bequem und behaglich, als wenn ich Eigenthümer des Hauſes geweſen wäre, und ich freue mich, ſagen zu können, daß die freundſchaftlichen Geſinnungen des Vaters gegen mich auch auf ſeine Söhne fortgeerbt haben.

Nächſt Merkel hatte ich einen andern wahren Freund an dem Spitalverwalter Sörgel. Er war ſchon ein bejahrter Mann, als ich ihn kennen lernte, aber noch lebhaften Geiſtes und heitern Gemüths. Ich habe wenige ſo wohlwollende Menſchen geſehen, wie er war, und, was ſo ſelten iſt, ſein Wohlwollen war allgemein, wem er etwas Gutes erweiſen konnte, dem erwies er es, nicht aus Eitelkeit, ſondern weil er von Herzen wohlwollend war, kurz, er war ein echter alter Nürnberger, ein Mann aus der alten guten Zeit, wie er denn dieſe alte gute Zeit bei jeder Gelegenheit zu preiſen pflegte.

Solcher Freunde gewann ich nach und nach immer mehrere, und zwar nicht allein unter dem männlichen, ſondern auch unter dem weiblichen Geſchlecht. Von den erſtern nenne ich vorzüglich den ehemaligen Bürgermeiſter, jetzigen Direktor der polytechniſchen Schule, Scharrer, von dem ich ſchon an einem andern Ort geſprochen, den Bürgermeiſter Binder, wegen ſeiner Rechtlichkeit eben ſo achtungswerth, als wegen ſeiner Tüchtigkeit und Gewandtheit in Geſchäften, die Advokaten Kreitmeier, dem ich für die vielen mir und meiner Familie geleiſteten Dienſte beſondern Dank ſchuldig bin, und Touſſaint, beide allgemein anerkannt als geſchickte Advokaten und rechtſchaffene Männer, und noch mehrere Andere; unter den letztern vorzüglich die Frau Gräfin von Pückler, die Frau von Peterſon, jetzt Frau von Tutſchef, die Frau Legationsräthin von Hepp, und ein Fräulein von Kretſchmann, Tochter des berühmten vormaligen Coburgiſchen Miniſters von Kretſchmann.

Die Erſte war die Gemahlin des vormaligen Würtenbergiſchen Oberſtkammerherrn Grafen Friederich von Pückler, und wohnte mit ihrem Gemahl, ſeit er ſich vom Dienſt zurückgezogen hatte, in Nürnberg ſchon einige Jahre vor meiner Ankunft daſelbſt. Als Landsmännin hatte ich ſie ſchon früher gekannt, ich erneuerte dieſe Bekanntſchaft in Nürnberg, kam aber erſt in nähere Verbindung mit ihr, nachdem ſie Wittwe geworden war. Sie war in jeder Hinſicht eine treffliche Frau, und je näher man ſie kennen lernte, deſto mehr mußte man ſie achten wegen ihres männlichen Verſtandes und der Würde ihres Betragens, und lieben wegen ihres guten Herzens, welches ſich unverkennbar in ihrem Wohlwollen gegen Jedermann, ihrem höflichen freundlichen Benehmen auch gegen die Geringſten, und ihrer zuvorkommenden, in keinem Fall verweigerten Dienſtfertigkeit ausſprach. Sie ſtarb erſt vor einigen Jahren in einem Alter von ſechs und ſiebenzig Jahren, eben ſo betrauert nach ihrem Tode, als geſchätzt in ihrem Leben.

Die Zweite, die Frau von Tutſchef, iſt eine der geiſtreichſten und liebenswürdigſten Frauen, die ich kenne, und die Stunden, welche ich im Umgang mit ihr zubrachte, gehören zu den angenehmſten meines Lebens. Auch meiner Frau war ſie eine gleich liebe Freundin, und mit Wehmuth ſahen wir ſie, als ſie nach dem Tod ihres erſten Mannes, den ich ebenfalls zu meinen wahren Freunden zählen darf, nach München zog, von uns ſcheiden.

Die Dritte iſt die Wittwe des ehemaligen Legationsrath von Hepp, eines wegen ſeiner Herzensgüte allgemein geachteten Mannes. Sie iſt ſchon eine Frau von Jahren, aber noch eben ſo gefällig, als wie zu Lebzeiten ihres Mannes, eine treue Anhängerin ihrer Freunde und Freundinnen, artig gegen Jedermann, und wegen ihrer prunkloſen Wohlthätigkeit gegen die Armen allgemein geehrt und geliebt.

Das Fräulein Bertha von Kretſchmann kenne ich erſt ſeit einigen Jahren, und ich glaube, ſie richtig genug zu ſchildern, wenn ich ſage, daß ich ſie nie ſehe, ohne mich an das früher geſchilderte Fräulein von Gemmingen zu erinnern, welcher ſie an Geiſt und Herz gleich iſt. Seit der Auflöſung des Pegnitzkreiſes, wo Paulus nach Ansbach verſetzt wurde, und der Aufhebung der Realſchule, wo die an derſelben angeſtellten Profeſſoren Pfaff, Schubert, Schweigger u. ſ. w. die Stadt verließen, blieben

mir nur wenige Freunde, mit denen ich mich geistig unterhalten konnte, und auch mit diesen, wie z. B. mit Osterhausen, kam ich, weil es ihnen ihre Geschäfte und anderweitigen Verhältnisse nicht erlaubten, selten zusammen. Diesen Mangel an geistiger Unterhaltung ersetzte mir Fräulein von Kretschmann reichlich. Was nur irgend von einem gebildeten Frauenzimmer verlangt werden kann, besaß sie in vollem Maß. Ohne zu den gelehrten Frauenzimmern zu gehören, war sie reich an Kenntnissen aller Art, aber diese Kenntnisse waren nicht eingelernt, wie bei andern, das Eingelernte war bei ihr zum Eigenthum geworden, ihre Ansichten über Geschichte, Philosophie, Religion u. s. w. hatten etwas Originelles, und nie unterhielt ich mich mit ihr über einen dieser Gegenstände, ohne für die Berichtigung und Erweiterung meiner eigenen etwas gewonnen zu haben. Daher gab ich ihr auch die meisten meiner philosophischen Aufsätze, ehe ich sie ins reine schrieb, zu lesen, und nie erhielt ich sie zurück, ohne daß sie von den trefflichsten Bemerkungen begleitet gewesen wären.

So lieb mir auch alle diese Freunde und Freundinnen waren, und so wohl ich mich in ihrem Umgang befand, so kam ich doch nicht so oft mit ihnen zusammen, als ich wünschte. Nicht nur hatten sie selbst ihre Geschäfte, denen sie den größten Theil ihrer Zeit widmen mußten, wie meine Vorgesetzten und Kollegen bei der Regierung, die Professoren an dem Gymnasium und an der Realschule u. s. w., sondern auch ich hatte die meinigen, vorzüglich aber hielt mich von freundschaftlichen Besuchen meine Praxis ab. Denn obschon diese nie weit ausgebreitet war, so mußte ich ihr doch den größten Theil des Vormittags widmen, und die Nachmittagsstunden benutzte ich zum Studieren, so daß ich selten dazu kam, die Abendgesellschaften zu besuchen, wo ich mit meinen Freunden hätte zusammen kommen können. Die häufigste Gelegenheit, sie zu sehen, gaben mir die Kranken, die ich in ihren Familien zu behandeln hatte, allein Besuche dieser Art sind vielmehr betrübend als erfreuend, und ich kann sie daher nicht zu den freundschaftlichen rechnen, von welchen hier die Rede ist. Ueberhaupt beschränkte sich mein Umgang größtentheils auf meine Patienten, und was mir bei demselben an freundschaftlicher Unterhaltung abging, das ersetzte mir wenigstens zum Theil der Gewinn an Menschenkenntniß, den er mir verschaffte. Niemand sieht die Menschen so,

wie ſie ſind, beſſer, als der Arzt. Sie legen, wenn ſie krank ſind, ihr Sonntagshabit ab, und erſcheinen im Schlafrock, wie vor ihren Bedienten, und der Arzt, der darauf ausgeht, die Gelegenheit ſie ſo zu ſehen, zur Vermehrung ſeiner Menſchenkenntniß zu benutzen, wie ich, geht nie leer aus. Wollte ich erzählen, was für Erfahrungen ich hier gemacht habe, ich würde nie fertig werden. So Viele, die ſich in geſunden Tagen als ſehr verſtändige Menſchen betrugen, und als ſolche allgemein erkannt waren, betrugen ſich ſo unverſtändig in ihren Krankheiten, daß es eine wahre Noth war, ihnen das Verſtändniß zu öffnen. So viele Andere, die in geſunden Tagen ſpotteten, wenn ſie hörten, dieſer oder jene Kranke betrage ſich kleinmüthig, ängſtlich, verzweifelnd, waren die wehleidigſten, kleinmüthigſten, ungeduldigſten Menſchen, wenn ſie erkrankten. So viele endlich, die in geſunden Tagen für die artigſten, höflichſten, freundlichſten Menſchen galten, waren in kranken gerade das Gegentheil, ungebärdig, grob, beleidigend, wie gegen ihre Umgebungen, auch gegen den Arzt. Von allen dieſen Gattungen von Kranken ſind mir ſehr viele vorgekommen, einer der merkwürdigſten aber iſt einer von der letzten Gattung, und ich kann um ſo weniger umhin, ſeiner zu erwähnen, da ich zuvor nie ſeines gleichen geſehen hatte. Es war ein bei der vormaligen Oeſterreichiſchen Regierung in den Niederlanden angeſtellter Baron, welcher, nachdem er zuvor in Wien, Prag und andern Orten als Penſionär gelebt hatte, nach Nürnberg gezogen war, — ein von Natur zwar hitziger, aber in ſeinem Benehmen der artigſte, höflichſte, wie in ſeinem Anzug der eleganteſte Herr; allein dies war er nur, ſo lange er geſund war. Sobald er zu kränkeln anfing, war er ein ganz anderer Menſch geworden, und wie ich ihn kennen lernte, war er der größte Egoiſt, den man ſich denken kann. Ungeachtet er ſchon tief in den achtzigen war, wollte er doch nicht begreifen, daß man in dieſem hohen Alter nicht mehr ſo geſund ſein könne, als zwanzig oder dreißig Jahre früher. Er meinte, es ſolle ihm gar keine Unpäßlichkeit zuſtoßen, und um auch die geringſte von ſich abzuhalten, verſchloß er ſich in ſein Zimmer, welches er auch in den wärmſten Sommertagen nicht verließ, und um den Zudrang jedes rauhen Lüftchens abzuwehren, ließ er ſelten ein Fenſter öffnen, ſelten das Zimmer reinigen, ſelten die Fenſtervorhänge waſchen, und eben ſo ſelten war er dahin zu bringen, ſeine Leibwäſche zu wechſeln. So benahm er ſich, auch wenn er ſich vollkommen

gesund fühlte; allein schon dieses stete Lauern auf seine Gesundheit erlaubte ihm selten, sich gesund zu fühlen, auch wurde er wirklich öfters von kleinen Unpäßlichkeiten befallen, und wenn eine solche eintrat, setzte sie ihn in eine solche Sorge für sein Leben, daß er nicht nur sich unausgesetzt an den Puls fühlte, auf jede kleine wirkliche oder eingebildete Veränderung, die er an sich wahrnahm, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit Acht gab, sondern auch die gleiche Aufmerksamkeit von mir verlangte, und damit ja nichts übersehen werde, sogar seinen Leibstuhl nie ausleeren ließ, bis ich seine Exkremente gesehen hatte, und wenn dies auch erst nach zwei Tagen geschah. So lebte er im eigentlichen Verstand in seinem Schmutz, und nur die Gewohnheit desselben konnte machen, daß er gleichwohl nie von einer bedeutenden Krankheit befallen worden. Fühlte er sich ganz wohl, so war er zwar etwas heiterer, und, wie zufriedener mit sich selbst, auch freundlicher gegen seine Umgebungen; allein da er für nichts Sinn hatte, als für sein eigenes Wohlbefinden, so nahm er auch gar keinen Antheil an den Leiden Anderer, so daß, wenn Jemand von seinen Umgebungen krank war, ja starb, wie seine Frau, die er in hohem Grad zu achten und zu lieben schien, und einer seiner Freunde, der über dreißig Jahre lang nicht von seiner Seite gekommen, eben so gleichgültig war, als ungebärdig und böse bei dem geringsten eigenen Uebelfinden. Er war ein wahrer Quälgeist seiner Umgebungen, selbst seiner Tochter, die alle Freuden des Lebens seiner Pflege opferte. Er wollte schlechterdings nie krank werden, er wollte stets gleich gesund sein, und da er nicht einsah, daß dies unmöglich sei, betrug er sich bei der geringsten Unpäßlichkeit wie ein ungezogenes Kind, dem man sein Spielzeug nehmen will, und zwar nicht nur gegen seine Umgebungen, sondern auch, wenn die Unpäßlichkeit nicht alsbald vorüberging, gegen mich, so daß ich mich mehrere Mal genöthigt sah, ihm den Kopf auf eine derbe Art zurecht zu setzen. Glücklicherweise war dieser Kranke der einzige dieser Art, der mir in meiner langen Praxis vorgekommen. Nichts hätte mir mein praktisches Leben mehr verleiden können, als mehrere Kranke seines gleichen, und man kann sich denken, wie froh ich war, daß ich in der Folge nichts mehr mit ihm zu thun hatte. Freilich machten mir häufig auch Kranke anderer Art, die ungeduldigen, kleinmüthigen, pretiösen, undankbaren, das Leben sauer genug; aber ich konnte es um so leichter ertragen, da weit die Mehrzahl meiner Kranken durch

ihr entgegengesetztes Betragen mich reichlich dafür entschädigten, was ich besonders von dem weiblichen Geschlecht rühmen muß, das sich, wie gewiß auch andere Aerzte erfahren haben werden, überhaupt in seinen Krankheiten ruhiger, geduldiger, ja selbst verständiger benimmt, als das männliche.

Daß ich in dem Verkehr mit Kranken der letztern Art für den Verdruß, den mir die zuvor genannten machten, mich hinlänglich, ja mehr als hinlänglich, entschädigt fand, brauche ich nicht zu sagen. Aber nicht minder entschädigte er mich auch für den Aerger, welchen mir manchmal die von dem obersten Medicinal-Kollegium ausgegangenen Verfügungen verursachten, zu deren Befolgung besonders ich, als Dirigent der öffentlichen Krankenanstalten, aufgefordert wurde. Ich rechne dahin vorzüglich die Anweisungen zu Versuchen mit neu aufgekommenen Arzneimitteln, wie z. B. dem Binelli'schen Wundwasser, der grünen Seife u. s. w., die neuen die Schutzpocken-Impfung betreffenden Verordnungen, und vor allen die Maßregeln, welche gegen die Cholera getroffen werden sollten. — Von dem Binelli'schen Wundwasser dachte ich wie von den meisten neu aufkommenden Arzneimitteln, zumal wenn so viel Rühmens in Journalen und Zeitungen davon gemacht wurde. Auch von diesem Wundwasser vermuthete ich voraus, daß es nicht mehr wirken würde, als jedes andere blutstillende Mittel, das Resultat meiner Versuche damit bestätigte meine Vermuthung, und ich sah, daß ich damit nichts gewonnen, sondern blos Zeit verloren hatte. — Von der grünen Seife hatte ich schon vorher in dem St. Sebastian-Spital Gebrauch machen lassen, und ich hatte nicht nöthig, ihre Wirksamkeit gegen die Krätze erst auf Befehl der Regierung kennen zu lernen. — Den neuern Verordnungen in Betreff der Schutzpocken-Impfung konnte ich schon darum nicht beistimmen, weil sie etwas bewirken sollten, was sie der Natur der Sache nach nicht bewirken können, die absolute Schutzkraft der Kuhpocken gegen die Menschenpocken. Freilich mußte der Baierischen Regierung, da ihr, als der ersten, welche die Schutzpocken-Impfung gesetzlich einführte, Alles daran gelegen sein mußte, die absolute Schutzkraft der Kuhpocken durch die That zu beweisen, jeder Vorschlag willkommen sein, der in dieser Absicht gemacht wurde, wie z. B. der Eichhornsche, recht viele und tiefe Stiche zu machen, und so veranlaßte sie auch jeder zu einer sich auf denselben beziehenden Verordnung, die sie erließ, ohne zu bedenken,

daß Maßregeln, wie die, das Impfgift unmittelbar von pockenkranken Kühen zu nehmen, als ob es entschieden wäre, daß dieses wirksamer sei, als das von Menschen auf Menschen fortgepflanzte, oder wie die oben erwähnte Eichhornsche, bei der Impfung nur recht viel Gift beizubringen, als ob Viel auch hier mehr thue, als Wenig, unmöglich zum Ziele führen können. Bekanntlich giebt es in Deutschland wenig oder gar keine pockenkranke Kühe, und so lange es daran fehlt, ist die Maßregel, das Impfgift unmittelbar von solchen Kühen zu nehmen, unausführbar, und wollte man, um sich pockenkranke Kühe zu verschaffen, das Gift von vaccinierten Menschen auf sie fortpflanzen, läßt sich wohl glauben, daß das Gift auf diesem Umwege an Kraft etwas gewinnen könne? Ferner kommt es bei der Impfung selbst zwar vor allem darauf an, daß das Gift, mit dem man impft, frisch ist, aber ist es denn frischer, wenn man es erst in Gläschen auffängt, als wenn man es unmittelbar von einer reifen Pocke aufnimmt, und dem Impfling beibringt, so lange es noch warm, lebenswarm, ist? Endlich, was den unwissenschaftlichsten von allen diesen Vorschlägen, den Eichhornschen, betrifft, daß man nämlich, um der schützenden Kraft der Kuhpocken ganz gewiß zu sein, nur recht viel Gift beizubringen habe, wie konnte wohl der gelehrte Eichhorn vergessen, daß, wie alle ansteckende thierische Krankheitsgifte, auch das Kuhpockengift nicht quantitativ, sondern qualitativ wirkt, und daß es gar nicht weder auf die Menge des beizubringenden Gifts, noch auf die Zahl der Stiche, noch auf die Tiefe derselben ankommt? Schon aus Mitleiden mit den armen Kindern hätte er nicht auf einen so grausamen Vorschlag kommen sollen. Mich, der ich schon seit einigen Jahren nicht mehr impfte, kümmerten zwar diese Maßregeln weniger, weil ich sie nicht zu befolgen hatte; aber ich ärgerte mich doch darüber, und um so mehr, da ich nie an eine absolute Schutzkraft der Kuhpocken gegen die Menschenpocken geglaubt hatte, schon damals nicht, als der Glaube daran allgemein war, und der Medicinalrath Krauß in Ansbach, in seiner bogenreichen Schrift: Die Schutzpocken-Impfung in ihrer endlichen Entscheidung, den Beweis geliefert zu haben wähnte. Nach meiner Ansicht schützt keine ansteckende Krankheit vor einer andern, ja nicht einmal vor der nämlichen, als blos auf eine längere oder kürzere Zeit. So schützt die Ruhr, der ansteckende Typhus u. s. w. nur, so lange die Epidemie dauert; kommt wieder eine neue Ruhr- oder Typhusepidemie, so

können Diejenigen, welche die Krankheit in der vorhergegangenen überſtanden haben, eben ſo gut wieder von ihr befallen werden, als die damals von ihr verſchont gebliebenen. Schon länger ſchützt das Scharlach und die Maſern, und am längſten ſchützen nach den bisherigen Erfahrungen die Menſchenpocken; allein ihre Schutzkraft iſt eben ſo wenig eine perennierende, als die der Ruhr, des Typhus, des Scharlachs und der Maſern, und es iſt unrichtig, wenn man ſagt, der Menſch bekomme die Pocken nur einmal in ſeinem Leben, richtiger würde man ſagen, der Menſch werde nicht alt genug, um die Pocken zum zweitenmal zu bekommen. Mit wie wenig Recht kann man daher den Kuhpocken eine abſolute Schutzkraft gegen die Menſchenpocken zuſchreiben? Wer an dieſelbe glaubt, hat auf gleiche Weiſe Theorie und Erfahrung gegen ſich, — die Theorie, weil ſie ſich vergebens nach Gründen umſieht, warum eine Krankheit vor der andern ſchütze, oder gar ſchützen müſſe, — die Erfahrung, weil ſie täglich Fälle genug aufſtellt, wo Vaccinierte, bei aller Vorſicht, mit welcher man bei ihrer Impfung verfuhr, wahre Menſchenpocken bekommen haben. Freilich weichen die bei Vaccinierten vorkommenden Pocken in vielen Stücken von den gewöhnlichen Menſchenpocken ab, ihr Verlauf iſt anders, ihre Erſcheinungen ſind anders, und, was die Hauptſache iſt, ſie ſind milder und gutartiger; aber man man irrt ſich, wenn man glaubt, ſie ſeien eine andere Art von Pockenkrankheit, vor welcher die Kuhpocken nicht ſchützen. Denn auch abgeſehen, daß hier ſogleich die Frage entſteht, warum die Kuhpocken nicht auch vor dieſer Art von Pockenkrankheit ſchützen ſollten? ſo kann die Verſchiedenheit derſelben von den gewöhnlichen Menſchenpocken, obſchon man beide durch verſchiedene Namen unterſchieden hat, indem man jene Varioloiden, dieſe Variolen nannte, doch nichts weiter beweiſen, als daß die wahren Menſchenpocken bei Vaccinierten gutartiger ſind, als bei Nicht-Vaccinierten, und ich denke, daß man ſich mit dieſer wohlthätigen Wirkung der Kuhpocken gar wohl hätte begnügen können. Der Glaube an die abſolute Schutzkraft derſelben iſt einmal ein Wahnglaube, das hat die Erfahrung zur Genüge erwieſen, und eingedenk, daß, was die Natur nicht will, die Kunſt nicht erzwingen kann, hätte man ihn längſt aufgeben ſollen, anſtatt daß man noch immer neue Verordnungen erläßt, von denen man ſich einbildet, daß durch ihre Befolgung der Zweck ganz gewiß werde erreicht werden.

Aber noch mehr, als die Anweiſungen zu Verſuchen mit neu aufgekommenen Arzneimitteln, und die Verordnungen im Betreff der Schutzpocken-Impfung, verdroſſen mich die Inſtruktionen in Betreff der Cholera, nicht nur die im Jahr 1832, ſondern auch die im Jahr 1836 ausgegangene. Allerdings war die erſtere, als ſie erſchien, viel beſſer, als ſie in ihrem erſten Entwurf war, und ich darf mir ſchmeicheln, daß ich, wie ich in der Folge erzählen werde, durch mein mir von dem Präſidium der Regierung in Ansbach abgefordertes Gutachten viel zu ihrer Abänderung beigetragen habe; aber ſie enthielt doch immer noch Vorſchriften genug, die nicht minder unzweckmäßig und unausführbar waren, als die zuerſt angeordneten Grenz-Kordons, die Abſperrung der Straßen und Häuſer, die den Aerzten vorgeſchriebene Kleidung u. ſ. w. Zu dieſen beibehaltenen Vorſchriften rechne ich vorzüglich die Errichtung von Cholera-Spitälern außerhalb der Städte, wohin alle Kranke, ſie mochten ſein, welche ſie wollten, gebracht werden ſollten. Auch in Nürnberg wurde ein ſolches Cholera-Spital außerhalb der Stadt, in der ſogenannten Johannis-Kaſerne, errichtet, und zur Hinſchaffung der Kranken wurde eine Art von Körben verfertigt, deren Anblick für Manche nicht minder furchtbar war, als die Krankheit ſelbſt. Da alle dieſe Anſtalten auf Befehl der Regierung getroffen wurden, ſo fand dagegen keine Einwendung Statt, der Befehl mußte, wie hoch ſich auch die Einrichtungskoſten des Spitals belaufen mochten, befolgt werden, und als Dirigent der Krankenanſtalten wurde ich dabei beſonders in Anſpruch genommen. Aber über dieſe Anordnungen zu denken, war nicht verboten, und je mehr ich darüber dachte, deſto weniger konnte ich ſie gut finden. — Erſtlich wurde dabei als entſchieden vorausgeſetzt, daß die Cholera eine fremde Krankheit ſei, die aus Aſien nach Europa gekommen, was ich nicht glauben konnte, weil ich in meiner Praxis Fälle genug von unſerer einheimiſchen, unrichtig ſo genannten ſporadiſchen Cholera geſehen hatte, wo die Krankheit von eben ſo fürchterlichen Symptomen begleitet war, und eben ſo ſchnell tödtete, als die aſiatiſche. — Zweitens wurde dabei als eben ſo entſchieden angenommen, die Cholera ſei eine anſteckende Krankheit, deren Verbreitung eben ſo ſicher verhindert werden könne, als die Verbreitung der Peſt, was ich eben ſo wenig glauben konnte, als daß ſie eine fremde Krankheit ſei, weil ich von allen Orten her hörte, daß ſie gegen die Gewohnheit anſteckender Krankheiten nicht

allmählig von einem Ort zum andern fortſchreite, daß ſie bald dieſen bald jenen überſpringe, um einen entferntern deſto ärger heimzuſuchen, daß ſie da, wo ſie ausgebrochen, nicht ſo viele Menſchen befalle, und nicht ſo lange dauere, als andere anſteckende Krankheiten, und weil ich, wenn von Fällen erzählt wurde, wo wirklich Anſteckung Statt gehabt zu haben ſchien, Grund zu haben glaubte, die Anſteckung ſei vielmehr *pſychiſch*, als Wirkung der Furcht vor der Krankheit, oder des Entſetzens über den Anblick eines Kranken, als vermittelſt eines übertragenen *materiellen Stoffes*, erfolgt. — Endlich wurde bei jenen Anordnungen nicht bedacht, daß die Cholera eine viel zu ſchnell verlaufende Krankheit iſt, als daß man Zeit hätte, die Kranken in ein weit entferntes Spital zu transportieren, daß Viele unterwegs würden ſterben müſſen, ja daß Manche ſchon der Abſcheu vor den Cholera-Körben tödten könnte. Nach meiner Anſicht waren alle dieſe Anordnungen nicht nur überflüſſig und unausführbar, ſondern auch nachtheilig, weil ſie die Furcht vor der Krankheit vermehren müſſen, die Furcht aber mehr, als alles Andere, für ſie empfänglich macht. Wer ſich vor einer Krankheit nicht fürchtet, wird nicht leicht von ihr ergriffen, und beſonders von einer nicht anſteckenden, wie die Cholera, bei welcher, dem oben Geſagten zufolge, die Anſteckung, wenn ſie irgend Statt hat, nur auf pſychiſchem Wege zu erfolgen ſcheint. Daher bin ich feſt überzeugt, daß, wenn nicht zu ihrer Abhaltung, doch zur Verhinderung ihrer Verbreitung in den Orten, wo ſie ausgebrochen, die wirkſamſten Mittel ſolche ſind, welche die Furcht vor ihr vermindern. Um einen Feind weniger zu fürchten, muß man ihn nicht von fern, wo er immer furchtbarer ſcheint, als er iſt, ſondern in der Nähe ſehen. Man muß, wenn er ſich zu nähern droht, ihn nicht durch Grenz-Kordons, durch Abſperrungen, oder andere dergleichen unmächtige Vorkehrungen abzuhalten, und wenn er wirklich da iſt, ſich nicht vor ihm zu verbergen ſuchen, ſondern ihm muthig ins Angeſicht ſehen, und was insbeſondere die Aerzte betrifft, ſo ſind ſie es, die hier vorzüglich mit einem guten Beiſpiel vorangehen müſſen. Der Muth, den ſie zeigen, wird auch Andere muthig machen; auch dürfen ſie den Muth nicht ſinken laſſen, wenn ſie ſehen, daß die Krankheit ihrer Kunſt ſpottet. Schon *Sydenham* hat geſagt, daß ihm bei ungewöhnlichen Epidemien im Anfang die meiſten Kranken ſterben, und daß er erſt, wenn er den Genius der Krankheit genauer ſtudiert und erkannt habe,

in ihrer Behandlung glücklicher sei. Dies gilt auch vorzüglich von der Cholera. Auch hier kommt es vor allem darauf an, den Genius der Krankheit zu studieren und zu erkennen, und es ist kein Zweifel, daß die Cholera-Aerzte aller Orten dieses Studium nicht versäumt haben. Aber anstatt sich nach specifischen Mitteln gegen die Krankheit umzusehen, die es nicht giebt, und nicht geben kann, hätten sie dieselbe vielmehr nach allgemeinen therapeutischen Principien behandeln sollen, was leider die wenigsten gethan zu haben scheinen, ohne Zweifel in der Meinung, daß eine so ungewöhnliche Krankheit auch eine ungewöhnliche Behandlungsart erfordere. Allein dem ist nicht also. Wie jede andere Krankheit, muß auch die Cholera nach allgemeinen therapeutischen Principien behandelt werden, und daß die rechte Methode noch nicht gefunden ist, beweist nicht, daß es keine solche giebt, es beweist vielmehr, wie sehr es überhaupt noch an einer wissenschaftlichen Therapie fehlt. Daher werden vor der Hand zweckmäßig getroffene policeiliche Vorkehrungen immer die Hauptsache bleiben, und wenn sie so sind, wie sie neuerlich in München getroffen worden, so leisten sie gewiß Alles, was man erwarten kann. Unläugbar haben sie viel dazu beigetragen, daß sich die Krankheit nicht allgemeiner verbreitet und länger geherrscht hat. Aber das Meiste hat gewiß die Furchtlosigkeit des Königs, da er München auch zur Zeit der größten Gefahr nicht verließ, und der Muth des Fürsten von Wallerstein gethan, der beinahe täglich die Cholera-Spitäler persönlich besuchte, und während er die Kranken tröstete, den Gesunden in seinem Beispiel den Beweis lieferte, daß Muth das kräftigste Vorbeugungsmittel gegen die Cholera sei.

Aber genug nun von medicinischen Dingen; jetzt auch wieder Etwas von meinem geselligen Leben. — Größere Gesellschaften besuchte ich in den spätern Jahren meines Aufenthals in Nürnberg viel seltener, als zu Anfange, auch hatte ich weniger Anlaß dazu, da sie selbst seltener wurden. Die belebtesten und interessantesten derselben waren die, welche der verstorbene Generallieutenant Graf von Ekart gab. Er war der einzige, welcher in Nürnberg ein sogenanntes Haus machte, und wie er selbst einer der höflichsten gefälligsten und unterhaltendsten Männer, und seine Gemahlin eine gleich gefällige und unterhaltende Dame war, so waren auch die Gesellschaften in seinem Hause für Jeden, der dazu geladen war, gleich angenehm. Er wußte Jedem die ihm angemessene Unterhaltung zu

verſchaffen; wer ſpielen wollte, fand ſeinen Spieltiſch, wer ſich mündlich unterhalten wollte, fand ſeinen Mann, wer ein Liebhaber der Muſik war, konnte Klavierſpielen und Singen hören, ja es fehlte auch nicht an einem Liebhabertheater für die jüngere Welt. — Nicht minder angenehm, als die Geſellſchaften, waren auch die Diner's, die er gab. Sie waren alle eben ſo geſchmackvoll angeordnet, als reich die Tafeln an den ausgeſuchteſten Speiſen und köſtlichſten Weinen. Die Tiſchgeſellſchaft war gewöhnlich zahlreich, und die dadurch bewirkte Manchfaltigkeit der Unterhaltung machte, daß jeder Gaſt ſich heiter und vergnügt fühlte. Die Unterhaltung bezog ſich auf alle mögliche Gegenſtände, und, wie leicht zu erachten, kamen manchmal auch ſolche vor, die tüchtig zu lachen machten. So erinnere ich mich z. B. eines ſolchen Gaſtmahls, dem ein gewiſſer Cavallerie-Oberſt, ein Herr von B., beiwohnte. Es war die Rede von der damals viel beſprochenen Behauptung, daß der Kopf auch nach ſeiner Trennung von dem Rumpfe noch Bewußtſein habe. Der größte Theil der Geſellſchaft widerſprach dieſer Behauptung, der Oberſt nahm die entgegengeſetzte Parthie, es kam zum Streit, und nachdem lange hin und her geredet worden, ſagte endlich der General, auf mich hinweiſend: „Da ſitzt ja ein Arzt, der wird es uns am beſten ſagen können, was an der Sache iſt.“ Ich hatte bis dahin blos zugehört, und es machte mir Vergnügen, einen Mann, der von dergleichen Dingen gar nichts verſtehen könne, doch als ſo geſcheidter Mann, wie er war, ſo entſcheidend darüber ſprechen zu hören. Allein da ich zum zweiten mal aufgefordert wurde, meine Meinung abzugeben, ſo ſagte ich, daß ich dieſe nicht klarer ausſprechen zu können glaube, als wenn ich eine Geſchichte erzähle, die ganz deutlich zeigen werde, was an der Sache ſei. Ich erzählte alſo, es ſei einmal ein Scharfrichter geweſen, der ſo fertig in ſeiner Kunſt war, daß, wenn er einen köpfte, der Kopf ſo geſchwind und geſchickt abgehauen ward, daß der Geköpfte glaubte, der Kopf ſitze noch ſo feſt, als vorher. Ein ſolches Meiſterſtück der Scharfrichterkunſt ſei ihm nun beſonders bei einem kurzhalſigen Delinquenten gelungen, dieſer habe gar nichts von der vollbrachten Operation gemerkt, ſondern er ſei, dieſelbe jeden Augenblick erwartend, ſitzen geblieben, wie ihm aber die Zeit endlich zu lange geworden, habe er den Scharfrichter mit den Worten angefahren: „Nun, Herr Scharfrichter, wirds bald?“ — „Schon geſchehen, habe ihm der Scharfrichter geantwortet,

ſchüttle Er nur!“ er ſchüttelte, und der Kopf fiel zu Boden. „Nun, meine Herren, fragte ich, nachdem ich meine Erzählung geendigt hatte, kann wohl etwas klarer beweiſen, daß ein vom Rumpf getrennter Kopf noch Bewußtſein habe, als dieſe Geſchichte?“ Die ganze Geſellſchaft lachte, nur der Oberſt blieb ernſthaft. Er ſchien die Geſchichte für keine Fabel zu halten, und die Myſtifikation gelang vollkommen. Ob er in der Folge bei ſeinem Glauben geblieben iſt, iſt mir nicht bekannt, aber ſo oft ich ihn auch nach der Hand wieder ſah, ließ er mich nie merken, daß er den Spaß übel genommen. Solcherlei Späße kamen bei dieſen Diner's öfter vor, und wie es überhaupt meine Art war, das Lächerliche auch an bedeutenden Perſonen aufzuſuchen, ſo that ich es beſonders gern in ſolchen größern Geſellſchaften, nicht in der Abſicht, einem von der Geſellſchaft wehe zu thun, ſondern weil ich ſah, daß es der Geſellſchaft Vergnügen machte, denn auch diejenigen, denen es galt, lachten gewöhnlich mit, und nahmen mir den Spaß um ſo weniger übel, da ich ihnen Gelegenheit genug gab, das Wiedervergeltungsrecht an mir auszuüben. Jeder Menſch, ſo vorzüglich er auch an Geiſt und Herz ſein mag, hat ſeine lächerliche Seite, es kommt nur darauf an, daß man ſie aufſucht, und wenn man keinen Mißbrauch von der Entdeckung macht, und ein guter Menſch thut das nie, ſo iſt eine nicht beleidigende und nicht zur Unzeit angebrachte Perſiflage oder Myſtifikation nicht an der unrechten Stelle. Mir war, beſonders bei ausgezeichneten und auch von mir ſelbſt hochgeſchätzten Menſchen das Auffinden ihrer lächerlichen Seite von jeher eine angenehme Beſchäftigung. Der hochgeachtete Mann ward mir dadurch auch lieb, weil ich mich ihm gleicher fühlte, und mich weniger beſchämt ihm gegenüber ſtellen konnte. So imponierten mir auch die hochgeprieſenſten Menſchen weniger, als Anderen, ich huldigte ihnen nicht wie Göttern, dagegen aber gewann die gemeine Menſchheit mehr Werth in meinen Augen, und ich lernte ſie um ſo höher ſchätzen, je öfter ich ſah, daß der Nimbus, der ſich um die Hochgeprieſenen in der Ferne verbreitete, bei näherer Beſchauung nichts mehr, als der Schein eines Stümpchens Unſchlitt, war. So lebte z. B. in Nürnberg noch kurz vor meiner Ankunft ein gewiſſer Staatsrath, ein Mann, gleich hochgeprieſen wegen ſeines Verſtandes, als ſeiner juriſtiſchen Gelehrſamkeit. Dieſer hochgelehrte Juriſt konnte nicht überzeugt werden, daß das deutſche Reich nicht mehr exiſtiere. Die Errichtung des Rhein-

bundes, die ſeine Auflöſung zur Folge hatte, galt ihm für eine Fabel, und er ging aus der Welt in der beruhigenden Ueberzeugung, daß ein Reich, welches auch ihm ein heiliges war, nie untergehen könne. Dieſer Staatsrath erinnerte mich an einen Kaufmann in Ludwigsburg, welchen man allgemein für einen geſcheidten Mann hielt, welcher aber eben ſo wenig, als jener Staatsrath an den Untergang des deutſchen Reichs, an den dreißigjährigen Krieg glaubte. „Was? ſagte er, als einmal in einer Geſellſchaft von dieſem Krieg die Rede war, ein Krieg von dreißig Jahren! in einem ſo langen Krieg müßte ja zuletzt kein Soldat mehr aufzutreiben geweſen ſein, man hätte denn die Weiber zu Soldaten anwerben müſſen, was ein baarer Unſinn geweſen wäre.“ — Solche Lächerlichkeiten ſehen wir täglich nicht nur in Betreff des Urtheilens, ſondern auch in Betreff des Handelns. So war ich z. B. der Arzt eines vornehmen, ſehr reichen Mannes, der im Großen nichts weniger als geizig, im Kleinen aber ein ſolcher Knicker war, wie man nicht leicht einen findet. In den Geſellſchaften, und an den Tafeln, die er gab, war, wie in den Geſellſchaften und an den Tafeln unſeres edeln Generals von Ekart, Alles im Ueberfluß, es war an gar nichts geſpart, es ging Alles auf das ſplendideſte zu; allein eben ſo weit ging auch in Kleinigkeiten ſeine Knickerei, wovon ich nur ein einziges Beiſpiel anführen will. Er befand ſich nicht wohl, ich wollte ihm eine Arzenei verſchreiben, und verlangte ein Blatt Papier zum Recept. Er reichte mir eins, zwar groß genug für ein Recept, denn meine Recepte waren nicht lang, aber auf der einen Seite des Blattes war ſchon etwas geſchrieben, es ſtanden darauf die Anfangsworte eines Briefchens an einen Freund, die Worte: Guten Morgen. Ich bemerkte dies, und nachdem ich das Recept auf die leere Seite geſchrieben hatte, und es ihm hinreichte, bemerkte er es ebenfalls. Er bat mich, das Recept auf ein anderes Blatt zu ſchreiben, und ſuchte nach einem ſolchen. „Nicht doch, ſagte ich, Sie ſehen, daß auf dem Papier Raum genug für ein Recept iſt, man muß das Papier, deſſen man in unſerer ſchreibſeligen Zeit ohnehin ſo viel unnützerweiſe verbraucht, ſparen, und damit dieſe patriotiſche Probe von Papiererſparniß auch dem Apotheker zum Muſter dient, will ich bei meinem nächſten Recept ſelbſt auf die eine Seite, ſtatt guten Morgen, guten Abend ſchreiben.“ Er lachte zwar über dieſe Beſchämung, aber es ärgerte ihn doch, daß ich darauf beharrte, das Recept müſſe in die Apotheke geſchickt

werden, und die Folge war, daß mir von jetzt an immer ein ganzer Bogen vorgelegt wurde, von dem ich dann mit der beigelegten Scheere abschnitt, so viel ich brauchte.

Solche Gelegenheiten zur Bereicherung meiner Menschenkenntniß bot mir mein praktisches Leben täglich dar; aber von allen war mir keine interessanter, als die Erscheinung des berüchtigten Kaspar Hauser in Nürnberg, dessen Geschichte noch jetzt ein Räthsel ist, und allem Vermuthen nach bleiben wird. Der Mensch war ungefähr funfzehn Jahre alt, als er nach Nürnberg kam. Er wußte nicht, wie und durch wen er nach Nürnberg gebracht worden. Man fand ihn eines Morgens vor einem Hause einsam auf einem Steine sitzend, und er hatte nichts bei sich, als einen Brief an einen Rittmeister von dem in Nürnberg garnisonierenden Kavallerie-Regiment, von unbekannter Hand, und ohne Namensunterschrift. Der Rittmeister, eben so unbekannt mit diesem Menschen, als jeder Andere, und sich vergebens hin und her besinnend, wer wohl der Verfasser des Briefes, der ihn in seinen Schutz empfahl, sein könne, zeigte sogleich den Vorfall der Policei an. Der alsbald herbeigekommene Policeisoldat nahm ihn in Empfang, und brachte ihn in das Findelhaus, wo er verpflegt, und so lange aufgehoben werden sollte, bis eine nähere Untersuchung ergeben würde, was weiter mit ihm zu thun sei. Das Resultat dieser Untersuchung war, daß er nichts weiter von sich wisse, als daß er Kaspar Hauser heiße, und von seiner frühen Kindheit an eingesperrt gewesen, wo aber, wisse er eben so wenig, als wie und durch wen er aus seiner Gefangenschaft erlöst worden. Daß er eingesperrt, und sehr lange eingesperrt gewesen, war nicht zu bezweifeln, seine Unwissenheit, sein Unvermögen sich auszudrücken, seine kindische Art zu sprechen, die Empfindlichkeit seiner Augen gegen das Licht, und überhaupt die Empfindlichkeit seines ganzen Körpers gegen äußere Eindrücke, vorzüglich aber die weiche Haut seiner Fußsohlen verriethen es aufs Deutlichste. Aber diese lange Einsperrung schien noch eine andere, ungleich merkwürdigere Wirkung auf ihn gehabt zu haben, eine ungewöhnliche Erhöhung seiner geistigen Kräfte, besonders seines Auffassungs- und Erinnerungsvermögens. Was er sah und hörte, faßte er eben so tief und schnell auf, das Aufgefaßte haftete so fest in seiner Erinnerung, daß er Jeden, den er gesehen hatte, und man kann sich denken, welche Menge neugieriger Personen er zu sehen bekam, sogleich wieder erkannte, und wenn

er ihre Namen gehört hatte, ſich derſelben eben ſo ſchnell und lebhaft wieder erinnerte, als deſſen, was ſie mit ihm geſprochen hatten, kurz, dieſer Findling verrieth ein eben ſo ſeltenes Genie, als ſein Schickſal ſelten war, welches ihn zuletzt nach Nürnberg führte. Ganz natürlich wurde er daher nicht als ein gemeiner Findling betrachtet. Man glaubte, dieſe ſeltenen Geiſtesgaben verdienten auch eine ihrem Grade gemäße Entwickelung, und man ſah ſich, dieſe zu bewerkſtelligen, um ſo mehr veranlaßt, da man ſich einbildete, ein ſo wohlgeſtalteter, mit Geiſtesfähigkeiten ſo reich ausgeſtatteter, und die Spuren einer als Kind genoſſenen beſſern Erziehung ſo deutlich verrathender Jüngling könne nicht von gemeinem Stand, er müſſe entweder der Sohn eines hohen katholiſchen Geiſtlichen, oder gar der Sohn eines Fürſten oder Fürſtin ſein, den man, wie einſt den Mann mit der eiſernen Maske, aus dem Weg geſchafft, und weil man ihn nicht geradezu umbringen wollte, eingeſperrt habe. Natürlicherweiſe hatte man nichts angelegeneres, als dieſe Vermuthung zur Gewißheit zu bringen. Die Erſcheinung des Unglücklichen in Nürnberg wurde ſo ſentimentaliſch, als möglich, durch die öffentlichen Zeitungen bekannt gemacht. Das Ausland, wie das Inland, wurde zur Theilnahme aufgefordert. Man ſtellte Nachforſchungen aller Art an, jeder leiſen Spur, die ſich zeigte, ging man nach. Aber Alles war, wie leicht zu erwarten, vergebens. Wenn man Vögel fangen will, muß man nicht mit Prügeln drein werfen, ſagt das Sprichwort, und dieſes Sprichwort bewährte ſich auch hier. Alle Nachforſchungen waren fruchtlos. Nicht einmal der Ort, wo der Unglückliche eingeſperrt war, wurde entdeckt, noch viel weniger kam man den Böswichtern, die ihn einſperren ließen, noch ihrem Helfershelfer, der den Eingeſperrten verpflegte, auf die Spur. Gleichwohl gab man jene Vermuthungen nicht auf, die Fruchtloſigkeit der angeſtellten Nachforſchungen ſchien ſie vielmehr glaubwürdiger zu machen, und was vorauszuſehen war, geſchah. Der Findling wurde zu einem Kind der Stadt gemacht, auf Koſten der Stadt erzogen, aber nicht in dem Findelhaus, wohin er gehörte, ſondern in einem Privathaus, unter der Aufſicht eines Profeſſors, wo er ſofort Alles lernen ſollte, was zu einer höhern Erziehung gehört, ſelbſt das Reiten und Tanzen nicht ausgenommen. Außer der Vermuthung über ſeine Abſtammung von einem Vornehmen, ſelbſt einem Fürſtenhaus, auf deren eines man im Stillen ſich wirklich zu deuten erlaubte, glaubte man ſich

auch, und noch mehr, zur Befolgung dieſer Maßregel von den außerordentlichen Geiſtesfähigkeiten dieſes Adoptivſohns der Stadt aufgefordert, und wirklich ſchien auch der gute Erfolg der Erwartung vollkommen zu entſprechen. Allein das war nur im Anfang ſo, weiterhin war der Erfolg nicht mehr ſo erfreulich. Die Geiſtesfähigkeiten zeigten ſich nicht ſo groß, wie ſie anfangs ſchienen; es verhielt ſich damit, wie ich ſchon, da ich den Wunderjungen zum erſtenmal ſah, vorausſagte, wie in typhöſen Fiebern, wo die Kranken im Delirium oft auch ungewöhnliche Geiſteskräfte zeigen, und Manche ſogar lateiniſch ſprechen, ſobald ſie aber wieder geſund geworden, dieſe erhöheten Geiſteskräfte wieder auf ihr gewöhnliches Maaß heruntergeſetzt ſind. Man ſollte, ſagte ich, den Wunderjüngling erſt, außer Waſſer und Brod, was zuvor ſeine einzige Nahrung war, auch etwas anderes eſſen und trinken lehren, man ſollte ſein durch die lange Finſterniß, in der er lebte, übermäßig empfindlich gewordenes Auge allmählig an das Licht, ſein übermäßig empfindlich gewordenes Ohr, das ſo lange nichts hörte, als die leiſe Stimme ſeines Verpflegers, an manchfaltigere und lautere Töne gewöhnen, man ſollte ſeine durch die lange Gefangenſchaft geſchwächten körperlichen Kräfte durch allmählige Gewöhnung an eine manchfaltigere und reichlichere Nahrung, und an eine dem Maß derſelben angemeſſene Bewegung ꝛc. zu ſtärken ſuchen, und man würde bald ſehen, was von ſeinen ſo hoch angeſchlagenen Geiſteskräften übrig bleibe. Sollte auch, fuhr ich fort, der junge Menſch wirklich der Sprößling eines hohen Hauſes, und ſelbſt eines Fürſtenhauſes ſein, ſo ſei er doch vor der Hand nichts mehr und nichts weniger, als ein Findling, der in das Findelhaus gehöre, und es würde am beſten für ihn geſorgt werden, wenn man ihn, nach erhaltenem gewöhnlichen Unterricht, ein Handwerk lernen ließe, und einem braven und tüchtigen Meiſter in die Lehre gäbe. So würde man ihn nicht nur vor den durch die wiederholten lauten Nachforſchungen wegen ſeines Herkommens herausgeforderten und mit Recht zu befürchtenden Gegenvorkehrungen ſeiner Unterdrücker ſicher ſtellen, ſondern er ſelbſt würde auch als ein tüchtiger Handwerker ein glücklicherer Menſch werden, als er als ein vermeinter Prinz, oder als eines andern vornehmen Mannes Sohn werden könne, ſo lange er nicht dafür anerkannt ſei, — eine Anerkennung, die aller Wahrſcheinlichkeit nach nie zu hoffen ſtehe, und geſetzt auch, die Anerkennung erfolge ſeiner Zeit, ſo würde es eben

kein Unglück für den Fürſtenſohn ſein, ein Handwerk erlernt zu haben, auch wenn ihn das Schickſal zum Erben eines Thrones beſtimmt hätte. Dieſes und noch manches Andere ſagte ich bald da und bald dort, aber es fand nirgends Beherzigung. Der Findling wurde wie ein junger Menſch von Stand erzogen; er bekam Unterricht in Sprachen und in wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden; er lernte Zeichnen, Mälen, Tanzen, Reiten und andere Künſte. Aber in Nichts zeichnete er ſich beſonders aus, er blieb ein ganz gewöhnlicher Menſch, und wohl ihm, wenn er nichts weiter, als das, geblieben wäre! Allein er ward auch ein verdorbener Menſch, und er ward es durch ſeine unzweckmäßige fehlerhafte Erziehung. Er ward eingebildet, weil er ſich als ein Wunderweſen angeſtaunt ſah, ſtolz, weil man ihm zu verſtehen gab, er könne der Sprößling einer vornehmen Familie oder gar ein Fürſtenkind ſein, eitel, weil er ſich von den Damen, die den lieben Jungen in ihre Geſellſchaften einluden, ihm allerlei Geſchenke machten, Ringe an die Finger ſteckten, und was dergleichen Auszeichnungen mehr waren, geſchmeichelt ſah, anmaßend, weil er ſich gewöhnte, mehr aus ſich zu machen, als an ihm war, lügenhaft, weil er, um ſich noch geltender zu machen, ſich mit Eigenſchaften und Vorzügen brüſtete, von denen er gar wohl wußte, daß ſie ihm fehlten, kurz, er wurde im eigentlichen Verſtand ein verdorbener Menſch. Wie wenig der ihm ertheilte Unterricht bei ihm gefruchtet, ſah man bald ein; aber an ſeine ſittliche Verdorbenheit wollten nur Wenige glauben, und es iſt auffallend, daß nicht nur Lord Stanhope, deſſen Schützling er vorzüglich war, und der ihn bald genug hätte durchſchauen können, ſondern auch ein Mann, wie Feuerbach, der ſonſt die Menſchen ſo gut zu beurtheilen wußte, ſo blind für ihn eingenommen ſein konnten. Indeſſen wie alles in der Welt ſeinen Reiz endlich verliert, ſo war dies auch mit Kaſpar Hauſer der Fall. Er hörte nach und nach auf, das Tagesgeſpräch zu ſein, man fing an, weniger aus ihm zu machen, man nahm immer weniger Notiz von ihm, und bald ſchien es, daß man ihn gar vergeſſen wolle. Dies fühlte er ſelbſt ſehr gut, ſchon als er noch in Nürnberg in dem Hauſe und unter der Aufſicht des Profeſſors Daumer war, und wo ſeinem Vorgeben nach das erſte Attentat auf ſein Leben verſucht ward, — ich ſage, ſeinem Vorgeben nach, denn was man auch auf den Grund ſeiner Ausſagen, und des ärztlichen Parere für ſeine Un-

ſchuld geſagt hat, ich konnte mich von der Wahrheit ſeiner Ausſagen nicht überzeugen. Ich glaubte, daß er ſich ſelbſt verwundet, und es gethan habe, um die Aufmerkſamkeit des Publikums, die ſich immer mehr zu verlieren ſchien, aufs neue auf ſich zu ziehen, und was mir, außer der Verwundung ſelbſt, die an dem Ort, wo ſie geſchah, als eine Verwundung von fremder Hand nicht wohl zu begreifen iſt, für die Richtigkeit meiner Meinung vorzüglich zu ſprechen ſchien, war, weil es mir unglaublich vorkam, daß der gedungene Mörder, ſtatt ihm den beabſichtigten tödtlichen Streich zu verſetzen, ſich mit einer bloſen Verwundung begnügt habe. Eben dieſer Meinung war ich auch in Betreff des zweiten Attentats auf ſein Leben in Ansbach, wo er in einer Kanzlei als Schreiber arbeitete. Hier ſah er ſich auf dem Wege, bald ganz vergeſſen zu werden, und nichts iſt natürlicher, als daß der eitle, verwöhnte, ja verhätſchelte Menſch das zu erlöſchen drohende Andenken an ſich durch ein zweites vorgebliches Attentat auf ſein Leben wieder aufzufriſchen ſuchte. Er entſchloß ſich alſo zu einer zweiten Selbſtverwundung, in der Hoffnung, er werde ſeine Abſicht auch jetzt wieder eben ſo glücklich erreichen, als das erſte mal in Nürnberg. Aber diesmal kam er nicht ſo leicht weg, als damals. Er ſtach fehl, das Inſtrument drang tiefer ein, als er gewollt hatte, die Wunde war tödtlich, und er ſtarb als ein Selbſtmörder, nicht als ein Verwundeter von fremder Hand. So dachte ich, und ich weiß, daß Viele eben ſo dachten. Aber ich bin weit entfernt, ihn einen Betrüger zu nennen, wie Einige gethan haben, die ihn ſchon bei ſeiner Ankunft in Nürnberg als einen ſolchen in Verdacht genommen hatten, indem ſie ſeine Ausſage, mehrere Jahre eingeſperrt geweſen zu ſein, für eine Lüge, ſein ganzes Benehmen in Nürnberg für eine einſtudierte Rolle, kurz, ihn für einen abgefeimten Betrüger hielten. Ich halte ihn vielmehr für einen Betrogenen, betrogen von der hohen Meinung von ſich, die ihm ſeine ſelbſt nicht minder verblendeten Gönner und Beſchützer, und, ich möchte wohl noch hinzuſetzen, ſeine Liebhaber und Liebhaberinnen beibrachten. Dieſe hohe Meiuung von ſich machte ihn zu einem eiteln, ſtolzen, anmaßenden Menſchen, und wenn er endlich zum Selbſtmörder wurde, ſo war es ſeine gekränkte Eitelkeit, ſein unbefriedigter Stolz, ſeine getäuſchten Hoffnungen und Erwartungen, die ihn dahin führten. Sein Selbſtmord gereicht daher ihm weniger

zum Vorwurf, als denjenigen, die ihn so eitel, stolz und anmaßend machten. Zu diesen gehört vorzüglich Lord Stanhope, und es thut mir leid, ihm auch den trefflichen Feuerbach an die Seite stellen zu müssen, obschon der erstere mehr Schuld an seinem Verderben war, als der letztere. Jener war es vorzüglich, der ihn so eitel, stolz und anmaßend machte, und es wäre weit besser gewesen, wenn er das seinem Schützling zugefügte Uebel im Stillen bereut hätte, als daß er ihn in der Folge öffentlich für einen Betrüger ausgab. Feuerbach war blos verblendet, indem er in einem ganz gemeinen Menschen etwas Außerordentliches zu sehen glaubte, an dem doch gar nichts war, als was man ihm andichtete, oder er sich selbst anlog.

Fremde Personen von Bedeutung lernte ich in Nürnberg wenige kennen. Es kamen zwar täglich viele, theils durchreisende, theils länger in der Stadt verweilende Fremde an; aber ich nahm nur von solchen Notiz, die mich besonders interessierten, theils als Männer vom Fach, theils als Gelehrte von Ruf, deren persönliche Bekanntschaft ich zu machen wünschte. Von den ersten nenne ich vorzüglich den Preußischen Geheimenrath von Wendt aus Breslau, von den letztern den großherzoglichen Kanzler von Müller aus Weimar.

Den Geheimenrath von Wendt hatte ich längst als ausgezeichneten Schriftsteller geschätzt, und als praktischer Arzt war er mir schon einige Jahre vor seiner Ankunft in Nürnberg von einem seiner Landsleute, dessen Hausarzt er ist, so sehr zu seinem Vortheil geschildert worden, daß ich über den Besuch, mit dem er mich beehrte, hoch erfreut war. Er hielt sich nur ein Paar Tage in Nürnberg auf, aber die wenigen Stunden, die ich in seiner Gesellschaft zubrachte, zähle ich zu meinen angenehmsten in Nürnberg, nicht allein weil ich an ihm einen vorzüglichen Arzt, sondern auch einen eben so heitern und jovialischen, als geistreichen und gelehrten Mann kennen lernte.

Der Kanzler von Müller war mir schon, ehe ich seine persönliche Bekanntschaft machte, von der Geheimeräthin von Wolzogen, meiner schon genannten hochverehrten Freundin, als einer der würdigsten Männer in Weimar geschildert worden, und man kann sich denken, wie erfreut ich über seinen Besuch war. Wegen

seiner genauen Bekanntschaft mit Göthe und Schiller, und wegen der Achtung, in welcher er bei beiden stand, war mir seine Bekanntschaft doppelt erfreulich. Von beiden großen Männern erfuhr ich durch ihn Vieles, was ich zuvor nicht wußte; dagegen konnte ich ihm auch Manches von Schiller, besonders aus seiner Jugendzeit, sagen, was er nicht wußte, nnd was ihm viel Freude machte. Ich besitze ein Andenken von ihm, welches mir sehr werth ist, ein Exemplar der von dem Großherzog von Weimar veranstalteten Prachtausgabe von Göthe's Iphigenie, für welches ich ihm um so größern Dank schuldig bin, da er es nur mit Mühe auftreiben konnte, und demselben ein wahrhaft herzlicher Brief beigelegt war.

Von den Fremden, welche ich zuvor schon persönlich kannte, nenne ich zuerst den berühmten Jean Paul, den Legationsrath Friederich Richter, in Baireuth. Hier lernte ich ihn zuerst kennen, und zwar in dem Hause des damaligen Regierungspräsidenten Baron von Welden, bei welchem ich mit ihm zu Mittag speiste. Weil ich mehrere Tage in Baireuth verweilte, sah ich ihn öfter, sowohl in seinem Hause, als in Gesellschaft, besonders in der dortigen Harmonie, welche er alle Abende besuchte. Noch näher aber wurde ich mit ihm in Nürnberg bekannt, wo er sich einen vollen Monat aufgehalten hatte. Er hatte eine Privatwohnung gemiethet, und es verging selten ein Tag, an dem ich ihn nicht besuchte. Ich traf ihn gewöhnlich an seinem Arbeitstisch, theils lesend, theils schreibend, und bald wurde ich auch mit der Art bekannt, wie er arbeitete. Er las sehr viel, selbst in der Harmonie, und nicht blos Zeitungen und Journale, sondern auch Bücher, die er mitgebracht hatte. Er hatte immer eine Schreibtafel bei der Hand, um auf der Stelle nicht nur Alles, was ihm bei'm Lesen interessant vorkam, sondern auch seine eigenen Gedanken dabei, seine originellen Ansichten, seine geistreichen Einfälle, seine überraschenden Witze, niederzuschreiben. Diese Früchte seiner Lektüre und seiner Studien trug er dann unter den gehörigen Rubriken in ein dickes Schreibbuch in Quartformat ein, und wenn er über einen Gegenstand schreiben wollte, so lieferten ihm diese Schreibbücher die Materialien, die er nur zusammen zu stellen brauchte, um ein Buch daraus zu machen. So entstanden wenigstens die meisten seiner Werke. Aber unverkennbar verräth sich auch in ihnen diese Art

zu schreiben in der sonderbaren, oft gezwungenen Zusammenstellung seiner Ideen, und in ihrem häufigen unklaren Zusammenhang; auch ist sie ohne Zweifel die Ursache des Mangels an Geschmack, den man ihm nicht mit Unrecht vorwirft. Indessen gehört er ohne Widerrede zu den geistreichsten und originellsten unserer Schriftsteller, und was seinen Charakter betrifft, zu den gutmüthigsten und liebenswürdigsten Menschen. Ich besitze noch mehrere Briefe von ihm, die davon Zeugniß geben. Wegen der Augenschwäche, an welcher er litt, sind sie alle auf grünes Papier geschrieben.

Ein anderer Fremder, welchen ich zuvor schon persönlich kannte, und dessen ich hier mit Vergnügen erwähne, ist der schon früher von mir genannte D. Schlotmann aus Römhild. Er besuchte mich zweimal in Nürnberg. Das erste mal kam er aus Wien, wohin ihn der damalige Kongreß gezogen hatte, und wie sehr er, wie überall, auch dort seine Neugierde befriedigt, und wie scharf er Alles, was auf dem Kongreß vorging, theils selbst beobachtet, theils auszukundschaften gewußt hat, beweist, daß er mir Resultate der Verhandlungen erzählte, die damals noch Geheimnisse waren, bei ihrer öffentlichen Bekanntwerdung aber sich vollkommen bewährten. — Das zweite mal war er im Begriff, nach Holland zu reisen, und machte mir blos einen vorübergehenden Besuch; auch sagte er mir nicht, was der Zweck seiner Reise sei. Allein theils eben die Eile, mit welcher er die Reise fortsetzte, theils weil er diesmal zu Wagen, nicht, wie sonst, zu Fuß reiste, theils einige leise Winke, die er fallen ließ, ließen mich glauben, daß der Zweck derselben ein politischer sei. Seit dieser Zeit sah ich ihn nicht wieder; ich hörte blos später, daß er nach Frankfurt gezogen, dort einen in Römhild nicht gewohnten Aufwand gemacht, und vermuthlich als Agent einer nordischen Macht eine nicht unbedeutende politische Rolle bis zu seinem daselbst erfolgten Tode gespielt habe. Er war ein trefflicher Kopf, reich an Kenntnissen aller Art, besonders aber an politischen; auch war er, wie einige kleine in Journale eingerückten Aufsätze von seiner Hand beweisen, ein guter Schriftsteller, und es ist Schade, daß das von ihm angekündigte, vielversprechende Panorama der Politik nicht im Druck erschienen ist, vielleicht eben deswegen, weil er selbst eine politische Rolle übernommen hatte.

Ich habe schon gesagt, daß ich in den letzten Jahren meines

Aufenthalts in Nürnberg größere Privatgeſellſchaften ſeltener beſuchte, als in den frühern, noch ſeltener aber beſuchte ich öffentliche Geſellſchaften, und zuletzt gar keine mehr, nicht einmal die vorzüglichſte von allen, das Muſeum. Eben ſo nahm ich auch ſehr ſelten an großen Gaſtmahlen Theil, nicht allein, weil ich ſolche überhaupt nicht liebe, ſondern auch, weil mir die Gäſte zu gemiſcht, und die Art, wie es gewöhnlich dabei zugeht, und beſonders das dabei übliche Singen und Ausbringen von Toaſten zuwider waren. — Dagegen machte ich, ſo oft ich Zeit hatte, Spaziergänge auf das Land, und, wie vormals in Ludwigsburg, Würzburg und Ansbach, ſuchte ich mir auch in Nürnberg in der Umgegend ein Plätzchen aus, wohin ich dieſelben richtete. Dieſe Spaziergänge waren ein wahres Bedürfniß für mich, und ich war ſchon mehrere Wochen in Nürnberg, ehe ich eines fand. Es waren mir zwar mehrere empfohlen worden, welche ich in Begleitung des D. Schadelook beſuchte, allein es wollte mir keines recht gefallen. Endlich führte mich derſelbe auch nach Hummelſtein. Ich fand hier nichts als ein einſames Wirthshaus; aber die nur eine halbe Stunde von der Stadt entfernte Lage deſſelben, der ſchöne Weg dahin, und die Annehmlichkeit des Platzes ſelbſt beſtimmten mich ſogleich zu ſeiner Wahl. Von allen ſolchen Plätzen in der Umgegend war dieſer am wenigſten beſucht; blos Fuhrleute, und aus der Stadt nur gemeine Leute, und auch dieſe nur zuweilen, kehrten in dem Wirthshauſe ein. Allein um ſo öfter begab ich mich dahin, anfangs ganz allein, oder blos begleitet von meiner Familie, bald aber lockten mein Beiſpiel und meine Lobpreiſungen des Platzes auch Andere dahin, die Geſellſchaft, die man dort traf, wurde immer zahlreicher, und nicht lange, ſo wurde der Platz der beſuchteſte in der Umgegend, und um ſo angenehmer, da das gemeine Volk von einem Ort, wo ſich die erſten Perſonen von dem Militär- und Civilſtand verſammelten, von ſelbſt wegblieb. So blieb es mehrere Jahre. Erſt, nachdem ſich die öffentlichen Geſellſchaftsplätze in und außerhalb der Stadt vermehrten, theilte ſich die Geſellſchaft, und der Beſuch des Hummelſteins nahm, ungeachtet der Verſchönerung des Platzes durch eine kleine engliſche Anlage, und vielleicht eben wegen dieſer Verſchönerung, wie dies oft der Fall iſt, dergeſtalt ab, daß man nur noch am Sonntag früh, oder an einem oder zwei Wochentagen Geſellſchaft daſelbſt antraf. Auch ich beſuchte ſeit dem Tod meiner Frau den Ort ſeltener,

es war ihr Lieblingsplatz, und es ist natürlich, daß ich mich scheute, einen Ort oft zu besuchen, wo ich die Unvergeßliche nicht mehr an meiner Seite sah. Ueberhaupt machte ich in der letztern Zeit selten mehr einen Spaziergang auf das Land, und wenn ich mich in Gesellschaft erheitern wollte, begab ich mich auf den sogenannten Schloßzwinger, wohin mich schon die schöne Aussicht in die weite reiche Umgegend einlud, welcher nur die Aussicht von der im dreißigjährigen Krieg so berühmt gewordenen alten Veste bei Zirndorf zu vergleichen ist.

Unter diesen Verhältnissen befand ich mich ganz wohl und zufrieden in Nürnberg, und obschon mein Leben hier viel einförmiger war, als in Ludwigsburg und Würzburg, so wandelte mich doch selten die Lust an, Nürnberg mit einem andern Ort zu vertauschen, nicht allein weil ich stets auf die Realisierung meiner Pläne wegen der Krankenanstalten hoffte, sondern auch weil Nürnberg unstreitig diejenige Stadt in Baiern ist, wo man am ungenierteſten leben kann. Schon die Stadt selbst, so alt sie ist, gehört gleichwohl zu den schönern Städten in Deutschland, auch kenne ich keine, die ihr in Rücksicht auf Salubrität, welche sie vorzüglich ihrer hohen und freien Lage, der Richtung ihrer mehrentheils weiten Straßen von Osten nach Westen, der durchfließenden Pegnitz, und der Reinlichkeit ihrer Bewohner zu danken hat, vorziehe. Seit meinem vieljährigen Aufenthalt in derselben habe ich nie eine eigentliche Epidemie erlebt, dergleichen z. B. so oft in Stuttgart herrschen, nicht einmal eine Ruhrepidemie, die bekanntlich an andern Orten eine so häufige Erscheinung sind. Die häufigste Krankheit in Nürnberg ist die Lungensucht, an ihr sterben die meisten Menschen, und ohne Zweifel trägt, außer dem sandigen Boden und dem Staub der vielen Fabriken, das meiste die Kälte der massiven Häuser bei, die, zumal im Sommer, so leicht Veranlassung zu Katarrhen giebt, deren öftere Wiederkehr und häufige Vernachlässigung endlich zur Lungensucht führen. — Nicht minder, als diese Salubrität der Stadt, machen auch die in derselben noch vorhandenen vielen Denkmäler der Kunst, die vielen Fremden, die sie besuchen, der bedeutende Handelsverkehr sowohl in der Stadt selbst, als zwischen ihr und der nahe gelegenen Stadt Fürth, überhaupt das überall herrschende rege Leben, vor allem aber die Biederkeit und Gutmüthigkeit der Einwohner, ihre zuvorkommende Höflichkeit gegen Fremde, ihre Gastfreundschaft, den Aufenthalt in

ihr angenehm. Allerdings giebt zwar, wie in allen Handelsſtädten, auch in Nürnberg der Handelsſtand den Ton an, allein keineswegs ſo ſehr, wie in andern Handelsſtädten, z. B. in Augsburg, was ſich leicht daraus erklären läßt, daß es unter den Nürnberger Kaufleuten keine Millionäre, dagegen aber eine Menge wohlhabender Bürger giebt, die ſich den Kaufleuten an die Seite ſtellen können, und ſich eben ſo wenig vor dem Handelsſtand demüthigen, als früher vor dem Patriciat. Mich kümmerte weder der Handelsſtand noch das Patriciat, ich war ein königlicher Staatsdiener, von beiden gleich unabhängig, und ich war zufrieden, mich von beiden geachtet zu ſehen. Ohnehin kein Freund von zerſtreuenden Vergnügungen, konnte ich mich leicht in meine einförmige Lebensart fügen, und wenn ich mich zerſtreuen wollte, ſo machte ich eine Reiſe in mein Vaterland, was ich während meiner Anſtellung in Nürnberg mehrmals that. Meine Beſuche im Vaterland waren mir jedesmal gleich erfreulich. Ich ſah meine Aeltern, Geſchwiſter, meine Anverwandten und meine alten Freunde wieder, und das Andenken an die ſchönen Tage, welche ich mit ihnen verlebte, entſchädigte mich hinlänglich für das, was ich in Nürnberg entbehrte. Allein, nachdem ich im Jahr 1815 meine Mutter, im Jahr 1823 meinen Vater, und bald nachher auch meine älteſte Schweſter in Stuttgart, und in Ludwigsburg meine Schwiegermutter, zwei meiner Schwäger und eine Schwägerin verloren hatte, machten mir meine Reiſen dahin weniger Freude, und ich verweilte daher nie mehr ſo lange in dem Vaterland, als früher. Es iſt ein trauriges Gefühl, die Seinigen da, wo man ſie ſonſt fand, nicht wieder zu finden, und es würde vergebens ſein, die Empfindungen zu ſchildern, von denen ich ergriffen wurde, als ich bei meinen letztern Reiſen im Jahr 1834 und 1836 nur noch zwei Schweſtern, einen Schwager und zwei Schwägerinnen, und von meinen ehemaligen vielen Freunden und Freundinnen ſo wenige mehr am Leben antraf.

Aber ein noch weit traurigeres Ereigniß für mich und meine Familie, als der Tod ſo vieler lieben Anverwandten und Freunde, war der Tod meiner Frau. Sie ſtarb am ſiebenten December 1827, nachdem ſie längere Zeit zuvor gekränkelt hatte. Wie mein ihr vorangangener Sohn, ſtarb auch ſie an der Lungenſucht. Was ich an dieſer treuen Gattin, was meine Tochter an dieſer liebevollen Mutter verloren, können wir nicht ſagen, wir können es blos fühlen.

Es ſtarb an ihr eine der verſtändigſten, gebildetſten, edelſten der Frauen. Dafür galt ſie bei Allen, ſowohl Männern als Frauen, die ſie näher gekannt hatten, und die Achtung und Verehrung, deren ſie überall, wo wir waren, genoß, und das Andenken an ſie, das noch lebendig in den Herzen aller ihrer Freunde iſt, iſt das ſchönſte Denkmal, welches ihr hätte errichtet werden können.

Ein anderes für mich ſehr ſchmerzhaftes Ereigniß war der Tod des Grafen von Thurheim im Jahr 1833. Schon zwei Jahre zuvor hatte er ſich aus dem Staatsdienſt zurückgezogen, und privatiſierte in Ansbach, wo ſeine einzige Tochter an den Regierungsrath Fürſten Karl von Wrede, älteſten Sohn des berühmten Marſchalls, verheurathet war. Wie glücklich es mich machte, dieſem mir ſo theuren Freund wieder näher zu ſein, brauche ich nicht zu ſagen. Seine Kränklichkeit erlaubte ihm nicht, zu mir nach Nürnberg zu kommen; aber um ſo öfter beſuchte ich ihn in Ansbach, und gewöhnlich auf einige Tage. Seine Geſundheit war durch häufige Anfälle von Podagra ſehr geſchwächt, doch waren ſeine Geiſteskräfte noch in voller Wirkſamkeit, nur ſein Gedächtniß hatte bedeutend nachgelaſſen. Neuere Vorgänge, auch wenn ſie ihn in hohem Grade intereſſierten, vergaß er in kurzem wieder, dagegen erinnerte er ſich der frühern noch immer deutlich, und daher waren auch dieſe der gewöhnliche Gegenſtand unſerer Unterhaltung. So verſetzten wir uns zurück in unſere in der Akademie in Stuttgart durchlebten Jugendjahre, ſo wiederholten wir in der Erinnerung unſer Zuſammenleben in Würzburg, Ansbach und Nürnberg, und dieſe Erinnerungen befeſtigten aufs neue unſern alten Freundſchaftsbund. Aber leider dauerte dieſes Beiſammenſein nicht lange. Die Kränklichkeit des Grafen nahm zu, mit dem zunehmenden Verfall des Körpers fingen auch ſeine Geiſteskräfte merklicher an zu ſchwinden, das Gedächtniß war völlig erloſchen, und der ſonſt ſo geiſtreiche Mann verfiel zuletzt in einen Zuſtand gänzlicher Beſinnungsloſigkeit, in welchem er, nach mehrwöchentlicher Dauer, vom Schlag getroffen, ſtarb. Nächſt Schiller, war er mir von meinen Jugendfreunden der liebſte; auch hat keiner von ihnen auf mein ganzes Schickſal ſo großen Einfluß gehabt, als er. Er war es vorzüglich, der mich beſtimmte, mein Vaterland zu verlaſſen, und in Baieriſche Dienſte zu treten, er war es auch vorzüglich, der mich dieſen Wechſel nie bereuen ließ. Ich hatte an ihm einen immer gleich eifrigen Gönner, einen immer gleich wohlgeſinnten

Freund, eben ſo an dem hochgeſtellten Staatsminiſter, wie an meinem ehemaligen Mitzögling in der Akademie in Stuttgart. Wie ſo viele andere meiner ältern Freunde iſt auch er heimgegangen; aber ſein Andenken lebt in meinem Herzen, und wird leben, bis auch ich dahin gehe, wohin er mir vorausgegangen iſt.

Zu den fröhlichen Ereigniſſen, welche ich in Nürnberg erlebte, zähle ich, außer den Beſuchen, die ich von Zeit zu Zeit von meinen Freunden und Verwandten aus Stuttgart, Ludwigsburg, Würzburg, Ansbach und München, und von Fremden aus mehreren Gegenden von Deutſchland erhielt, vorzüglich den Beſuch der Herzogin Franziska von Würtenberg im Jahr 1810, die Durchreiſe der verwittweten Kaiſerin von Rußland Maria Feder-owna, der Mutter des damals regierenden Kaiſers Alexander, durch Nürnberg im Jahr 1818, die Anweſenheit des Königs Maximilian von Baiern in Nürnberg im Jahr 1823, und meine Jubiläums-Feier im Jahr 1830.

Die Herzogin Franziska, Gemahlin des im Jahr 1793 verſtorbenen Herzogs Karl, kam nach Nürnberg, hauptſächlich in der Abſicht, wie ſie mir ſagte, mich wegen ihres Geſundheitszuſtandes um Rath zu fragen. Sie war ſchon ſeit längerer Zeit kränklich geweſen, als ſie auf einer zu ihrer Erholung gemachten Reiſe in Nürnberg ankam. Sie litt an einem unheilbaren organiſchen Uebel, gegen welches ich ihr blos Palliativmittel verordnen konnte. Auf den Gebrauch dieſer Mittel glaubte ſie, ſich beſſer zu befinden, und beſchloß daher, bis zu ihrer völligen Geneſung in Nürnberg zu verweilen. Sie logierte in einem Gaſthof, und ich war alle Mittage bei ihr zu Tiſche. Sie war gewöhnlich heiter, und der Gegenſtand unſerer Unterhaltung war meiſtens die ehemalige Akademie in Stuttgart, deren Stifter ihr Gemahl, und deren Zögling ich war. Gleich mir, erinnerte ſich auch die Herzogin einer Menge intereſſanter Vorfälle in derſelben, und dieſe Erinnerungen machten uns beiden große Freude. Indeſſen gefiel dem König Friederich, damals noch Churfürſt, ihr langer Aufenthalt in Nürnberg nicht. Er wollte, daß ſie nach Hauſe zurückkehre, ich ſollte ihr dies beibringen, und ich hatte um ſo mehr Urſache, ſie, dem Wunſche des Königs gemäß, zur Heimreiſe zu bewegen, da ich zu ihrer Herſtellung ſchlechterdings keine Hoffnung hatte. Sie verweilte einen vollen Monat,

den ganzen November, in Nürnberg, und als ich ihr die Rückreise nach Kirchheim, ihrem Wittwensitz, anrieth, sagte sie mir, daß sie dazu entschlossen sei, und daß sie auch gern dahin zurückkehren würde, wenn nur nicht der fatale Neujahrstag bevorstände. Ich glaubte, sie fürchte die lästigen Gratulationen an diesem Tage; allein diese Furcht schien vielmehr eine Ahnung ihres nahe bevorstehenden Todes gewesen zu sein, denn der Neujahrstag war der Tag, an welchem sie starb.

Das zweite erfreuliche Ereigniß war die Anwesenheit der Kaiserin Mutter von Rußland. Sie besuchte Nürnberg auf ihrer Reise nach Stuttgart zu ihrer Tochter, der Königin Katharina von Würtenberg. Sie kam erst am späten Abend in Nürnberg an, dennoch war das Gedränge auf der Straße so groß, daß der Wagen nur Schritt vor Schritt fahren konnte, und mehrere male halten mußte. Um so besser konnte die Kaiserin das sie begrüßende Glockengeläute hören, welches ihr so wohl gefiel, daß sie, um es noch deutlicher und länger zu hören, den Wagen einige mal absichtlich halten ließ. Sie verweilte sich nur einen Tag in der Stadt, besah aber alle Merkwürdigkeiten derselben, und bei der Kunstausstellung auf dem Rathhaussaal ließ sie sich auch die Personen, die ihr aufwarten wollten, vorstellen. Ich war nicht darunter, obwohl ihr Leibarzt, der Staatsrath Ruhl, den ich auf das Rathhaus begleitet hatte, mich ihr ebenfalls vorstellen wollte. Ich verbat es, weil ich nicht dazu angekleidet war. Allein ob ich schon nicht das Glück hatte, mit ihr zu sprechen, so sah ich doch diese hohe Frau in der Nähe, und freute mich ihrer imponierenden Gestalt, ihrer wahrhaft fürstlichen Haltung, und der auffallenden Aehnlichkeit ihrer Gesichtsbildung mit der ihres Bruders, des Königs Friederich von Würtenberg, dem sie auch an Geist gleich war. Wie wohl es ihr in Nürnberg gefiel, und wie sehr sie insbesondere der Anblick der alten Denkmäler der Kunst erfreute, konnte man nicht blos aus ihren Aeußerungen darüber, sondern auch daraus schließen, daß sie mit Verwunderung hörte, ihr Sohn, der Kaiser Alexander, der die Stadt nicht lange zuvor besucht hatte, habe sich nur einige Stunden in ihr verweilt. Gleich am Morgen nach der Ankunft der Kaiserin erhielt ich von ihrem Leibarzt, dem schon genannten Staatsrath Ruhl, einen Besuch, der mich um so mehr freute, da ich an ihm einen eben so lieben Mann, als tüchtigen Arzt kennen lernte. Ich führte ihn überall in

der Stadt herum, und begreiflich auch in meine Krankenanstalt im Spital zum heiligen Geist. Unter andern Kranken, auf welche ich ihn aufmerksam machte, war auch eine junge Weibsperson, die im Gedränge bei'm Einzug der Kaiserin am Kopf verwundet worden war. Die Verwundung war, wie er sich selbst überzeugte, ohne Bedeutung, gleichwohl setzte er die Kaiserin von dem Vorfall in Kenntniß, und am Nachmittag ließ mir dieselbe acht Stück Dukaten für die Verunglückte durch ihn zustellen, welche ich ihr gleich am folgenden Morgen einhändigte. Aber das war noch nicht genug. Unter andern Baierischen Staatsdienern, welche die Kaiserin bis an die Grenze begleiteten, war auch ein Regierungsrath von Baireuth, der Graf von Münster. Dieser stellte mir nach seiner Zurückkunft noch zehn Stück Dukaten für die verunglückte Weibsperson zu; allein ich übergab ihr solche nicht, theils weil sie bereits als vollkommen hergestellt aus der Krankenanstalt entlassen war, theils weil ich unterdessen erfahren hatte, daß sie ein notorisch liederliches Weibsbild sei, sondern glaubte, das kaiserliche Geschenk würde ungleich besser angelegt sein, wenn es eine arme blinde Buchhändlerswittwe, Namens Grattenauer, erhielte, zumal da die Mutter ihres verstorbenen Mannes Säugamme bei der Kaiserin gewesen sei. Ich schrieb deshalb sogleich an den Staatsrath Ruhl nach Stuttgart, der Kaiserin wurde mein Vorschlag vorgelegt, und mit Vergnügen von ihr genehmigt, nur bemerkte sie, daß sie sich zwar ganz wohl einer Grattenauerin erinnere, daß aber dieselbe nicht sie, sondern einen ihrer Brüder, gestillt habe. So bekam also diese arme blinde Wittwe jene zehn Stück Dukaten, ich ließ mich über den Empfang von ihrer Tochter quittieren, und glaubte, die Sache sei nun abgemacht, weil ich vermuthete, daß die Weibsperson, der sie zuerst zugedacht waren, nichts davon erfahren habe. Aber der Graf von Münster mußte ausgeschwatzt haben, und zwar in der Bestelmeierischen Handlung, wo er vor seiner Rückkehr nach Baireuth etwas gekauft hatte, und die Mutter der Weibsperson eben damals in dem Bestelmeierischen Haus als Taglöhnerin arbeitete. Hier hatte diese nun erfahren, daß mir noch weitere zehn Stück Dukaten für ihre Tochter zugestellt worden, aber nicht, was weiter damit geschehen sei. Sie glaubte daher, ich hätte sie unterschlagen, und in dieser Voraussetzung kam sie nach einigen Tagen zu mir. Natürlich verrieth sie ihre Absicht nicht sogleich, sie sagte mir blos, daß ihre Tochter noch nicht ganz

geſund ſei, daß ſie noch immer über heftige Schmerzen im Kopf klage, und daß ſie noch außer Stand ſei, etwas zu arbeiten. Ich erwiederte ihr, da die Wunde von gar keiner Bedeutung geweſen, ſo dürfe ſie außer Sorgen ſein, die Schmerzen im Kopf würden ſich in kurzem von ſelbſt verlieren. Die Frau ging, wie es ſchien, beruhigt fort, aber nach einigen Tagen kam ſie wieder, die nämlichen Klagen wiederholend, ich gab ihr denſelben Beſcheid, wie das erſte mal, aber ich merkte wohl, was ſie eigentlich auf dem Herzen hatte; ſie zögerte, als ob ſie ſich noch auf etwas beſinne, fortzugehen, und ſie war bereits ſchon der Thüre zugegangen, als ſie wieder umkehrte, und mit der wahren Abſicht ihres Beſuchs herausrückte. „Um Verzeihung, Herr Doktor, ſagte ſie, noch ein Wort, wenn Sie erlauben; wie ich höre, haben Sie von der ruſſiſchen Kaiſerin für meine Tochter noch weitere zehn Stück Dukaten erhalten, die Sie wahrſcheinlich noch bei Handen haben, und wenn ich bitten dürfte" — „Das iſts alſo, unterbrach ich ſie, warum Ihre Tochter noch nicht geſund iſt? Aber woher weiß Sie denn, fuhr ich fort, daß ich die zehn Stück Dukaten erhalten habe?" — „Von der Madame Beſtelmeier, war ihre Antwort, bei welcher ich als Tagelöhnerin arbeite." „Madame Beſtelmeier, erwiederte ich, hat Ihr die Wahrheit geſagt, aber die zehn Dukaten hat eine andere Perſon erhalten, die des Geſchenks würdiger iſt, als Ihre Tochter, das ſage Sie der Madame Beſtelmeier, und wenn ſie wiſſen will, wer? ſo ſoll ſie nur zu mir kommen, und ich werde es ihr ſagen." Die Frau entfernte ſich, ohne etwas zu erwiedern; allein nach einigen Tagen erhielt ich von dem Bürgermeiſter Binder ein Schreiben, nebſt einem Protokoll, woraus ich erſehen würde, daß ich von der mehr erwähnten Weibsperſon wegen Geldunterſchlagung verklagt worden. Hätte ich den Brief des Staatsraths Ruhl und die von der Tochter der Frau Grattenauer ausgeſtellte Quittung nicht wohl aufgehoben gehabt, ſo wäre ich, weil ich blos durch die Erzählung des Vorgangs auf die Beſchuldigung hätte antworten können, allerdings in einige Verlegenheit gekommen. Aber ich hatte zu meiner Rechtfertigung nichts zu thun, als dem Bürgermeiſter den Brief und die Quittung mitzutheilen. Die Klägerin wurde vorgefordert, Brief und Quittung ihr vorgelegt, ſie wurde mit ihrer Klage abgewieſen, und ich wurde gefragt, welche Genugthuung ich wegen der Injurie verlange? Natürlich verlangte ich keine. Ich wußte, daß Niemand in Nürnberg mich einer ſolchen

Handlung für fähig halte, und das Weibsbild, glaubte ich, sei genug gestraft, daß sie die Dukaten nicht erhalten hatte.

Das dritte erfreuliche Ereigniß war die Anwesenheit des Königs Maximilian in Nürnberg. Es war das erste mal, daß der König die Stadt mit einem Besuch beehrte. Er ward mit Jubel empfangen, und diesen Jubel erwiederte er durch seine gewohnte liebreiche Popularität. Die zwei Tage, während welcher er in Nürnberg verweilte, waren Festtage für die Stadt, sie waren auch Festtage für ihn. Sorgenvoll kam er in Nürnberg an, denn er hatte gefürchtet, es möchte in dem Volksgedränge auf dem Wege von Fürth nach Nürnberg ein Unglück geschehen sein; aber wie man ihm meldete, daß Alles gut abgelaufen sei, erheiterte sich sein Gesicht, und freudig rief er aus: „Nun bin ich erst gern in Nürnberg!" So war es auch. Wie er durch seine Herablassung und Leutseligkeit alle Herzen gewann, so huldigten ihm auch alle Herzen, und diese ungeheuchelte Huldigung wirkte wieder auf ihn zurück. Es war ihm wohl in der Mitte eines ihm so herzlich huldigenden Volks, und tief gerührt versprach er bei'm Abschied, bald wieder zu kommen. Bei der Aufwartung, welche ihm die höhern Militär- und Civilbeamten, der Magistrat und die Gemeinde-Bevollmächtigten, die Geistlichkeit ꝛc. bei seiner Ankunft machten, grüßte er alle ihm schon bekannten Individuen auf das freundlichste, und unter diesen war auch ich. Nach der Tafel am folgenden Tag, zu welcher auch ich gezogen worden, unterhielt er sich lange mit mir über Würzburg, über das Julius-Spital, wie oft er dasselbe besucht, mit mir und meinen Schülern in den Krankenzimmern herumgegangen, und als ich auf die Frage, ob nicht auch in Nürnberg eine solche Krankenanstalt einzurichten sei? mit Ja antwortete, war er sehr erfreut darüber, und forderte mich auf, dafür zu sorgen, daß, sobald als möglich, Hand an das Werk gelegt werde. Ueberhaupt war er sehr gnädig gegen mich, er erkundigte sich aufs genaueste nach meinen Verhältnissen in Nürnberg, er interessierte sich für Alles, was ich ihm darüber sagte, so wie er nichts vergessen hatte, was er von Würzburg her von mir wußte, und man kann sich denken, wie glücklich mich dieser neue Beweis seiner königlichen Huld machte. — In seiner Begleitung befanden sich unter Andern auch sein Leibarzt Hartz, und sein Leibchirurg Winter, die ich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal sah. Ich wurde bald näher mit ihnen bekannt, ja vertraut, und diese

nähere Bekanntſchaft mit zwei ſchon vorher von mir hochgeſchätzten Männern machte mir die Anweſenheit des Königs um ſo erfreulicher.

Das vierte erfreuliche Ereigniß war die Feier meines Jubiläums im Jahr 1830, die auf eine mir ganz unerwartete Art veranſtaltet wurde. Ueberhaupt kein Freund von beſondern Feierlichkeiten, wie Amts-Jubiläen, ſilbernen und goldenen Hochzeiten u. ſ. w. dachte ich an nichts weniger, als an die Feier meiner funfzigjährigen Praxis, und es war ein bloſer Zufall, der dazu Veranlaſſung gab. Der damalige Präſident der Regierung in Ansbach, Herr von Mieg, hatte mich einige Wochen zuvor, wie er mich bei einem ihm gemachten Beſuch ſo geſund und gutausſehend für mein Alter fand, gefragt, wie lange ich bereits praktiſcher Arzt ſei? Ich antwortete ihm, ohne irgend eine Abſicht bei ſeiner Frage zu vermuthen, daß es am Ende des nächſten Decembers funfzig Jahre ſeien. Er mußte ſich dieſes gemerkt haben, und da er überhaupt ſehr wohlwollend gegen mich geſinnt war, ſo war es mir leicht begreiflich, wie er auf den Gedanken kommen konnte, mir auch bei dieſer Gelegenheit einen Beweis davon zu geben. Der Tag, an welchem ich meine praktiſche Laufbahn begonnen hatte, war der ein und zwanzigſte December, und ehe noch dieſer Tag herangekommen war, wurde ich durch ein Kabinets-Schreiben des Königs Ludwig überraſcht, worin er mir in den gnädigſten Ausdrücken zu meinem funfzigjährigen Jubiläum Glück wünſchte, und mich ſeiner Gnade verſicherte. Dieſes gnädige, dem Tag des Jubiläums zuvoreilende, und mir eben deswegen doppelt ſchätzbare Schreiben des Königs, welcher der Erſte ſein wollte, der mir Glück wünſchte, ließ mich leicht ahnen, daß mir auf Veranlaſſung des Regierungs-Präſidenten von Mieg noch manches andere bereitet ſein könnte. Am ein und zwanzigſten December Vormittags erſchienen zuerſt die beiden Bürgermeiſter der Stadt, welche mir unter Darbringung ihrer Glückwünſche das Diplom eines Ehrenbürgers von Nürnberg überreichten, dann eine Deputation der Nürnberger Aerzte, welche mir ihre Theilnahme an dieſem Ehrentage durch eine ſchöne lateiniſche Denkſchrift bezeigten, hierauf eine Deputation von der Univerſität Erlangen, aus dem damaligen Prorektor und zwei Profeſſoren von der mediciniſchen Fakultät beſtehend, welche mir im Namen der Univerſität Glück wünſchten, und noch an demſelben Tag erhielt ich auch ein von dem Prorektor und ſämmtlichen Profeſſoren der mediciniſchen Fakultät der

Universität Würzburg unterzeichnetes höchst ehrenvolles Schreiben, welchem zum Andenken an meine vormals an derselben bekleidete Lehrerstelle ein neues Doktor-Diplom beigelegt war. Wie sehr ich durch diese vielfachen Ehrenbezeugungen erfreut war, brauche ich nicht zu sagen; aber den Beweis, welchen mir der Regierungs-Präsident von Mieg, welcher dazu Veranlassung gab, dadurch von seinen wohlwollenden Gesinnungen gegen mich gegeben, schätzte ich nicht minder hoch, als alle jene Ehrenbezeugungen, wie ich denn überhaupt nie vergessen werde, was ich ihm schuldig geworden, als ich in ihm meinen ersten Vorgesetzten zu verehren das Glück hatte.

Außer diesen mich besonders angehenden Ereignissen, erlebte ich noch mehrere von allgemeinerem Interesse, wie das große Lustlager zwischen Nürnberg und Fürth im Jahr 1824, die mehrmalige Anwesenheit des jetzt regierenden Königs Ludwig in Nürnberg, die Grundsteinlegung zum Denkmal Albrecht Dürers, welcher unter andern Fremden auch mein lieber Jugendfreund Dannecker, und der Ober-Medicinalrath Ringseis, dessen nähere Bekanntschaft ich bei dieser Gelegenheit machte, beiwohnten, die Erbauung des neuen Theaters in Nürnberg, die Gründung der musterhaften politechnischen Schule, und deren fortdauerndes erfreuliches Gedeihen unter der Direktion des genialen, rastlosthätigen Erbürgermeisters Scharrer, die Einführung des jährlichen großen Nationalfestes auf der sogenannten Peterhaide, seit dem Besuch, mit welchem es im Jahr 1833 der König beehrte, Ludwigsfeld genannt, die Errichtung der Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth, der ersten in Deutschland; auch möchte ich als ein solches allgemein erfreuliches Ereigniß die große Julius-Revolution im Jahr 1830 nennen, während welcher ich mich gerade in Stuttgart befand, und die Freude darüber zunächst mit meinen Landsleuten theilte. Allein ich begnüge mich, diese Ereignisse blos zu nennen, und kehre wieder zu der Geschichte meines amtlichen Lebens zurück.

Ehe ich aber da fortfahre, wo ich zuletzt stehen geblieben, muß ich noch etwas über das Verhältniß sagen, in welchem ich als Direktor der Krankenanstalten in Nürnberg zu der Kreis-Regierung in Ansbach stand. Ich habe schon erwähnt, daß ich meine Berichte und Anträge nicht an den Magistrat, sondern unmittelbar an die Regierung zu machen hatte. So war ich allerdings der Regierung untergeordnet, und dieser Unterordnung zufolge hatten

das Referat über meine Berichte und Anträge die Kreis-Medicinal-Räthe Geſſner und Kraus. Allein ich hatte bald Gelegenheit, zu bemerken, daß der letztere, als Kreis-Medicinalrath, glaube, ſich über den der Regierung untergeordneten Direktor der Krankenanſtalten etwas herausnehmen zu dürfen, und wirklich herausnahm. So kam er z. B. einſt ganz unvermuthet nach Nürnberg, und inſpicierte, ohne mir vorher etwas davon zu ſagen, die Krankenanſtalten. So veranlaßte er gleich nach ſeiner Zurückkunft von dieſer Inſpektion die Regierung zu dem Beſchluß, einen der Armenärzte zu entlaſſen, weil er bemerkt hatte, daß demſelben ein Stück des Unterkiefers fehle, wodurch ſein Anblick widrig, und der Geruch, den das noch immer offene kariöſe Geſchwür verbreite, ekelhaft ſei. Daß ich, da ſonſt nichts gegen dieſen Armenarzt einzuwenden war, gegen den Beſchluß der Regierung proteſtierte, verſteht ſich von ſelbſt; auch nahm die Regierung, wie zu erwarten war, den Beſchluß ſogleich zurück, und der Armenarzt blieb an ſeiner Stelle. Allein ich begnügte mich nicht mit der erhaltenen Genugthuung in dieſem einzelnen Fall, ich wollte ſeiner Anmaßung überhaupt ein Ende machen, und bat daher die Regierung, ihm das Referat über die Krankenanſtalten abzunehmen, und ſeinem Kollegen Geſſner zu übergeben, von dem ich, als einem eben ſo verſtändigen, ruhigen und billigen Mann, als kenntnißreichen und gewandten Geſchäftsmann, keine ſolche Unbilden zu fürchten hatte, und die Regierung entſprach meiner Bitte. Ueberhaupt muß ich ſagen, daß die Regierung ſich ſtets liberal, wohlwollend, ja zuvorkommend gegen mich bewies, und insbeſondere der damalige Präſident, der Graf von Drechſel, der, wie ſeine beiden Vorgänger, ſich bei jeder Gelegenheit als einen wahren Freund von mir bezeigt hat.

Indeſſen kam ich doch einmal, und zwar gleich im Anfang, in eine unangenehme Kolliſion mit der Regierung, wegen meiner Amts-Adreſſe. Die Reſcripte, die ich von derſelben erhielt, kamen nämlich nicht unter meiner Amts-, ſondern unter meiner Namens-Adreſſe an mich, ich erhielt ſie daher nicht portofrei, und um mir dieſe Ausgabe zu erſparen, bat ich die Regierung, die Reſcripte unter meiner Amts-Adreſſe, nämlich: An die königliche Direktion der Krankenanſtalten in Nürnberg, an mich gelangen zu laſſen. Ob dieſe Adreſſe der Regierung zu vornehm für mich ſchien, weiß ich

nicht, ich weiß blos, daß in einer Sitzung viel darüber debattiert worden, genug, das Resultat war, daß bei dem nächsten Rescript, das ich erhielt, die Adresse, statt an die Direktion, an die Kommission der Krankenanstalten, lautete. Außerdem, daß mir die Adresse: an die Kommission, schon an sich selbst sonderbar vorkam, so konnte ich mir auch keinen andern Grund denken, warum mir die Regierung die von mir vorgeschlagene Adresse nicht bewilligen wollte, als den oben erwähnten, daß sie nämlich zu vornehm für meine Stelle sei. Ich wandte mich daher aufs neue an dieselbe, und bezog mich auf mein Anstellungsdekret, in welchem ausdrücklich ausgesprochen sei, daß mir die Direktion der Krankenanstalten in Nürnberg übertragen worden, und daher nichts gegen die von mir vorgeschlagene Adresse eingewendet werden könne, die Regierung müßte sie denn für zu vornehm für meine Stelle halten, was sie doch keineswegs sei, da es nicht blos Regierungs-Direktionen, Policei-Direktionen ꝛc., sondern auch Fabrik-Direktionen, Theater-Direktionen ꝛc. gebe, welchen die Direktion öffentlicher Krankenanstalten wenigstens gleich stehe. Gleichwohl fand die Regierung nicht für gut, mir die verlangte Adresse zu bewilligen. Ich entschloß mich daher, um dem Streit auf einmal ein Ende zu machen, mich an das Ministerium zu wenden, und dieses bewilligte mir nicht nur meine Bitte wegen der Adresse, sondern es veranlaßte auch den König, mir den Charakter und Rang eines Ober-Medicinalraths beizulegen, wodurch ich nicht nur ähnlicher Kollisionen mit der Regierung, sondern auch der Anmaßungen der Kreis-Medicinalräthe überhoben ward.

Nach dieser Abschweifung komme ich wieder auf die Geschichte meines amtlichen Lebens zurück. Ich habe schon bemerkt, daß ich mir die Behandlung der Kranken in der in dem Spital zum heiligen Geist im Jahr 1812—1823 errichteten Krankenanstalt selbst vorbehalten hatte. Dieß lag zwar nicht in dem Wirkungskreis, der mir als Direktor der Krankenanstalten angewiesen war, ich hatte als solcher blos die Oberaufsicht über die Krankenanstalten, und die an denselben angestellten Aerzte zu führen, Vorschläge zur Verbesserung der Anstalten zu machen, die Besetzung der erledigten Stellen an denselben zu begutachten, die Apotheker-Rechnungen zu revidieren, und am Schluß des Etatsjahrs einen allgemeinen Bericht über den Zustand der Anstalten an die Kreis-Regierung zu erstatten. Der

Grund, warum ich die Behandlung der Kranken in der neu errichteten Krankenanstalt selbst übernahm, war, theils weil ich mir dadurch eine angenehme Beschäftigung verschaffte, theils weil die Anstellung eines besoldeten Arztes vor der Hand dadurch unnöthig wurde. Eben deßwegen besorgte ich auch die Kranken allein, ohne einen Gehülfen, und erleichterte mir das Geschäft blos dadurch, daß ich die ihr praktisches Biennium unter meiner Leitung machenden angehenden Aerzte zur Führung der Tagbücher und zu den erforderlichen anderweitigen Schreibereien benutzte. Erst später, wie ich älter geworden war, ließ ich mir ein Paar Gehülfen zugeben, wozu ich den D. Merkel und den D. Ziehl, und nach dem Abgang des letztern den D. Lochner vorschlug. Sie wurden mir von dem Magistrat ohne Schwierigkeit bewilligt, und ich hatte alle Ursache, mit der Wahl derselben zufrieden zu sein. Durch die Anstellung dieser Gehülfen wurden mir meine Geschäfte in der Anstalt bedeutend erleichtert; auch hatten sie sich bald so zu Spitalärzten ausgebildet, daß ich ihnen die Besorgung derselben ganz allein überlassen konnte, und solchergestalt nicht nur zur Betreibung meiner Privatpraxis, sondern auch zu außergewöhnlichen Arbeiten mehr Muße bekam. Zu solchen außergewöhnlichen Arbeiten wurde ich häufig aufgefordert, und sie bestanden meistens in Gutachten über Wahnsinnige und andere Kranke, welche von den Gerichten, von der Kreis-Regierung und von Privatpersonen von mir verlangt wurden. So wurde ich z. B. von dem in Bamberg residirenden Herzog Wilhelm zu einem Gutachten über den physischen und moralischen Zustand seines Sohnes, des Prinzen Pius, so späterhin von dem Präsidium der Regierung des Retzat-Kreises zu einem Privatgutachten über die Instruktion in Betreff der Cholera, welche von dem Ministerium den Kreis-Medicinalräthen zur Begutachtung vorgelegt worden, aufgefordert. — Mein Gutachten über den Prinzen Pius wurde ungeachtet der freien Sprache, welche ich mir in demselben erlaubte, nicht nur von seinem Vater, sondern auch von dem königlichen Familienrath wohlgefällig aufgenommen. Meine Vorschläge hinsichtlich der Behandlung des Prinzen wurden größtentheils genehmigt, und der gute Erfolg hat ihre Zweckmäßigkeit bewährt. — Einen gleich guten Erfolg scheint auch das Privatgutachten gehabt zu haben, zu welchem ich über die Instruktion, die Cholera betreffend, von dem Präsidium der Kreis-Regierung aufgefor-

dert wurde. Die Instruktion war längst verfaßt, aber sie sollte nicht eher bekannt gemacht werden, als bis die Krankheit Baiern näher käme. Dieser Zeitpunkt war eingetreten, ehe jedoch die Instruktion wirklich bekannt gemacht wurde, sollten erst die Kreis-Medicinalräthe ihr Gutachten darüber abgeben. Es befand sich eben damals der Kreis-Medicinalrath Mark von Baireuth in Nürnberg, als jene Aufforderung an die Kreis-Medicinalräthe erging. Er ließ mich das deßhalb an ihn ergangene Reskript lesen, erkannte, wie ohne Zweifel alle andere Kreis-Medicinalräthe, die Schwierigkeit der Aufgabe, und ich war herzlich froh, daß ich kein Kreis-Medicinalrath mehr war. Ich hatte nämlich die Instruktion gelegenheitlich bereits früher gelesen, und hatte so vieles gegen sie einzuwenden gefunden, daß ich mich mit Recht freuen konnte, kein Gutachten über sie abgeben zu müssen. Aber meine Freude dauerte nicht lange. Wenige Tage nach der Abreise Marks von Nürnberg wurde mir die Instruktion von dem Präsidium der Regierung zum Privatgutachten zugeschickt, und da ich die Aufforderung nicht abweisen konnte, so machte ich mich alsbald über die Instruktion her, und ich glaube kaum, mich über irgend einen Gegenstand offener und freier ausgesprochen zu haben, als über diesen. Ob mein Gutachten dem König unmittelbar vorgelegt worden, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß die Instruktion, die hernach erschien, eine ganz andere war, als die ich gelesen und begutachtet hatte. Mehrere der von mir gerügten Vorschriften waren ganz weggelassen, und von den beibehaltenen waren viele so modificiert, daß ich meine Einwirkung bei ihrer Umarbeitung nicht verkennen konnte.

Wie zu diesen und andern dergleichen außergewöhnlichen Arbeiten gab mir, wie schon gesagt, die Anstellung oben genannter Gehülfen auch mehr Muße zur Betreibung meiner Privatpraxis. Allein wie es mir überhaupt nie um große Erweiterung derselben zu thun war, so benutzte ich meine freie Zeit mehr zu wissenschaftlichen Studien, besonders zu philosophischen und historischen, und ich muß gestehen, daß das Interesse an denselben die Lust zur ärztlichen Praxis je länger je mehr bei mir verminderte. Hierzu kam, daß neben den Landärzten, die in der Stadt ihr Wesen trieben, jetzt auch Homöopathen auftraten, und eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen anfingen. Zwar wußte ich wohl, daß dieser Unfug nicht lange dauern würde, denn es gehörten, um ihm ein Ende zu machen,

nur einige Todesfälle bedeutender Perſonen dazu, welche, wie die Gräfin von Pückler, die Frau Präſidentin von Dörnberg, die Fürſtin von Thurn und Taxis ꝛc. das Opfer der Homöopathie wurden. Aber es iſt doch höchſt betrübend für einen wiſſenſchaftlichen Arzt, ſeine Kunſt unter einem Publikum auszuüben, wo dieſes Maximum von Charlatanerie ſelbſt unter den höhern, ſo genannten gebildeten Ständen, ſo viele Anhänger fand, und jener Opfer ungeachtet zum Theil noch findet. Indeſſen prakticierte ich doch noch immer fort, und ich konnte es um ſo eher thun, je mehr ſich mit meinen zunehmenden Jahren meine Praxis von ſelbſt verminderte. Schon ſeit längerer Zeit nämlich machte ich keine Beſuche in der Nacht mehr; ſchon dies ſchreckte Viele ab, mich zum Arzt zu wählen, ſo wie es auch ſchon Manche zur Wahl eines jüngern Arztes ſtatt meiner veranlaßt hatte. Aber auch bei Tag wurden mir meine Krankenbeſuche je länger je beſchwerlicher, und ſo ſah ich denn den Zeitpunkt immer näher rücken, wo ich auch dieſe, ohne mir weder ſelbſt einen Vorwurf zu machen, noch einen ſolchen von Andern befürchten zu müſſen, würde einſtellen können, oder vielmehr müſſen.

Allein ich wartete den Eintritt dieſes Zeitpunkts von ſelbſt nicht ab. Ich hatte am elften März 1836 mein ſieben und ſiebenzigſtes Lebensjahr zurückgelegt. Ich fühlte mich zwar für mein hohes Alter geiſtig und körperlich noch ziemlich kräftig, und eine Reiſe im Sommer nach Stuttgart auf dem Eilwagen gab mir davon den Beweis. Allein nun kam auf den ungewöhnlich heißen und trocknen Sommer ſchnell der kühle und regneriſche Herbſt. Dieſer Wechſel hatte, wie gewöhnlich, Krankheiten, gaſtriſche Fieber, ruhrartige Durchfälle, wirkliche Ruhren, Brechruhren ꝛc. zur Folge. Die Kranken häuften ſich, und wie die andern Aerzte, hatte auch ich mehr zu thun, als gewöhnlich. Für einen Mann von meinen Jahren war die Anſtrengung zu groß, ich fühlte, daß ich einer ſolchen Anſtrengung nicht mehr gewachſen war, und bald belehrte mich die Erfahrung darüber. Auch ich wurde von der epidemiſchen Diarrhöe befallen. Ich litt zwar an derſelben nur einige Tage; aber ich war kaum wieder ausgegangen, ſo bekam ich einen Rückfall, die Diarrhöe dauerte, bald ſtärker bald ſchwächer, mehrere Wochen lang fort, ich fühlte mich in hohem Grade entkräftet, das Gefühl der Entkräftung wollte ſich nicht verlieren, und da ich mich ſchon ſeit mehreren Jahren in den Wintermonaten nie ſo wohl, als im Sommer, befunden, ſo konnte

ich leicht vorausſehen, daß ich im bevorſtehenden Winter, wenigſtens als praktiſcher Arzt, nicht mehr würde leiſten können, was man von einem ſolchen fordert. Ich entſchloß mich daher, am Schluſſe des Jahrs meine Praxis aufzugeben, und am erſten Januar 1837 machte ich meinen Entſchluß durch die Zeitungen bekannt.

Schon ehe ich mich zu dieſem Schritt entſchloß, hatte ich mir auch meine amtlichen Geſchäfte auf eine meinem hohen Alter gemäße Art zu erleichtern geſucht, indem ich an den Magiſtrat den Antrag ſtellte, meine beiden Aſſiſtenten Merkel und Lochner zu wirklichen ſelbſtſtändigen Spitalärzten, jenen für die Verſorgungs-, dieſen für die Krankenanſtalt, zu ernennen. Schon als mehrjährige Aſſiſtenten hatten ſie Anſpruch auf dieſe Beförderung, und ihre Geſchicklichkeit, ihr Fleiß, und ihr eben ſo würdiges als humanes Betragen gegen die Kranken gaben ihnen volles Recht dazu. Mein Antrag wurde von dem Magiſtrat ohne Anſtand angenommen, und eben ſo auch von der königlichen Regierung genehmigt. Der Vortheil, den ich von dieſer Beförderung meiner Aſſiſtenten hatte, war, daß ich die Anſtalten nicht mehr alle Tage beſuchen durfte, daß das Ordinieren ihnen überlaſſen wurde, und daß ich nur die Oberaufſicht zu führen hatte. Als ein Mann von ſieben und ſiebenzig Jahren hätte ich zwar als Staatsbeamter meine Verſetzung in den Ruheſtand ſchon längſt fordern können; allein außerdem, daß es gegen meine Grundſätze iſt, dem Staat, ſo lange man ihm noch Dienſte leiſten kann, als Penſionär zur Laſt zu fallen, lag mir auch die Ausführung meiner Plane zu einer beſſern Organiſation der Krankenanſtalten zu ſehr am Herzen, als daß ich mich hätte entſchließen können, eher um meine Penſionierung zu bitten, als bis ich gewiß war, daß es zur Ausführung derſelben entweder gar nicht, oder doch wenigſtens nicht mehr bei meinen Lebzeiten, kommen würde. Ich beſchloß daher, vorerſt blos meine Privatpraxis aufzugeben, und dies geſchah, wie ſchon geſagt, am Anfange des Jahrs 1837. Ich kann nicht läugnen, ich that dieſen Schritt mit ſchwerem Herzen. So viele Familien hatten mir ſeit einer langen Reihe von Jahren ihr Vertrauen geſchenkt, ſie achteten mich nicht nur als Arzt, ſondern ſie liebten mich auch als ihren Freund, und auf einmal ſollten ſie ſich von mir verlaſſen, und den Arzt, den ſie ſonſt ſo vertrauungsvoll zu Hülfe gerufen hatten, gleichgültig gegen ihre Leiden an ihren Häuſern vorübergehen ſehen. — Indeſſen war, wie

ich leicht vorausſehen konnte, der Eindruck, den jene Anzeige machte, nicht überall derſelbe. Manche verdroß mein Entſchluß, und ſie wählten ohne weiteres einen andern Arzt; Viele betrübte er zwar, aber ſie ſahen ein, daß ich als ein Greis von ſieben und ſiebenzig Jahren recht gethan, meine Privatpraxis aufzugeben, und beruhigten ſich damit, daß ich bei jener Bekanntmachung erklärt hatte, den Hausärzten, die ſie wählen würden, in allen wichtigen Fällen mit meinem Rath beizuſtehen; Andere endlich nahmen von meinem Entſchluß gar keine Notiz, ſie beſchickten mich nach wie vor, wenn Jemand in ihrer Familie erkrankte, ja ich wurde ſogar von Familien gerufen, deren Arzt ich zuvor nie geweſen. So war es denn im Ganzen eben ſo gut, als ob ich meine Praxis nicht aufgegeben hätte, und ich ſah wohl ein, daß ich mich von derſelben nicht eher würde losmachen können, als bis ich von Nürnberg ſelbſt wegzöge.

Hiezu fand ich nun in der Beförderung meines Schwiegerſohns zum Poſtverwalter in Nördlingen eine Aufforderung, die mir zu keiner Zeit hätte gelegener kommen können. Allein ich konnte mich nicht entſchließen, derſelben zu entſprechen, weil eben jetzt auch der Zeitpunkt zur Ausführung meiner Plane wegen der Krankenanſtalten ganz nahe ſchien.

Ich habe nämlich bereits oben geſagt, wie viel ich von dem neu gewählten Bürgermeiſter Merkel in Betreff der Erbauung des längſt projektierten allgemeinen Krankenhauſes erwartete. Er hatte meine Erwartung nicht getäuſcht. Gleich nach dem Antritt ſeines Bürgermeiſteramts hatte er die Recherchierung der Mittel zur Ausführung des Unternehmens zu einem Hauptgegenſtand ſeiner Thätigkeit gemacht, und das Ergebniß dieſer Recherchen war, wie er mich verſicherte, ſo befriedigend, daß an der wirklichen Ausführung um ſo weniger zu zweifeln war, da jetzt der größte Theil des Magiſtrats und der Gemeinde-Bevollmächtigten günſtiger für die Sache geſtimmt ſchien, als vormals. Es kam daher blos auf den förmlichen Beſchluß des Magiſtrats an, und auch dazu war bereits Alles nach der Verſicherung des erſten Bürgermeiſters Binder, der ſich das Referat über dieſen auch ihm höchſt wichtigen Gegenſtand ſelbſt vorbehalten hatte, ſo vorbereitet, daß es ſich blos noch von der Entſcheidung der Vorfrage handelte, wo das Krankenhaus erbaut werden ſoll, ob auf dem vor acht Jahren dazu erkauften Platz außerhalb der Stadt, oder innerhalb der Stadt auf der von der Pegnitz gebildeten

Inſel, auf welcher das Spital zum heiligen Geiſt ſteht. Das Kollegium der Gemeinde-Bevollmächtigten ſtimmte für den letztern Platz, und wirklich ſprachen auch für die Wahl deſſelben ſo viele Gründe, daß auch ich dafür ſtimmte, vorausgeſetzt, daß der Platz für ein Krankenhaus, das allen an ein ſolches zu machenden Anforderungen entſprechen ſollte, Raum genug gewähre. Dies mußte nun näher unterſucht werden. Der Magiſtrat ließ den Platz durch den ſtädtiſchen Baurath ausmeſſen, und nachdem ich ihm meine Ideen über die Einrichtung des Krankenhauſes mitgetheilt hatte, verfertigte er vorläufig einen Riß zu dem aufzubauenden Gebäude. Allein leider fand ſich nicht nur der Raum viel zu klein, ſondern es zeigte ſich auch, daß ſich die Baukoſten viel höher belaufen würden, als man vermuthen konnte. Es blieb alſo, da auch ſonſt in der Stadt kein anderer ſchicklicher Platz für das Gebäude vorhanden war, nichts übrig, als ſich für den ſchon vor acht Jahren dazu auserſehenen und angekauften Platz außerhalb der Stadt zu entſcheiden. Die Haupteinwendung, welche ich gegen die Wahl dieſes Platzes zu machen hatte, war, daß es an demſelben an der erforderlichen Menge Waſſer fehlen möchte. Allein, wie man mich von allen Seiten her verſicherte, ſollte dies keineswegs der Fall ſein, und wirklich zeigte ſich auch bei näherer Unterſuchung kein Mangel an Waſſer, weder an dem Platz ſelbſt, noch in der Umgegend. Ich ſchlug alſo vor, bei der Wahl dieſes Platzes zu bleiben, und die größern Koſten, welche hier die Aufführung des Gebäudes verurſachen würde, nicht zu ſcheuen, da es nicht blos um die Befriedigung eines Bedürfniſſes zu thun ſei, welcher nicht länger ausgewichen werden könne, ſondern daß es auch die Ehre der Stadt fordere, nicht länger hinter andern, viel kleinern Städten, als Nürnberg hierin zurückzubleiben.

Dieſen Vorſchlag machte ich im Monat December 1836. Allein der Januar, der Februar, der März des folgenden Jahrs vergingen, ohne daß irgend etwas weiteres in der Sache geſchah. Der magiſtratiſche Beſchluß wurde von einer Woche zur andern hinausgeſchoben. Der erſte Bürgermeiſter konnte, wie er ſagte, wegen zu vieler anderweitiger Arbeiten mit Abfaſſung ſeines Vortrags nicht fertig werden, der zweite wollte, diplomatiſch bedenklich, das Referat dem erſten nicht abnehmen, und ſo kam es denn ganz natürlich nicht zu der längſt verheißenen und von mir täglich erwarteten Sitzung, in welcher die Erbauung des neuen Krankenhauſes beſchloſſen werden

ſollte. Nun war ich zwar überzeugt, das neue Krankenhaus werde früher oder ſpäter gebaut werden müſſen, weil das immer dringender werdende Bedürfniß dazu nöthige. Allein nach ſo vielen und mancherlei Verzögerungen, die ich bereits erlebt hatte, mußte ich fürchten, daß immer wieder neue eintreten würden, und wie ſehr ich auch dieſe Furcht zu bekämpfen ſuchte, ſo ſchlug doch der Gedanke, daß ich, wie raſch es auch nach einmal gefaßtem Beſchluß des Magiſtrats, und nach Beſtätigung deſſelben von der Kreis-Regierung in Ansbach und dem Miniſterium in München, mit der Ausführung vorwärts gehen möchte, doch weder bei dem Bau des Krankenhauſes thätig mitwirken, noch viel weniger die Direktion deſſelben in der Folge würde übernehmen können, meine Hoffnung immer wieder aufs neue nieder. Zur Erbäuung des Krankenhauſes mußte ich wenigſtens einen Zeitraum von vier bis fünf Jahren rechnen, bis zur Vollendung des Baues und ſeiner Einrichtung wäre ich einige achtzig Jahre alt geworden, und in dieſem hohen Alter — wie hätte ich wohl hoffen können, die Direktion deſſelben mehr zu übernehmen? Es wäre thöricht geweſen, wenn ich dieſe Hoffnung nicht aufgegeben hätte. Ich mußte mich begnügen, den Plan zu dem Krankenhauſe entworfen zu haben, die Mitwirkung bei der Aufführung des Baues, die Einrichtung des Hauſes, und die Direktion der Anſtalt mußte ich einem jüngern Mann überlaſſen, und Alles, was ich hätte leiſten können, wäre geweſen, ihn dabei zu unterſtützen, wenn er anders dieſe Unterſtützung ſich würde haben gefallen laſſen. Ich bat daher bei der Regierung um meine Verſetzung in den Ruheſtand, und höchſt ehrenvoll wurde mir meine Bitte von dem König bewilligt. — Daß auch dieſer Schritt großes Aufſehen in der Stadt machte, läßt ſich denken. Aber dies kümmerte mich nun nicht mehr, und ich war froh, daß ich dieſen wichtigen Schritt endlich gethan hatte. Mehr, als fünfzig Jahre, hatte ich größtentheils für Andere gelebt, es war mir nicht zu verdenken, wenn ich auch noch einige Jahre für mich leben wollte. Schon dies ließ mich jenen Schritt nicht gereuen; dann hatte ich ſchon längſt bei mir beſchloſſen, und es auch da und dort laut ausgeſprochen, daß, wenn es nicht bald mit der Herſtellung des neuen Krankenhauſes Ernſt werden würde, ich nichts mehr damit zu ſchaffen haben wolle, der Aerger über die lange Verzögerung befeſtigte mich in meinem Entſchluß, und der Gedanke, die unerwartete Niederlegung meiner Stelle könnte vielleicht zur Be-

ſchleunigung des magiſtratiſchen Beſchluſſes indirekt mehr thun, als alle meine bisherigen ſo oft vergebens wiederholten direkten Anregungen, beſtimmte mich zu ſeiner Ausführung. Ich dachte nämlich, der Magiſtrat werde entweder die Niederlegung meiner Stelle als die Wirkung meines Aergers anſehen, und mir zum Trotze gleich nach meiner Entlaſſung Hand an das Werk legen, oder er werde, beſſer von mir denkend, und einſehend, daß er meine Mitwirkung dabei nicht entbehren könne, noch während meiner Anweſenheit in Nürnberg den ſo lange verzögerten definitiven Beſchluß faſſen. Wahrſcheinlicher, als das erſte, ſchien mir das letzte, und was ich vermuthete, geſchah. Die unerwartete Niederlegung meiner Stelle war ein neuer Antrieb für den erſten Bürgermeiſter, ſeinen Vortrag über die Errichtung des neuen Krankenhauſes zu beſchleunigen. Wenige Tage, nachdem meine Entlaſſung bekannt geworden, bildete er ein aus dem zweiten Bürgermeiſter, einigen Mitgliedern des Magiſtrats und der Gemeinde-Bevollmächtigten, dem königlichen Stadt-Kommiſſär, dem königlichen Stadtgerichtsarzt und mir beſtehendes Komite, der Tag der Sitzung wurde anberaumt, das Komite hatte ſich eingefunden, der vorſitzende erſte Bürgermeiſter hielt einen eben ſo umfaſſenden als gründlichen Vortrag über den Gegenſtand, alle Glieder des Komite ſtimmten ihm bei, die Erbauung des Krankenhauſes wurde einſtimmig beſchloſſen und ich hatte die Freude, wenigſtens den Hauptſchritt zur Ausführung meines Plans gethan zu ſehen. Hätte ich meine Stelle nicht niedergelegt, ſo wäre allem Anſehen nach dieſer Schritt viel ſpäter, vielleicht gar nicht gethan worden, und ſo kann ich wohl ſagen, was mir zuvor in einer langen Reihe von Jahren direkt nicht gelang, iſt mir endlich indirekt in einer einzigen Sitzung von einigen Stunden gelungen. Und ſo hatte ich nun das Ziel, nach welchem ich ſo lange ſtrebte, wenigſtens ſo weit erreicht, als ich es erreichen konnte. Ich konnte mir wegen zu frühzeitigen Abtritts von meinem Amt keinen Vorwurf machen, ich konnte Nürnberg getroſt verlaſſen, und was mich über meinen Abgang noch mehr beruhigte, war, daß mich der Magiſtrat in einem an mich erlaſſenen ſehr ehrenvollen Schreiben aufforderte, auch aus der Ferne zum Beſten der Krankenanſtalten fortzuwirken.

Endlich kann ich nicht läugnen, daß ich die wenigen Jahre, die mir vielleicht noch zu leben vergönnt ſind, in dem Schooße meiner Familie zuzubringen wünſchte. Ein Greis von acht und ſiebenzig

Jahren ist getrennt von den Seinigen übel daran. So viele Freunde er auch haben mag, steht er doch allein, es fehlt ihm an tausend Dingen, die ihm nur die Seinigen gewähren können, und wenn er vollends kränklich wird, so ist er doch bei aller Hülfe, die ihm seine Freunde leisten mögen, verlassen, und das Gefühl, allein zu sein, macht ihn bei aller Resignation, deren er fähig ist, unglücklich. Je näher die Abreise meiner Familie herbei kam, desto tiefer fühlte ich dies, und wenn ich zuvor minder fest entschlossen war, Nürnberg zu verlassen, und mit meiner Familie nach Nördlingen zu ziehen, so war ich es jetzt desto fester. So Vieles mir auch Nürnberg werth gemacht hatte, die vielen Jahre, die ich dort verlebt, die vielen Freunde, die ich mir erworben, die allgemeine Achtung, in der ich bei dem Publikum stand, und noch so vieles Andere, so fiel mir doch der Abschied von der alten ehrwürdigen Stadt nicht so schwer, als ich gefürchtet hatte. Der Gedanke, bei den Meinigen zu bleiben, und in ihrem Kreise den Rest meines Lebens, meiner selbst genießend, zuzubringen, überwog jeden andern Gedanken, und ohne meinen Entschluß zu bereuen, zog ich mit meiner Familie nach Nördlingen, wohin mein Schwiegersohn schon vor einigen Monaten vorausgegangen war, und unsere Ankunft mit Sehnsucht erwartete.

Fünftes Buch.

Es war ein regnerischer unfreundlicher Tag, dergleichen man selten im Monat Mai erlebt, an welchem ich mit meiner Tochter und ihren Kindern von Nürnberg abreiste. Wir konnten die Schönheit der Gegend, in welcher Nördlingen liegt, mehr ahnen als sehen, und eben so raubte uns auch der anhaltende Regen den Ueberblick der vielen wohlbevölkerten Dörfer in der Umgegend. Erst in Oettingen, wo wir Mittag hielten, heiterte der Himmel sich etwas auf, und Abends um fünf Uhr kamen wir glücklich in unserem neuen Wohnort an. Das Haus, welches wir gemiethet hatten, gewährte zwar von außen wegen der Ungleichheit seines Daches, und seines weißen, mit dem Dunkelroth der Fenstereinfassungen und Stockabtheilungen grell abstechenden Anstriches keinen sonderlich erfreulichen Anblick; aber es steht an einem freien Platz zunächst der großen schönen gothischen Kirche, seine größere Front gegen Morgen, die kleinere gegen Mittag gerichtet, und wenn uns schon diese Lage mit dem Ungefälligen seines Aeußern versöhnte, so ließ uns seine bequeme innere Einrichtung ganz darüber wegsehen. Hierzu kam, daß wir es, was uns besonders lieb war, allein bewohnten, und daß uns auch das Gärtchen am Haus überlassen war, was wir ebenfalls, vorzüglich um der Kinder willen, hoch anzuschlagen hatten.

Schon diese Annehmlichkeiten unserer neuen Wohnung minderten die mancherlei unangenehmen Gefühle, mit welchen wir Nürnberg verließen, um Vieles, und nach dem, was wir zuvor schon Gutes von Nördlingen gehört hatten, durften wir hoffen, daß wir Nürnberg, trotz seiner vielen Vorzüge vor Nördlingen, je länger je weniger vermissen würden. Diese Hoffnung hatte vorzüglich ich, denn außerdem, daß ich längst schon beinahe ein Fremdling in Nürnberg geworden war, indem ich schon seit mehreren Jahren selten mehr eine größere Gesellschaft besuchte, und mich fast allein auf den Umgang mit meinen nähern Freunden und Bekannten, und auf den Betrieb meiner Geschäfte beschränkte, hatte auch die Veränderung meiner Lage selbst so viel Erfreuliches für mich, daß ich das Angenehme

OR INST OXI

meiner frühern in Nürnberg leicht verſchmerzen konnte, und ich darf wohl ſagen, wirklich verſchmerzte. Ich war mit meiner Familie zuſammen geblieben, ich durfte nicht einſam und verlaſſen unter fremden Menſchen leben, ich konnte der Liebe und Treue meiner Nürnberger Freunde gewiß ſein, wie ſie der meinigen, ich hatte nicht mehr mit den Widerwärtigkeiten meines Berufs zu kämpfen, ich war aus einem Sklaven deſſelben ein freier Mann geworden, und den Reſt meines größtentheils Andern gewidmeten Lebens durfte ich mir ſelbſt leben. Zwar war ich in Nürnberg ſowohl als praktiſcher Arzt, als auch als königlicher Staatsbeamter, viel beſſer daran, als alle meine Kollegen. Als praktiſcher Arzt war ich nicht an die Praxis gebunden, denn ich mußte nicht von ihr leben, ich konnte nach Muße praktiſieren. Als Staatsbeamter genoß ich der mir als ſolchem gebührenden Achtung, und ſo war allerdings meine Lage viel glücklicher, als die Lage aller meiner Mitärzte. Aber nichtsdeſtoweniger fand ich doch gar Vieles, was mir nicht nur mein praktiſches Leben, ſondern auch meine amtliche Stelle verbitterte. Allen Widerwärtigkeiten war ich durch meinen Abgang von Nürnberg mit einemmal entgangen; ich konnte, nachdem ich Nürnberg im Rücken hatte, freier athmen, und ſchon in den erſten Tagen nach meiner Ankunft in Nördlingen ward es mir klar, daß ich durch die Veränderung meiner Lage mehr gewonnen, als verloren hatte. Zwar entging mir durch den Verluſt meiner Privatpraxis in Nürnberg ein nicht unbedeutender Theil meines Einkommens; allein bei meiner anſehnlichen Penſion, und bei meinen ungleich geringern Ausgaben in Nördlingen konnte ich jene Mehreinnahme leicht miſſen, ja da ich mich überhaupt nicht aus Intereſſe in eine Privatpraxis in Nürnberg eingelaſſen hatte, ſo kommt jener Verluſt an Einkommen in keinen Betracht gegen die Vortheile, welche ich mir von der Unabhängigkeit meiner Lage in Nördlingen zu verſprechen hatte, und welche mir auch im reichen Maße zu Theil wurden, wie die nun folgende Geſchichte meines Aufenthalts daſelbſt ausführlicher zeigen wird.

In den erſten vierzehn Tagen hielt mich theils die Beſchäftigung mit meiner häuslichen Einrichtung, theils das ſchlechte Wetter zu Hauſe. Allein ſo wie ich mit jener fertig, und dieſes beſſer geworden war, war mein erſtes, mich in der Stadt umzuſehen, in welcher ich künftig wohnen ſollte, und ihre Umgegend kennen zu lernen, von deren Schönheit und Fruchtbarkeit ich früher ſchon vieles gehört hatte.

Von der Stadt, als einer ehemaligen Reichsstadt, versprach ich mir, wie leicht zu erachten, nicht sonderlich viel. Ich dachte mir sie als ein kleines Städtchen, mit altväterischen Häusern, finstern und schmutzigen Straßen, und noch schmutzigern Nebengäßchen. Allein ich fand Alles viel besser. Die Stadt hat einen größern Umfang, als ich vermuthete. Die Häuser sind größtentheils gut gebaut, mehrere wirklich schön, es giebt mehrere freie Plätze in der Stadt, die Hauptstraßen haben die gehörige Breite, nur das Pflaster könnte besser sein, auch sind mehrere Straßen, selbst Hauptstraßen, nicht gepflastert, sondern blos chaussiert, daher bei schlechtem Wetter schmutzig, und überdies nicht gehörig rein gehalten. Dagegen zieht sich um die ganze Stadt ein bedeckter Gang, in welchem man auch bei dem schlechtesten Wetter spazieren gehen kann. Die Stadt ist überall von Gärten umgeben, größtentheils jedoch von Baum- und Grasgärten, weil die Gemüße in dem leimigen Boden weniger gut gerathen, als das Obst. Schon diese vielen Gärten, die Gesundheit und Schönheit der Bäume und der üppige Graswuchs, besonders in dem Stadtgraben, machen die Umgebung der Stadt sehr anmuthig; aber diese nächste Umgebung der Stadt kommt in keinen Vergleich mit der weiten, fruchtbaren und reich bevölkerten Ebene, auf welcher die Stadt liegt, und welche an Schönheit auch den schönsten Gegenden in Deutschland nicht nachstehen würde, wenn es ihr nicht an Bäumen, zumal an kleinen Waldparthien, wodurch sie mehr Abwechselung, und an einem Fluß mit schönen Ufern fehlte, wodurch sie mehr Leben erhielte. Nach allen Richtungen hat man eine gleich schöne Aussicht schon von der Ebene aus, und noch mehr von den Anhöhen, zu welchen sie sich da und dort erhebt, vorzüglich aber von dem hohen Stadtkirchthurm, und dem Felsen in dem eine kleine Stunde von Nördlingen gelegenen Wallerstein, wo man beinahe das ganze Rieß übersieht, und schon mit bloßen Augen gegen hundert, theils größere theils kleinere Dörfer zählt. Von diesen Dörfern habe ich, sobald ich mich in der Stadt umgesehen hatte, mehrere besucht, und gefunden, daß sie fast durchaus wohl gebaut, reich bevölkert, und von fleißigen, heitern Menschen, und, wie ich hörte, auch vielen wohlhabenden Familien bewohnt sind. Da ich jetzt mehr Zeit zu solchen Exkursionen hatte, als in Nürnberg, so machte ich sie auch häufiger, und nie kehrte ich von einer zurück, ohne mich zu freuen, in einer Stadt zu leben, die zwar, als Stadt,

Nürnberg weit nachsteht, aber in Rücksicht auf die Schönheit der Gegend, in welcher sie liegt, Nürnberg wenigstens gleichkommt.

Aber so wie überhaupt an jedem Ort in der Welt die Menschen das Interessanteste sind, so interessierten auch mich mehr, als die Stadt und ihre Umgebungen, die Menschen, mit denen ich an meinem neuen Aufenthaltsort leben sollte, und ich begann daher gleichzeitig mit der Besichtigung der Stadt meine Besuche, zuerst bei denjenigen Personen, die ich schon früher kannte, dann bei denen, die ich kennen zu lernen wünschte, in der Hoffnung, bald in nähere Berührung mit ihnen zu kommen, indem einem geselligen Menschen nichts einen Ort, er sei welcher er will, angenehmer machen kann, als die nähere Berührung, in welche er mit guten, verständigen und gebildeten Menschen kommt.

Der erste dieser Besuche war der, welchen ich dem fürstlich Wallersteinischen Domänen-Direktor Ritter in Wallerstein machte. Er war früher Hof-Intendant der verwittweten Herzogin Ludwig von Würtenberg, und ich sah ihn zum erstenmal in dem Schloß Winnenthal vier Stunden von Ludwigsburg, dem Wittwensitz der Herzogin, aus Gelegenheit einer Krankheit der Herzogin, deren Arzt ich schon in Ludwigsburg nach dem Tod ihres Gemahls gewesen war. Da ich dieselbe öfter besuchen mußte, so lernte ich auch ihren Intendanten näher kennen, ich kam bald in ein freundschaftliches Verhältniß mit ihm, und so lange wir uns auch nicht gesehen hatten, so erneuerte sich dasselbe sogleich bei unserem Wiedersehen in Wallerstein. Ich traf ihn in seinem freundlichen, wohl gebauten, trefflich eingerichteten Haus, besah den daran stoßenden Garten mit seiner niedlichen englischen Anlage, und bei einem Glas Nierensteiner erinnerten wir uns unserer frühern Bekanntschaft nicht nur auf das lebhafteste wieder, sondern es kamen auch einzelne Vorfälle zur Sprache, von welchen ich nur einen erzählen will, und zu welchem eben jene Krankheit der Herzogin Veranlassung gab. Die Herzogin lag bedeutend krank an einem Gallenfieber. Es war im Herbst, der Weg weit, das Wetter schlecht, die Reiseauslagen, die ich zu machen hatte, beliefen sich auf eine beträchtliche Summe, die Korrespondenz mit der Hofdame, die nicht deutsch konnte, mußte in französischer Sprache, in welcher ich eben so wenig gut schreiben, als ich sie fertig sprechen konnte, geführt werden. Nach einigen Wochen war die Herzogin glücklich wiederhergestellt, und es

war natürlich, daß ich auch eine meinem Verdienſt um ſie angemeſſene Belohnung erwartete. Aber ich erhielt nicht mehr, als hundert Reichsthaler, eine Summe, von welcher beinahe ſchon ein Drittheil für meine Auslagen abging, und mit dem Reſt hielt ich mich für die Mühe, die ich mir mit ihr gab, für den Verluſt der Zeit, die mir die vielen Beſuche in Winnenthal wegnahmen, für die Verſäumniſſe in Ludwigsburg, und die Beſchwerlichkeit meiner franzöſiſchen Korreſpondenz, für nichts weniger als fürſtlich belohnt. Ich ſchrieb daher an Ritter, welcher mir auf Befehl der Herzogin jene Summe zugeſchickt hatte, daß ich mit dieſer unverhältnißmäßigen Belohnung nicht zufrieden ſein könne, daß zwar die Summe an ſich nicht gering ſei, daß aber auch wohlhabende bürgerliche Perſonen den Arzt nicht ſelten eben ſo gut bezahlten, daß die Reichen für die Armen bezahlen müſſen, und daß die Frau Herzogin nicht vergeſſen dürfe, daß ich ſie durch Herſtellung von einer ſchweren lebensgefährlichen Krankheit aufs neue in den Beſitz ihrer irdiſchen Herrlichkeit eingeſetzt habe. Das war freilich eine große Impertinenz, und ich fürchtete, die Herzogin würde mir dieſelbe nicht nur im höchſten Grad übel nehmen, ſondern auch bei dem Herzog ſich über den impertinenten Arzt beſchweren. Allein ſie that wenigſtens das letztere nicht, und ohne ſich über mein Benehmen zu äußern, ließ ſie mir die oben angegebene Summe verdoppelt durch Ritter zuſtellen. Ritter erinnerte ſich dieſes Vorgangs noch ganz genau, und verſicherte mich, daß die Herzogin gewiß nicht aus Geiz mich ſo ſchlecht honorierte, ſondern blos, weil ſie nicht gewußt habe, was ſich in ſolchen Fällen gebühre, daß ſie nichts weniger als geizig, ſondern im Gegentheil ſehr oft zu freigebig geweſen, während ſie am unrechten Ort ſparte. Mich freute dieſe Belehrung wegen ihres Geizes, von dem ich zu ihren Lebzeiten ſo viel ſagen hörte, um ſo mehr, da ſie wegen ſo vieler anderer guter Eigenſchaften allgemein gerühmt wurde. — Wenige Tage nach meinem Beſuch in Wallerſtein machte mir Ritter ſeinen Gegenbeſuch in Nördlingen, wo wir nicht minder vergnügt beiſammen waren; aber eine Reiſe, die er in die Rheingegenden machte, unterbrach drei Monate lang unſere erneuerte Verbindung. Nach ſeiner Zurückkunft ſahen wir uns ſowohl in Nördlingen als in Wallerſtein öfter, weil wir beide als penſionierte Beamte keine bindende Geſchäfte mehr hatten, und immer war ich vergnügt in

seiner Gesellschaft, nicht nur weil er ein eben so gebildeter als gescheidter Mann ist, sondern auch weil er mir aus dem Schatz seiner Erfahrungen, besonders in Betreff des Würtenbergischen Hofes, manches mittheilte, was ich zuvor nicht wußte.

Ein anderer alter Bekannter, den ich aufsuchte, war ein Baron von Welden, den ich bereits vor vielen Jahren in Ansbach kennen gelernt hatte. Er war vormals Eichstädtischer Beamter, nach dem Uebergang des Fürstenthums an Baiern wurde er pensioniert, lebte zuerst in Ansbach, und zog dann nach Klein-Nördlingen, einem eine halbe Stunde von Nördlingen entfernten Dorf, wo er ein nicht unbedeutendes Anwesen besitzt. Auch mit ihm wieder zusammen zu kommen, war mir sehr erfreulich, denn er ist ein Mann von gesundem Verstand, und dem besten Herzen, redlich, gefällig und zuvorkommend dienstfertig. — Nicht minder erfreulich war mir auch die erneuerte Bekanntschaft mit seiner Gemahlin, welche ich in Ansbach als Freundin der Gräfin von Thurheim öfter, als ihn, zu sehen Gelegenheit hatte. Sie war damals eine der schönsten Frauen in Ansbach, und man sieht ihr noch wenig an, daß sie älter geworden. Auch besitzt sie noch dieselbe Lebendigkeit und Munterkeit, welche sie in Ansbach so liebenswürdig machten, und was sich mit den Jahren noch weniger verliert als Schönheit, sie ist noch dieselbe geistreiche Frau, für die sie in Ansbach allgemein bekannt war. Sie hat eine noch unverheurathete Tochter bei sich, die, wenn sie auch ihrer Mutter an Schönheit nicht gleicht, doch durch ihren Verstand und ihre Bildung beweist, daß sie die Tochter einer solchen Mutter ist. Schon das Angenehme des Umgangs mit einer solchen Familie lockte mich öfter nach Klein-Nördlingen, aber auch der zunächst an dem Wohnhaus gelegene große und schöne Garten, ob ihn gleich der Besitzer an einen Wirth verpachtet, und der Wirth ihn zu einem öffentlichen Gesellschaftsplatz gemacht hat, zog mich oft dahin, theils weil ich keinen Fehlgang machte, wenn die von Weldensche Familie nicht zu Hause war, theils weil der Garten groß genug ist, um sich von der größern Gesellschaft absondern zu können, wenn man allein sein will.

Außer den eben genannten, fand ich sonst keine alte Bekannte, weder in der Stadt selbst noch in der Nachbarschaft, aber um so zahlreicher waren die neuen Bekanntschaften, die ich machte, und ich freute mich derselben um so mehr, da ich unter beiden Ge-

ſchlechtern wirklich mehrere Perſonen fand, mit welchen ich in eine nähere Verbindung zu kommen wünſchen konnte, als ich vermuthete. Nächſt unſerem Hausherrn, dem Rath und Kaufmann Weimann, unſerem nächſten Nachbar, zähle ich dazu von den Geiſtlichen der Stadt den Dekan Beck, die Stadtpfarrer Weng, Günther und Jordan, und den katholiſchen Pfarrer Zipfel, dann den Landrichter Pölzel, den Rentbeamten Ammon, den Bürgermeiſter Doppelmeier, die beiden Advokaten von Sieger und Göß, den Rektor Hirſchmann, den Subrektor von Löffelholz, und den Landgerichtsarzt Böhm.

Die Geiſtlichen ſind durchaus aufgeklärte Männer. Aber es würde zu weitläuftig ſein, jeden der genannten Geiſtlichen einzeln zu ſchildern, es iſt genug, wenn ich ſage, daß ich ſie insgeſammt als Männer kennen lernte, in deren Mitte zu leben, Jedem, der ſolche Männer zu ſchätzen weiß, erfreulich ſein muß.

Eben ſo enthalte ich mich auch einer nähern Schilderung unſeres wackern Hausherrn Weimann, des ſich in allem ſeinem Thun als einen ſehr braven Mann darſtellenden Landrichters Pölzel, des in der Preußiſchen Schule gebildeten, geſchäftsgewandten Rentbeamten Ammon, des gutmüthigen, redlichen, und auch wegen ſeines Kunſtſinnes achtbaren Bürgermeiſters Doppelmeier, der beiden wegen ihrer Rechtlichkeit und Geſchicklichkeit gleich geſchätzten Advokaten von Sieger und Göß, des ſprachgelehrten wackern Rektors Hirſchmann, des geſchickten fleißigen und liebenswürdigen Subrektors von Löffelholz, und noch mehrerer Anderer; nur von meinem Kollegen, dem Landgerichtsarzt Böhm, muß ich einige Worte mehr ſagen.

Er iſt noch ein ganz junger Mann, und was mir mein Schwiegerſohn, der ihn ſchon früher kennen gelernt hatte, von ihm ſagte, fand ich gleich bei der erſten Unterredung mit ihm vollkommen beſtätigt. Nicht, wie die meiſten jüngern Aerzte, geht er auf den Erwerb einer ausgebreiteten Praxis aus, er lieſt und ſtudiert auch noch fleißig, und wie er ſchon von der Univerſität aus reich an wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen war, ſo vermehrt er ſie nicht nur durch ſeine fortgeſetzten Studien noch täglich, ſondern er weiß ſie auch zu ſeiner weitern Ausbildung zum praktiſchen Arzt zu benutzen, was ihm um ſo beſſer gelingt, da er ſchon von Natur ausgezeichnete praktiſche Talente beſitzt. Solche jüngere Aerzte, beſonders wenn ſie auch ein

ſo einnehmendes Aeußere haben, wie er, gelangen bald zu einer ausgebreiteten Praxis, ohne daß ſie nöthig haben, dazu Wege einzuſchlagen, die, wie ſie ſelbſt, auch den ärztlichen Stand entehren. Die Praxis macht ſich bei ihnen von ſelbſt, und wirklich iſt Böhm ſowohl in der Stadt, als außerhalb derſelben, ſelbſt in weit entlegenen Ortſchaften als Arzt und Chirurg, denn er iſt auch ein gleich ausgezeichneter Chirurg, ſo geſucht und beliebt, daß er ſelten zu Hauſe zu treffen, und wenn es ſo fortgeht, zu beſorgen iſt, er werde die Anſtrengungen und Strapazen nicht in die Länge aushalten können. Aber nicht minder achtungswürdig, als Arzt, iſt er auch als Menſch, indem man ſelten einen ſo theilnehmenden, gewiſſenhaften und uneigennützigen Arzt findet, als er iſt.

Von den Damen, deren Bekanntſchaft ich in Nördlingen machte, kann ich weniger ſagen, als von den Männern, theils weil man ſie nicht ſo leicht und ſchnell kennen lernt, als dieſe, theils weil ſie mich als einen Greis von acht und ſiebenzig Jahren nicht mehr in dem Grade intereſſierten, als in meinen jüngern Jahren. Ich gefiel mir zwar immer noch wohl in ihrer Geſellſchaft, zumal wenn ich mit geiſtreichen und gebildeten zuſammen kam, auch hatte ihre Schönheit ihren Reiz noch nicht für mich verloren. Allein da ich in der letztern Zeit überhaupt ſeltener Geſellſchaften beſuchte, ſo kam ich noch ſeltener in Damengeſellſchaften, und eben ſo ſelten beſuchte ich ſie auch zu Hauſe, theils weil mich die Beſuche bei ihnen genierten, theils weil ich nicht eitel genug war, mir einzubilden, ſie könnten an dem alten Mann noch einiges Intereſſe finden. Daher beſuchte ich meiſtens blos ältere Damen, und unter dieſen intereſſierten mich vorzüglich die Frau von Bouninghauſen, die Räthin Kiderlin und ihre Tochter, und die Frau des Dekans Beck, wiewohl auch bei ihnen meine Beſuche nicht ſo häufig waren, als ſie es zu wünſchen ſchienen.

Die Frau von Bouninghauſen iſt die Wittwe eines alten Bekannten und Freundes von mir, des ehemaligen Würtenbergiſchen Landvogts von Bouninghauſen in Heilbronn am Neckar, und des Sohnes eines Würtenbergiſchen Generals, deſſen ich mich noch von der Akademie in Stuttgart her erinnere, da ich ihn öfter in Begleitung des Herzogs ſah, bei welchem er in hohem Anſehen ſtand. Daher war mein erſter Damenbeſuch in Nördlingen der bei ihr. Sie muß in ihren jüngern Jahren ſehr ſchön geweſen ſein, denn auch

noch jetzt gehört ſie zu den ſchönen alten Frauen. Noch mehr aber, als die Reſte ihrer vormaligen Schönheit, zog mich ihr würdiges und freundliches Benehmen, ihr gebildeter Verſtand, ihre Welterfahrung und die Offenheit, mit welcher ſie ſich mittheilte, an, und je öfter ich ſie ſah, deſto mehr gewann ſie meine Achtung und mein Zutrauen.

Nicht minder, ja ich möchte ſagen, noch beſſer, als die Frau von Bouninghauſen, gefiel mir die Räthin Kiderlin. Sie iſt eine Frau ſchon hoch in Jahren, ſeit mehreren Jahren Wittwe, aber nicht minder geachtet in ihrem Wittwenſtand, als zu Lebzeiten ihres Mannes, nicht wegen des Wohlſtandes, in welchem ſie lebt, ſondern weil ſie eine eben ſo gute, artige und gefällige, als verſtändige Frau iſt. Schon bei dem erſten Beſuch, den ich ihr machte, hatte ich mich davon überzeugt, und eben darum war ſie auch eine von denen Damen, deren Bekanntſchaft ich vorzüglich zu kultivieren ſuchte. — Ein auf eine andere Art vorzügliches Frauenzimmer iſt ihre Tochter. Sie iſt nicht mehr jung, aber von einer angenehmen Bildung, und von einer Heiterkeit, welche ſogleich für ſie einnimmt. Gutmüthig und freundlich, wie ihre Mutter, zeichnet ſie ſich noch beſonders durch ihren hellen Verſtand, ihr eben ſo anſtändiges als munteres Betragen im Umgang aus, und was mir die Unterhaltung mit ihr beſonders angenehm macht, iſt, daß ſie ſehr bekannt in meinem Vaterland iſt, und mehrere Freunde dort hat, die auch die meinigen ſind.

Die Frau des Dekan Beck iſt eine geborene Italienerin, aber eine wahrhaft deutſche Frau, ebenfalls ſchon bei Jahren, und ſehr achtungswürdig wegen ihres Verſtandes, ihrer Häuslichkeit, und überhaupt wegen ihrer weiblichen Tugenden, deren ihr keine fehlt. Sie gehört unter die vorzüglichſten Frauen in Nördlingen, ſo wie ſie auch allgemein dafür anerkannt iſt.

Außer den genannten lernte ich auch noch mehrere andere verſtändige, wackere häusliche und liebenswürdige Frauen, wie vorzüglich die Frau des Advokaten von Sieger, die liebſte Freundin meiner Tochter, kennen, ſo wie auch mehrere ſchöne Frauen, wie die Landrichterin Pölzel und die Frau von Gruner, und beider noch ſchönere Töchter.

Was das Nördlinger Volk im Ganzen betrifft, ſo iſt daſſelbe, wie überall, auf Sinnengenuß geſtellt, dabei aber gewerbſam und fleißig, wie es denn auch an keiner Art geſchickter Profeſſioniſten in

der Stadt fehlt. Als eine vormalige Schwäbiſche Reichsſtadt iſt ſie auch jetzt mehr Schwäbiſch als Baieriſch, nicht allein rückſichtlich der Sprache, ſondern auch der Sitten. Das Volk iſt gutmüthig, höflich, dienſtfertig, und daß es im Ganzen auch wohlhabend iſt, zeigt ſich insbeſondere auch darin, daß man ſowohl in der Stadt, als außerhalb derſelben, nicht ſo viel Bettler ſieht, als anderwärts, ob es ſchon in Nördlingen eben ſo theuer zu leben iſt, als in Nürnberg. Allerdings gibt es auch in Nördlingen Arme genug, allein daß dieſe ſich weniger, als anderwärts, auf Bettelei legen, kommt hauptſächlich von der hier eingeführten hohen Armentaxe her, welche ungleich größer iſt, als in vielen andern Städten. Indeſſen zahlt man die Armentaxe gern, weil nichts unangenehmer iſt, als allenthalben von Bettlern angefallen zu werden, von denen man nicht weiß, ob ſie des Almoſens, welches man ihnen reicht, auch werth ſind.

Ungleich drückender, als die hohe Armentaxe, iſt die Theuerung der Lebensmittel in Nördlingen. Da Nördlingen in einer ſo fruchtbaren Gegend liegt, ſo ſollte man eher das Gegentheil erwarten. Allein die Theuerung wird vorzüglich dadurch veranlaßt, daß ſo viele Viktualien in das Würtenbergiſche ausgeführt werden, und die Würtenbergiſchen Händler bei ihren Einkäufen nicht gehörig von der Policei beaufſichtiget werden, die zwar das Geſetz aufgeſtellt hat, daß Fremde nicht eher einkaufen dürfen, als bis ſich die Einheimiſchen mit ihrem Bedarf verſehen haben, allein gleichgültig zuſieht, daß viele einheimiſche Viktualienhändler auch für die fremden einkaufen, ſo daß ein großer Theil der auf den Markt gebrachten Viktualien ſchon verkauft iſt, ehe der Markt anfängt. Dies iſt der wahre Grund der Theuerung der Lebensmittel in Nördlingen, und daß der Magiſtrat, der ihn wohl kennt, zur Abſtellung jenes Unfugs gleichwohl wenig oder gar nichts thut, kommt ohne Zweifel daher, daß er, wie überhaupt die meiſten Magiſtrate, ſeine Popularität nicht verlieren will. Eben dieſem Mangel an Energie des Magiſtrats iſt es auch zuzuſchreiben, daß manche Lebensmittel, wie z. B. das Brod, und das Bier in einigen Wirthshäuſern, nicht von ſo guter Qualität ſind, wie man ſie anderwärts antrifft. Daher iſt es in dem nur wenige Stunden von Nördlingen gelegenen Oettingen nicht nur wohlfeiler zu leben, als hier, ſondern es ſind auch manche Lebensmittel beſſer, ſo daß man, wenn man um denſelben Preis beſſer leben will, ſie von Oettingen kommen laſſen muß, wie dies bei uns

der Fall iſt, die wir von Nürnberg her beſſer zu leben gewohnt ſind, als man im Allgemeinen in Nördlingen lebt.

Aber noch weit mehr, als die Theuerung der Lebensmittel in Nördlingen, fällt der Mangel an guten Unterrichtsanſtalten, beſonders für das weibliche Geſchlecht, auf, welchem abzuhelfen längſt eine Hauptangelegenheit des Magiſtrats hätte ſein ſollen. Blos für die Knaben iſt eine gute lateiniſche Schule, und eine wohlbeſorgte Gewerbsſchule vorhanden, für die Mädchen beſteht blos eine ganz gewöhnliche Trivialſchule, in welcher ſie nichts, als Leſen, Schreiben und Rechnen lernen, zu einer höhern Bildung fehlt es nicht nur an einer öffentlichen Anſtalt, ſondern es können auch aus Mangel an Unterſtützung keine Privatanſtalten aufkommen, ja es können ſich aus eben dieſem Grunde nicht einmal einzelne tüchtige Lehrer und Lehrerinnen halten. So ſah ſich z. B. der treffliche Muſiklehrer Kindinger genöthigt, ſich um eine erledigte Kantorſtelle in Nürnberg zu melden. So begab ſich die in weiblichen Arbeiten ausgezeichnet geſchickte Demoiſelle Klara Beck, weil ihr eine verlangte kleine Unterſtützung von dem Magiſtrat verweigert worden, nach Dinkelsbühl. So ſuchten noch andere gute Privatlehrer, um ein beſſeres Glück auswärts zu machen, von Nördlingen wegzukommen. Die Familien, die ihren Töchtern eine höhere Erziehung geben wollen, haben daher keine andere Wahl, als entweder koſtſpielige Gouvernantinnen zu halten, oder ſie in ein auswärtiges Erziehungsinſtitut zu ſchicken, wie z. B. in das in Wallerſtein von einer Würzburgerin errichtete, welches zwar gelobt wird, aber, wie leicht zu erachten, dem Zweck eben ſo wenig entſpricht, als alle andere Inſtitute dieſer Art. Da wir eine Gouvernantin von Nürnberg mitgebracht hatten, ſo fühlten wir den Mangel an Anſtalten für höhere Mädchenbildung zwar weniger, aber da die Gouvernantin nicht in Allem, was die Kinder lernen ſollten, Unterricht geben konnte, ſo konnte auch uns der Mangel an tüchtigen Privatlehrern nicht gleichgültig ſein, und wie wohl wir uns auch ſonſt in Nördlingen gefielen, ſo vermißten wir doch in dieſer Rückſicht unſern vormaligen Aufenthalt in Nürnberg ſchmerzlich. So viel ich hörte, iſt dem Magiſtrat ſchon längſt ſeine Saumſeligkeit in Betreff dieſer wichtigen Angelegenheit zum Vorwurf gemacht worden, und auch ich habe mich darüber bei mehreren Gelegenheiten nachdrücklich ausgeſprochen; allein er entſchuldigt ſich immer damit, daß die Stadt von den Kriegszeiten her noch ſo viele Schulden habe, und

daß dieſe erſt bezahlt ſein müſſen, ehe für Verbeſſerung des Erziehungsweſens, wegen der großen Koſten, die ſie erfordere, etwas Bedeutendes geſchehen könne. Allerdings ein ſehr triftiger Entſchuldigungsgrund! Aber wenn Schuldenabzahlen etwas Löbliches iſt, ſo iſt die Verbeſſerung des Erziehungsweſens etwas nicht minder Löbliches, und wenn der Magiſtrat glaubt, vor Allem auf das Abzahlen der Stadtſchulden bedacht ſein zu müſſen, ſo beweiſt er dadurch, daß er das materielle Intereſſe dem geiſtigen vorziehe, und wie kann ſich wohl ein Magiſtrat dieſes nachſagen laſſen? Mit dem Schuldenzahlen hat es Zeit, und es iſt nicht nothwendig, daß man in einem Zeitraum von wenigen Jahren damit zu Stande komme, die Verbeſſerung des Unterrichts- und Erziehungsweſens hingegen iſt ein Bedürfniß, deſſen Befriedigung nicht aufgeſchoben werden darf, wenn die jetzige Generation nicht durch Vernachläſſigung ihrer geiſtigen und ſittlichen Bildung büßen ſoll, was die künftige an materiellem Wohlſtand gewinnt, wenn die Stadt ſchuldenfrei iſt. Ohne Zweifel kennt der Magiſtrat dieſes Bedürfniß eben ſo gut, und vielleicht noch beſſer als Alle, die ihm abgeholfen zu ſehen wünſchen; allein wenn man ihm auch gern zugibt, daß es bisher an Mitteln zu ſeiner Befriedigung gefehlt habe, ſo kann ihn dies blos entſchuldigen, daß er bisher für die Verbeſſerung des Unterrichts- und Erziehungsweſens nichts im Großen gethan hat, keineswegs aber auch darüber, daß er aus lauter Eifer, die Stadt ſchuldenfrei zu machen, gleichgültig zuſieht, wenn von den vorhandenen tüchtigen Privatlehrern einer nach dem andern aus Mangel an Unterſtützung die Stadt verläßt, und kein fremder gleich tüchtiger ſeine Stelle einzunehmen Luſt hat. Daher ſollte er vor der Hand wenigſtens dafür ſorgen, daß es in der Stadt nicht an tüchtigen Privatlehrern fehle. Glaubt er, ſich auch dieſer Sorge entſchlagen zu dürfen, ſo erregt er den gerechten Verdacht, daß es ihm mehr um die kleinige Erſparung von einigen hundert Gulden für das ſtädtiſche Aerar, als um das Wohl der heranwachſenden Jugend zu thun ſei, ein Verdacht, den ein Magiſtrat, der noch höhere Pflichten kennt, als die Stadt ſchuldenfrei zu machen, um ſo weniger auf ſich ſitzen laſſen darf, da unverkennbar auch die ſittliche Bildung der Nördlinger Jugend, wenigſtens des männlichen Geſchlechts, nicht minder vernachläſſigt iſt, als die geiſtige.

Nach dieſen die Stadtangelegenheiten betreffenden Bemerkungen

kehre ich wieder zu meinen eigenen Angelegenheiten zurück. Da ich als Penſionär ganz Herr meiner Zeit war, ſo konnte ich auch einen größern Theil derſelben, als in Nürnberg, dem geſelligen Leben widmen, und ſo brachte ich denn meine meiſten müßigen Stunden in dem Umgang mit meinen oben genannten neuen Freunden und Freundinnen zu. Sie waren mir alle ſehr liebe Geſellſchafter, indeſſen hielt ich mich doch am meiſten an die Geiſtlichen, nicht weil ich dieſe für vorzüglichere Menſchen hielt, ſondern weil ich am liebſten mit ſolchen Männern umgehe, bei denen ich mehr allgemeine, als blos auf ein beſonderes Fach beſchränkte wiſſenſchaftliche Bildung finde. Zwar gibt es auch unter den andern gelehrten Ständen Männer von allgemeiner wiſſenſchaftlicher Bildung genug, aber im Ganzen fand ich ſie doch immer am häufigſten unter den Geiſtlichen. Daß ſehr viele Juriſten blos in ihrem Corpus juris und in ihren Geſetzbüchern zu Hauſe ſind, kann Niemand läugnen, der ſie über andere wiſſenſchaftliche Gegenſtände ſprechen hört, und daß es auch mit vielen Aerzten nicht anders iſt, kann eben ſo wenig in Abrede geſtellt werden. Dies kann man von den Geiſtlichen nicht ſagen. Es gibt zwar auch nicht wenig Geiſtliche, denen die allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung abgeht; allein im Ganzen trifft man ſie bei ihnen weit häufiger an, und wenn es vorzüglich dieſe allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung iſt, was den Umgang zwiſchen Gelehrten angenehm macht, und daran iſt wohl kein Zweifel, ſo iſt es ganz natürlich, daß, wer ſelbſt ſich einer allgemeinen wiſſenſchaftlichen Bildung bewußt iſt, ſich am liebſten zu ſeines Gleichen hält, weil er nur bei ihnen findet, was er vorzüglich zu ſeiner geſellſchaftlichen Unterhaltung verlangt. Solche Gelehrte finden ſich nun am häufigſten unter den Geiſtlichen, und die Urſache iſt hauptſächlich das Studium der Philoſophie, welches von den Studioſen der Theologie fleißiger getrieben wird, als von den Studioſen der Jurisprudenz und der Medicin. Soll aber das Studium der Philoſophie den Studioſen der Theologie wirklich dieſen Nutzen bringen, ſo müſſen ſie daſſelbe auch als Pfarrer fortſetzen, aber bekanntlich thun dieſes nicht alle, und in unſerer jetzigen Zeit noch weniger, als früher. Entweder ſetzen ſie es, nachdem ſie Pfarrer geworden, aus Bequemlichkeit oder in der Meinung beiſeite, jetzt es blos noch mit der Bibel, der Dogmatik und dem Katechismus zu thun zu haben, oder ſie geben ihre philoſophiſchen Studien auf, theils weil ſie ſelbſt das theologiſche Lehrſyſtem für abgeſchloſſen,

und eine weitere philoſophiſche Prüfung deſſelben für überflüſſig halten, theils weil ſie ſich fürchten, von den Konſiſtorien, welche, als die vom Staat aufgeſtellten Bewahrer deſſelben, von amtswegen Widerſacher der Philoſophie ſind, in das ſchwarze Regiſter eingeſchrieben zu werden. Nur wahrhaft proteſtantiſche Geiſtliche, d. h. ſolche, die auch ein Fortſchreiten in der Theologie für möglich und nützlich halten, fahren in ihren philoſophiſchen Studien fort, weil ſie einſehen, daß nur die Philoſophie Licht in die Theologie bringen kann, und dieſe ſind es, von denen ich ſpreche, wenn ich ſage, daß ich lieber mit Geiſtlichen umgehe, als mit Juriſten und Medicinern, wenn ſie nichts weiter ſind, als Juriſten und Mediciner. Freilich ſind Geiſtliche dieſer Art jetzt nicht mehr ſo häufig als zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo das freie Denken in Religionsſachen nicht ſo verpönt war, wie jetzt. Aber es giebt ihrer doch noch Viele, die ſich eben ſo wenig von einem Konſiſtorium, welches das Lutherthum, wie es ſich in den erſten Zeiten nach Luther geſtaltet, ſtabil zu machen ſuchen, abſchrecken laſſen, als ſie ſich einem Konſiſtorium zu Gefallen zum Myſticismus bekennen, der in der Religion eben das iſt, was die Homöopathie in der Medicin, ein Schandmahl unſeres Zeitalters. So weit ich unſere Nördlinger Geiſtliche, und auch einige vom Lande kenne, gehört keiner weder zu den verknöcherten ſtarren Lutheranern, noch zu den wahnſinnigen oder heuchleriſchen Myſtikern. Sie ſind insgeſammt aufgeklärte Männer, und, was mit echter Aufklärung unzertrennlich verbunden iſt, auch rechtſchaffene Männer, und der Umgang mit ihnen gehört, nächſt dem Umgang mit meinem Kollegen Böhm, deſſen ich mich wegen ſeiner vielen Geſchäfte, die ihn dem geſelligen Umgang entziehen, leider zu ſelten erfreue, unter die vorzüglichſten Annehmlichkeiten meines Aufenthalts in Nördlingen.

Da ich nach meinem Abgang in Nürnberg aller ärztlichen Praxis entſagt habe, ſo erwartet man vielleicht, daß ich die dadurch erhaltene Muße nicht blos zum Studieren und Leſen, denn man wird mir zutrauen, daß ich in Nördlingen kein Müßiggänger geworden, und zum geſelligen Umgang, und bei guter Witterung zu Spaziergängen in der ſchönen Umgegend von Nördlingen, ſondern auch zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten benutzt haben werde. Allein was hätte ich ſchreiben ſollen? Ein philoſophiſches Werk, da ich ſo großen Philoſophen, wie Kant, Fichte, Schelling ꝛc., blos nach, nicht

gleich denken konnte? Ein hiſtoriſches, da ich ſo treffliche Hiſtoriker, wie Raumer, Rotteck, Schneller ꝛc. auch nicht von ferne zu erreichen hoffen durfte? Oder was hätte ich als Arzt ſchreiben ſollen? Etwa ein Enchiridion, in welchem ich das Reſultat meiner Praxis als ein Vermächtniß niedergelegt hätte, wie Hufeland, deſſen praktiſches Leben viel reicher war, als das meinige? Oder ein Handbuch der praktiſchen Heilkunde, eine Iliade nach dem Homer, nachdem uns Neumann mit ſeiner ſpeciellen Pathologie und Therapie beſchenkt hat? Oder endlich gar eine neue Theorie der Medicin, die, auch abgeſehen, daß wir der Theorien ohnehin ſchon zu viel haben, zu nichts gedient hätte, als zum Beweis, daß Theoretiſieren nicht meine Sache ſei? — Indeſſen habe ich doch eine ſchriftſtelleriſche Arbeit unternommen, eine Arbeit, welche ich ſchon ſeit einigen Jahren vorhatte; ich fing an eine Geſchichte meines Lebens zu ſchreiben, und ſie ſoll auch das einzige ſein, was ich noch ſchreiben werde. Schon in Nürnberg hatte ich die Materialien dazu geſammelt und geordnet, und ſo konnte ich dann gleich nach meiner Ankunft in Nördlingen die Arbeit beginnen. Ich weiß wohl, daß ich nicht zu den Männern gehöre, deren Lebensgeſchichte von beſonderem Intereſſe iſt. Ich kann weder als Menſch, noch als Arzt, etwas von mir ſagen, was nicht auch andere Menſchen und Aerzte von ſich ſagen können. Allein außerdem, daß ich in manche Verhältniſſe gekommen bin, in welche hundert Andere nicht kommen, glaube ich, meine Selbſtbiographie dürfte auch deswegen nicht ganz unintereſſant ſein, weil ſie durchaus die Spuren einer genauen Selbſtbeobachtung, einer aufrichtigen Wahrheitsliebe, und einer treuen Darſtellung meiner Anſichten über allerlei Gegenſtände tragen wird, welche nicht jeder Selbſtbiograph ſo offen ausſprechen würde, wie ich es gethan habe. Ueberdies ſchreibe ich ſie vielmehr für mich ſelbſt und für meine Freunde, als für das Publikum, und was mich vorzüglich bewog, ſie zu ſchreiben, war, weil ſie mir zu einer lebendigern Erinnerung an mein vergangenes Leben dienen ſollte, auf welches ich zwar nicht mit voller Selbſtzufriedenheit, doch ohne Vieles bereuen zu müſſen, zurück ſehen kann. Wirklich blieb auch meine Abſicht nicht unerreicht. Mein ganzes Leben, von meiner früheſten Kindheit an, ſtellte ſich mir auf das lebhafteſte dar, ich durchlebte es gleichſam wieder von vorn, und ob ich mich gleich des Unerfreulichen nicht minder lebhaft erinnerte, als des Erfreulichen, ſo war doch Beides

vorüber, und ich konnte das Andenken an das Erfreuliche um so fester halten, da man das Unerfreuliche ohnehin leichter vergißt, als das Erfreuliche. Vor Allen war mir die Erinnerung an meine Kinderjahre ein köstlicher Genuß, eben so auch die Erinnerung an meine Jünglingsjahre, die ich in der Akademie in Stuttgart in der Mitte so vieler lieben Freunde zubrachte, und wenn ich bei der Darstellung meiner männlichen Lebensperiode auf gar Manches kam, was mir die Rückerinnerung an sie weniger erfreulich macht, als an die schöne heitere Jugendzeit, so hatte ich doch das Unangenehme und Widrige ertragen, und der Gedanke, es mit Muth und Geduld ertragen zu haben, verwandelte das unangenehme Gefühl in ein angenehmes. Ueberhaupt war ich bei keiner meiner schriftstellerischen Arbeiten vergnügter und aufgelegter, als bei dieser. Ich konnte sie fortsetzen, so oft ich wollte, und wenn ich ihr auch mehrere Stunden gewidmet hatte, so war sie mir doch nie so entleidet, daß ich abbrechen mußte. Daher verging auch nicht leicht ein Tag, an dem ich sie aussetzte; ich setzte sie entweder fort, oder revidierte wenigstens das bereits fertig gewordene, und so rückte sie denn stets weiter vorwärts, und ich konnte hoffen, sie bald vollendet zu sehen.

Neben dieser steten Fortsetzung meiner Biographie widmete ich auch einen Theil meiner Muße meiner Korrespondenz, welche in Nördlingen häufiger war, als in Nürnberg und überhaupt an allen Orten, wo ich früher gelebt hatte. Ich war nämlich von jeher nie ein fleißiger Briefsteller gewesen, blos meine Geschäftsbriefe, deren ich als praktischer Arzt allerdings nicht wenige zu schreiben hatte, fertigte ich sogleich, und wenn die Fälle, wo ich wegen Kranker um Rath gefragt wurde, dringend waren, beantwortete ich die Briefe mit umgehender Post. Dagegen war ich um so saumseliger in Beantwortung der freundschaftlichen Briefe, und Höflichkeitsbriefe beantwortete ich entweder gar nicht, oder ich verschob die Antwort so lange, daß ich mich schämte, sie nachzuholen, und so hörte denn diese Art von Korrespondenz zuletzt beinahe ganz auf. In Nördlingen hingegen, wo ich, weil ich nicht mehr prakticierte, weniger Geschäftsbriefe zu schreiben hatte, konnte ich mehr Zeit meiner freundschaftlichen Korrespondenz widmen, und dies that ich auch wirklich. Am häufigsten jedoch korrespondierte ich mit meiner schon früher genannten Freundin in Nürnberg, dem Fräulein Bertha von Kretschmann. Unsere Korrespondenz betraf meistens philosophische,

pädagogiſche und religiöſe Gegenſtände, und man kann ſich denken, wie intereſſant mir der Ideenwechſel über ſolche Gegenſtände mit einem Frauenzimmer war, welches ich zu den geiſtreichſten und gebildetſten zähle, die mir in meinem Leben vorgekommen.

Es würde nicht am rechten Orte ſein, wenn ich Alles, was wir uns über jene Gegenſtände, und noch weniger, was wir uns über minder wichtige Dinge ſchrieben, hier mittheilen wollte. Ich liebe überhaupt die Briefwechſel nicht, wo ſich die Freunde, zumal wenn ſie an dem nämlichen Ort wohnen, jede Kleinigkeit ſchriftlich mittheilen. Nur Ideen und Empfindungen wichtiger Art, wenn ſie ſogleich zu Papier gebracht, und dem Freunde gleichſam noch warm mitgetheilt werden, verdienen eine ſchriftliche Mittheilung. Nachrichten hingegen, wie man geſchlafen habe, wie man ſich befinde, was man den Tag über getrieben und gethan habe, was man am folgenden Tag thun oder treiben wolle, ſind der ſchriftlichen Mittheilung nicht werth, und wenn man ſie gar drucken läßt, ſo iſt es ein Beweis von Eitelkeit, weil man dadurch verräth, daß man ſich einbilde, es ſei auch intereſſant für die Welt, zu wiſſen, wie ein berühmter Mann ſeine Halsbinde anzieht. Eine ſolche Korreſpondenz habe ich mit meiner Freundin nicht geführt. Es waren lauter wichtige Gegenſtände, über welche wir uns unſere Ideen mittheilten, und wenn eine Korreſpondenz dieſer Art ſchon an ſich intereſſant iſt, ſo wird ſie noch ungleich intereſſanter als Korreſpondenz mit einem geiſtreichen ſelbſtdenkenden Frauenzimmer, deſſen Anſichten immer etwas Originelles haben, den denkenden Mann auf eine eigene Art anſprechen, und ihn zu einer mehrſeitigen Entwickelung ſeiner eigenen anregen.

Es iſt leicht zu erachten, daß in einer ſo kleinen Stadt, wie Nördlingen, ſelten etwas vorkommt, was die allgemeine Aufmerkſamkeit der Einwohnerſchaft erregt, und in lebendigere Bewegung ſetzt, wie dies in größern Städten der Fall iſt. Es iſt kein fürſtlicher Hof dort, an deſſen Feſtivitäten das Volk Theil nehmen könnte. Es gibt keine Merkwürdigkeiten dort zu ſehen, die Fremde herbeizuziehen. Es exiſtiert dort kein ſtehendes Theater, nur zuweilen findet ſich eine wandernde Schauſpielergeſellſchaft ein, die einige Wochen hindurch ſpielt. Es giebt keine große öffentliche Geſellſchaftshäuſer, wo Bälle, Maskeraden, große Gaſtmähler gehalten werden könnten, und was dergleichen Gelegenheiten zu allgemeinen Ergötzlichkeiten mehr ſind. So geht das Leben in Nördlingen ſtets ſeinen gewöhnli-

chen Gang fort; nur die große Nördlinger Meſſe erregt mehr Regſamkeit und Bewegung in der Stadt. Dieſe Meſſe nämlich iſt die einzige im Jahr, und dauert vierzehn Tage. Sie fällt in das Ende des Monats Mai, beginnt an einem Samſtag präcis Mittags um zwölf Uhr, und ſo hört ſie auch am Samſtage präcis um zwölf Uhr auf. Sie iſt eine der beſuchteſten Meſſen in Baiern, auch von weit entfernten Orten kommen Verkäufer und Käufer herbei, der Marktplatz, andere freie Plätze, mehrere Hauptſtraßen ſind mit Buden beſetzt, vor Allem aber ein großer geräumiger Boden, das Paradies genannt. Am beſuchteſten iſt die Meſſe am zweiten Sonntag, und wie auf dem Markt, wimmelt es auch in den Wirthshäuſern von Menſchen. Gleichwohl wird nicht ſoviel verkauft, als man glauben ſollte. Der größte Theil der Beſuchenden beſucht die Meſſe mehr, um ſich zu vergnügen, als um einzukaufen, und daß es nicht an Gelegenheit, ſich zu vergnügen, fehlt, beweiſen die vielen Tanzbeluſtigungen, welche faſt in allen Wirthshäuſern Statt finden, und zumal in der Nacht vom letzten Freitag auf den letzten Samſtag, wo auch die meiſten Dienſtboten Theil nehmen. Sonſt ſollen die Meſſen noch beſuchter geweſen ſein, als jetzt, es ſollen ſich weit mehr fremde Kaufleute auf denſelben eingefunden haben, und ſo ſoll auch mehr gekauft worden ſein. Da die Meſſe die einzige im Jahr iſt, ſo ſollte man denken, es müßten auch mehr Geſchäfte gemacht werden; allein daß dies nicht geſchieht, kommt theils daher, daß jetzt weniger Geld unter den Leuten iſt, weil ſie ſich von den langen Kriegszeiten her noch nicht ganz erholt haben, theils daher, daß die Meſſe zu lange dauert. Sie ſollte nur eine Woche lang dauern, dagegen ſollten jährlich zwei ſein, die eine im Frühjahr, die andere im Herbſt. Iſt nur eine Meſſe im Jahr, ſo müſſen die Käufer ſich mit den Waaren, die ſie auf der Meſſe kaufen, auf ein ganzes Jahr verſehen, und dazu fehlt es den Meiſten an Geld, und was die Verkäufer betrifft, ſo dauert für ſie die Meſſe zu lang, weil ein zweiwöchentlicher Aufenthalt an einem Ort, wo es ſo theuer zu leben iſt, wie in Nördlingen, und wo ſie ein ſo großes Standgeld bezahlen müſſen, zu koſtſpielig iſt. Daher nimmt die Zahl der Kaufleute, welche die Meſſe beziehen, mit jedem Jahre ab, und die ſich einfinden, klagen mit Recht über den geringen Gewinn, den ihnen die Meſſe bringe. Dieſer Klage würde am beſten abzuhelfen ſein, wenn, wie ſchon geſagt, ſtatt einer zwei, jede nur eine Woche lang dauernd, eingeführt würden.

Auch der Magiſtrat ſoll, wie man geſagt, längſt zu dieſer Abänderung geneigt geweſen ſein, und er würde ſie wirklich auch ſchon getroffen haben, wenn nicht, ſo oft die Sache zur Sprache kam, die einheimiſchen Kaufleute aus leicht zu erachtenden Gründen dagegen proteſtiert hätten.

Man könnte denken, der Mangel an öffentlichen Luſtbarkeiten in Nördlingen, an denen Nürnberg ſo reich iſt, werde uns öfters an unſern Aufenthalt in Nürnberg ſchmerzlich erinnern. Allein dies war keineswegs der Fall. Erſtlich konnten wir jene Luſtbarkeiten leicht miſſen, weil wir nie einen großen Antheil daran genommen hatten. Wir beſuchten ſelten das Theater, wohnten ſelten einem Koncert oder Ball bei, machten nur zuweilen eine Parthie auf die alte Veſte, fuhren nur zuweilen auf der Eiſenbahn, und was mich insbeſondere betrifft, ſo beſuchte ich ſelbſt das Volksfeſt in den vielen Jahren, ſeit es beſteht, überhaupt nur dreimal. Was wir vermißten, waren die vielen Freunde, die wir in Nürnberg zurückließen, zumal im Anfang, wo wir noch ganz fremd in Nördlingen waren, und noch keine Bekanntſchaften gemacht hatten, die uns den Verluſt hätten erſetzen können. Insbeſondere war dies der Fall bei meiner Tochter, welcher die Trennung von ihren Freundinnen um ſo ſchwerer fiel, je feſter ſie ſich an einige derſelben angeſchloſſen hatte. Allein auch ſie fand ſich bald in ihre neue Lage, da ſie in Nördlingen mehrere Frauen kennen lernte, mit welchen eine nähere Verbindung ihr wünſchenswerth war, und ſchon in den erſten Wochen dieſen Wunſch erfüllt ſah, indem der größte Theil derſelben ihr mit Wohlwollen entgegen kam.

Zweitens hatten wir zwar durch unſern Abzug von Nürnberg, außer dem Umgang mit unſern Freunden, auch noch vieles Andere verloren, was wir in Nördlingen nicht fanden, und was nur eine größere Stadt gewähren kann, wie der ſtets vorhandene Vorrath aller zur Befriedigung jeder Art von Lebensbedürfniſſen erforderlichen Mittel, die mancherlei Gelegenheiten zu litterariſchen Unterhaltungen und Beſchäftigungen, zu Kunſtgenüſſen aller Art u. ſ. w. Allein wir fanden uns in Nördlingen dafür von einer andern Seite entſchädigt, mein Schwiegerſohn durch ein beſſeres Einkommen, und eine angenehmere dienſtliche Stellung, meine Tochter durch das vermehrte Anſehen in der kleinern Stadt, durch die Erſparniſſe, welche ſie, jetzt weniger zu Luxusausgaben aufgefordert, machen konnte,

und durch Verminderung ihrer Haushaltungssorgen, und ich durch meine Versetzung in den Ruhestand, die mich zu meinem eigenen Herrn machte, mich allen Unannehmlichkeiten meines Amtes, und allen Mühseligkeiten meiner Praxis enthoben, und mich in den Stand gesetzt hatte, die letzten Jahre meines Lebens mir selbst zu leben. Ich konnte nun thun und treiben, was ich wollte, ich konnte die Gegenstände meiner Studien ganz nach meiner Neigung wählen, ich wurde nicht mehr von denselben zur Unzeit abgerufen, und, was eine Hauptsache ist, ich durfte, wenn ich zu meiner Erholung oder zu einem andern Zweck eine Reise machen wollte, um keinen Urlaub mehr bitten.

Daß ich mir alle diese Vortheile auf alle Weise zu Nutzen gemacht habe, kann man sich leicht denken. Mit keiner ärztlichen Praxis mehr befaßt, las ich jetzt nur solche mediciniſche Schriften, von welchen ich mehr Licht in der Physiologie erwartete; dagegen aber las und studierte ich um so fleißiger philosophische und historische Werke, theils die ältern, die ich schon früher gelesen und studiert hatte, wie unter den erstern Kant's, Garve's ꝛc. und unter den letztern Gibbon's, Hume's, Robertsons ꝛc., theils neuere, wie unter jenen besonders Heinroth's Schriften, und unter diesen vorzüglich Raumer's klassische Geschichte des neuern Europa.

Das Studium dieser und anderer vorzüglicher philosophischer und historischer Werke war der Gegenstand meiner täglichen Beschäftigung, und wenn ich es unterbrach, so geschah es nur durch eine Reise entweder in mein Vaterland oder anders wohin, wodurch ich neben dem Hauptzweck auch den erreichte, daß mir meine Studien um so lieber wurden, je länger ich sie unterbrochen hatte.

So reiste ich schon einige Wochen nach meiner Ankunft in Nördlingen in mein Vaterland, und man kann sich denken, daß ich diese Reise mit ganz andern Gefühlen machte, als alle meine frühern. Schon daß ich nicht mehr um Urlaub bitten mußte, machte, daß ich die Reise viel heiterer antrat, als sonst, und der Gedanke, in meinem Vaterland bleiben zu können, so lange ich wollte, ließ mich nicht schon bei der Hinreise auf die Rückreise denken. Ich nahm keine Sorgen weder wegen zurückgelassener oder meine Hülfe in Anspruch nehmender neuer Kranken, noch wegen Versäumniß amtlicher Geschäfte mit mir auf die Reise. Das Vergnügen, meine Anverwandte und Freunde wiederzusehen, wurde nicht durch den

Gedanken, noch ehe ich ihrer recht froh geworden, wieder von ihnen ſcheiden zu müſſen, getrübt, und wenn ich bei meinen frühern Reiſen ſie gleichſam nur im Vorübergehen geſehen hatte, ſo konnte ich jetzt wieder auf längere Zeit mit ihnen zuſammenleben, ſo wie ich eben wegen des längern Aufenthalts in den mir in meinen jüngern Jahren ſo lieb gewordenen Städten Stuttgart und Ludwigsburg aufs neue wieder einheimiſch werden konnte.

In dieſen freudigen Gefühlen rüſtete ich mich nun zu meiner vorhabenden Reiſe, ehe ich aber das Nähere von derſelben erzähle, muß ich erſt eines Beſuchs erwähnen, welchen wir von dem Bruder meines Schwiegerſohns, dem Oberpoſtamts-Sekretär Hänlein von Nürnberg erhielten. Schon bei unſerer Abreiſe von Nürnberg hatte er verſprochen, uns eheſtens in Nördlingen zu beſuchen, und man kann ſich denken, wie erfreut wir waren, dieſen in jeder Beziehung trefflichen jungen Mann in unſerer Mitte zu ſehen. Er verweilte nur acht Tage bei uns, und da dieſer kurze Aufenthalt nicht geſtattete, ihn in dem ſchönen Rieß überall hinzuführen, wo etwas Intereſſantes für ihn zu ſehen war, ſo ſuchten wir ihn dafür durch die Beweiſe von Liebe und Dankbarkeit zu entſchädigen, die wir ihm gaben, und auf die er ſich beſonders in den letzten Tagen unſeres Aufenthalts in Nürnberg, wo er beinahe Alles, was zu unſerem Abzug nöthig war, eben ſo eifrig als verſtändig beſorgte, den größten Anſpruch zu machen hatte. Daß er mit ſeinem Beſuch bei uns zufrieden war, zeigte uns ſeine ungetrübte Heiterkeit während deſſelben, und der Schmerz, mit dem er uns verließ, und welcher ihm und uns nur durch das gegenſeitige Verſprechen erleichtert wurde, daß wir uns bald wiederſehen würden.

Gleich nach der Abreiſe dieſes lieben Gaſtes trat ich in Begleitung einer meiner Enkelinnen die Reiſe in mein Vaterland an. Ich machte, wie die zwei letztern, auch dieſe auf dem Eilwagen, fuhr aber nicht bis nach Stuttgart, ſondern ſtieg ſchon in Kanſtadt ab, um mich zu meinen noch lebenden zwei Schweſtern in Untertürkheim, einem eine kleine Stunde von Kanſtadt entfernten Dorfe, zu begeben. Hier ſollte nämlich mein fixer Aufenthalt ſein, von Untertürkheim aus wollte ich meine Exkurſionen nach Kanſtadt, Stuttgart und Ludwigsburg machen, und weil ich diesmal länger im Vaterland verweilen wollte, und mir vorgenommen hatte, mich zwiſchenhinein mit verſchiedenen litterariſchen Gegenſtänden zu beſchäftigen, wozu

mir besonders die Nähe von Stuttgart die mir in Nördlingen mangelnden Hülfsmittel darbot, so war auch in dieser Rücksicht Untertürkheim der schicklichste Ort, welchen ich zu meinem fixen Aufenthalt wählen konnte.

Schon einige Tage vor meiner Abreise von Nördlingen hatte ich meinen Schwestern meinen Besuch bei ihnen angekündigt, und wie sonst immer, glaubte ich, auch diesmal alles zu meiner Aufnahme hergerichtet zu finden. Ich fuhr daher von Kanstadt, wo ich den Eilwagen verließ, sogleich mit einem Lohnkutscher nach Untertürkheim. Meine Schwestern empfingen mich auf das herzlichste, aber sie überraschten mich zugleich mit der Erklärung, daß sie mich nicht bei sich aufnehmen können, weil sie am Tag vor Empfang meines Briefes ihr Haus verkauft hätten, und mit Räumung desselben beschäftigt seien, daß sie sich aber in Kanstadt um eine Wohnung für mich umgesehen, und daß der Oberamtsrichter daselbst, der Oberjustizrath Cleß, an welchen sie sich deshalb als an einen nahen Anverwandten und einen alten lieben Freund von mir gewendet, sich erboten habe, mich in seinem eigenen Hause aufzunehmen, und mich, so lange ich wollte, zu beherbergen. Auf diese Nachricht fuhr ich sogleich von Untertürkheim zurück nach Kanstadt, stieg im Hause des Oberjustizraths ab, und wurde von ihm und seiner Familie als ein willkommener Gast empfangen. Nun konnte ich zwar, wie von Untertürkheim, auch von Kanstadt aus meine Exkursionen nach Stuttgart und Ludwigsburg machen, auch gab mir die Cleßische Familie auf alle Weise zu erkennen, daß ich ihnen ein eben so lieber Gast sei, als ich meinen Schwestern gewesen wäre; allein ich verweilte nur zehn Tage in Kanstadt, weil ich von dem Bruder des Oberjustizraths, dem Ober-Medicinalassessor Cleß, nach Stuttgart eingeladen ward, und dieser Einladung um so lieber folgte, da ich nicht nur, so oft ich nach dem Tod meiner Aeltern in Stuttgart gewesen, immer bei ihm gewohnt hatte, sondern auch wegen des Vorfalls in Untertürkheim nicht so lange im Vaterland bleiben wollte, als ich anfangs Willens war.

Wie von seinem Bruder in Kanstadt, wurde ich auch von ihm auf das freundlichste aufgenommen, und ich war ihm um so willkommener, da sein ältester Sohn, der im Frühjahr seine medicinischen Studien vollendet, und die Doktorwürde erhalten, ein Paar Tage zuvor seine gelehrte Reise nach Paris angetreten hatte. Allein

auch in Stuttgart verweilte ich nur zehn Tage, und weil ich meinen Schwager, den Hofprediger Harpprecht in Ludwigsburg, ſchon in Kanſtadt, wo er das Bad gebrauchte, täglich geſehen, und daher keine Veranlaſſung hatte, auch in Ludwigsburg längere Zeit zu verweilen, ſo beſchloß ich, meinen Aufenthalt im Vaterland überhaupt abzukürzen, und nach nicht vollen drei Wochen reiſte ich von Stuttgart aus wieder nach Nördlingen zurück.

Solchergeſtalt hatte ich nun freilich meinen Plan, eine längere Zeit im Vaterland zu bleiben, für diesmal nicht ausgeführt; allein meine Hauptabſicht hatte ich darum nicht verfehlt. Ich hatte alle meine Freunde in Kanſtadt, Stuttgart und Ludwigsburg wiedergeſehen, ich hatte höchſt vergnügt mit ihnen zuſammen gelebt, ich hatte einige neue intereſſante Bekanntſchaften gemacht, ich hatte alle die Plätze beſucht, wo ſo viele theure Erinnerungen an mein früheres Leben wieder lebendig in mir wurden, ich hatte auf dem Gottesacker in Stuttgart meine dort ruhenden Aeltern und Geſchwiſter, und alle vor mir hingegangenen Freunde herzlich gegrüßt, und ſo konnte ich denn, auch mit meinem diesmaligen Aufenthalt im lieben Vaterland ganz zufrieden, wieder nach Nördlingen zurückkehren.

Ungeachtet ich ſeit meiner Verſetzung in den Ruheſtand nichts mehr mit Krankenanſtalten zu thun hatte, ſo intereſſierte mich doch das Krankenhaus in Stuttgart zu ſehr, als daß ich es auch diesmal zu beſuchen hätte unterlaſſen können. Es gehört unter die vorzüglichſten Krankenhäuſer, die ich kenne, und wenn ich es wegen ſeiner in jeder Hinſicht trefflichen Einrichtung höchlich preiſen muß, ſo muß ich auch zum Ruhm der an demſelben angeſtellten Aerzte, vorzüglich aber des erſten von ihnen, meines Freundes und Wirths Cleß, ſagen, daß ſchwerlich ein öffentliches Krankenhaus ſo beſorgt iſt, als dieſes Stuttgarter. Es iſt eine wahre Freude, in demſelben herumzuwandeln, die überall herrſchende Ordnung und Reinlichkeit wahrzunehmen, und den wie in ſeinem Element darin lebenden Cleß handeln zu ſehen. Ein ſolches Krankenhaus ſollte nach meinem Plan das Nürnberger werden; aber das Schickſal hat es nicht gewollt, mein Plan iſt wenigſtens bis jetzt unausgeführt geblieben, und ich kann mich blos freuen, daß eines in Stuttgart, meiner Vaterſtadt, exiſtiert, welches meiner Idee von einem Krankenhaus, wie es ſein ſoll, entſpricht.

Von den vielen Freunden, welche ich ſonſt bei meinen Beſuchen

im Vaterland antraf, leben ſehr wenige mehr; die noch lebenden, und während meines Aufenthalts anweſenden habe ich alle beſucht, und mit ihnen insgeſammt die vergnügteſten Stunden zugebracht. Von ihnen nenne ich vorzüglich den Medicinalrath und vormaligen Stadtphyſikus Plieninger, den penſionierten Oberamtmann Seubert, den penſionierten General der Infanterie von Phull, die verwittwete Frau von Notter, und ihre Tochter, die gleichfalls verwittwete Miniſterin von Weishann, und den Miniſter des Innern, den Geheimenrath von Schlayer. Die drei erſten gehörten ſchon, als meine Mitzöglinge in der vormaligen Karls-Akademie in Stuttgart, zu meinen liebſten Freunden, und wie überhaupt Jugendfreundſchaften ſich am feſteſten knüpfen, ſo war dies auch der Fall bei uns. Wir ſind nun alle hochbejahrte Männer, aber wir lieben uns noch eben ſo warm, als wir uns als Zöglinge der Akademie liebten, und daher war es auch diesmal ein hoher Genuß für mich, ſie wiederzuſehen. — Die Frau von Notter, die ich ſchon als ganz junges Mädchen kennen lernte, war mir auch als Frau wegen ihrer reinen, ſelten in einem ſo hohen Grade wahrzunehmenden Weiblichkeit ſehr lieb, und auch als ich ſie diesmal wieder ſah, hatte ich die Freude, mich zu überzeugen, daß ſie, wie ihre Tochter, mich noch immer zu ihren liebſten Freunden zähle.

Mit dem Geheimenrath von Schlayer bin ich erſt vor zwei Jahren, und zwar aus einem glücklichen Irrthum, bekannt geworden. Ich wollte nämlich einen Beſuch bei dem Kriegsminiſter, dem General von Hügel machen, kam aber ſtatt in das Kriegsminiſterium in das Miniſterium des Innern. Ich ließ mich bei dem Miniſter durch einen Kanzleidiener melden, welcher mich einſtweilen, bis der Miniſter zu ſprechen ſein würde, in das Wartzimmer führte. Hier wartete ich nun beinahe eine halbe Stunde, ohne daß ein Kanzleidiener wiederkam, die Zeit fing mir an lang zu werden, ich wollte mich wieder entfernen, allein in dem Augenblick, da ich die Treppe hinuntergehen wollte, öffnete ſich eine Thüre, aus welcher der Profeſſor Pahl, welchen ich am Tag zuvor im Badgarten in Kanſtadt geſehen hatte, heraustrat, begleitet von einem jungen Mann, welchen ich für einen Sekretär des Kriegsminiſters hielt. Ich bat ihn, mich zu dem Miniſter zu führen, allein der junge Mann war kein Sekretär des Kriegsminiſters, es war der Miniſter des Innern, der Geheimerath von Schlayer. Ich wollte mich wegen meines Irr-

thums entſchuldigen, aber wie ich, freute auch er ſich des Irrthums. Er nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in ſein Arbeitszimmer, und benahm ſich ſo wohlwollend gegen mich, als ob wir ſchon längſt die beſten Freunde wären. Ich verweilte beinahe eine Stunde bei ihm, und bei'm Abſchied mußte ich verſprechen, ihn zu beſuchen, ſo oft ich nach Stuttgart käme. Im folgenden Jahr machte ich zwar wieder eine Reiſe nach Stuttgart, aber ich beſuchte ihn nicht, weil er wegen des damaligen Landtages zu beſchäftigt war, ich ſah ihn blos in einer Sitzung der Ständeverſammlung, welcher ich beiwohnte, und in welcher ich ihn mit Bewunderung ſeines eben ſo ausgezeichneten Rednertalents als ſeiner tiefen Kenntniſſe, die er in dieſer wichtigen Sitzung an den Tag legte, ſprechen hörte. Wie leid es mir that, meine Bekanntſchaft mit dieſem trefflichen Mann diesmal nicht erneuern zu können, kann man ſich denken. Um ſo mehr freute ich mich auf meinen Beſuch in Stuttgart im nächſten Jahr, wo ich ihn minder beſchäftigt anzutreffen hoffte. Allein ich durfte nicht ſo lange warten. Schon in demſelben Jahr machte er nach Beendigung des Landtages eine Erholungsreiſe, und überraſchte mich auf eine eben ſo erfreuliche, als unerwartete Weiſe mit einem Beſuch in Nürnberg, wo er zwei Tage lang verweilte. Er war zuvor nie in Nürnberg geweſen, und ich brauche nicht zu ſagen, daß ich Alles that, was mir möglich war, um ihm ſeinen Aufenthalt daſelbſt angenehm zu machen. Mit Vergnügen ſah er Alles, was dieſe alte ehrwürdige Stadt Intereſſantes aufzuweiſen hat, vorzüglich aber freute ihn die Fahrt auf der Eiſenbahn von Nürnberg nach Fürth, die er in meiner Begleitung machte. Ueberhaupt verließ er Nürnberg vollkommen befriedigt, und was mich betrifft, ſo zähle ich die Paar Tage, die ich mit ihm zuſammen war, zu den angenehmſten meines Lebens.

Aber näher, als in Nürnberg, wurde ich mit dieſem hochverehrten Mann bei meinem im folgenden Jahr gemachten Beſuch in Stuttgart bekannt. Schon am erſten Tag nach meiner Ankunft begab ich mich zu ihm, wurde auf das freundlichſte von ihm aufgenommen, unterhielt mich mit ihm über allerlei Gegenſtände, über welche er ſich eben ſo offen als einſichtsvoll ausſprach, ſpeiſte bei ihm zu Mittag, wo ich mit ihm und ſeiner Gemahlin einige höchſt vergnügte Stunden zubrachte, und als ich Stuttgart verließ, freute ich mich ſchon voraus auf das nächſte Jahr, wo ich mein Vaterland

wieder zu beſuchen beſchloſſen hatte, und ihn und ſeine Gemahlin wiederſehen würde.

Ich habe ſchon geſagt, daß ich mich nur zehn Tage in Stuttgart aufhielt; aber mein Freund Cleß machte mir dieſe Tage zu eben ſo vielen Feſttagen. Wir beſahen mit einander alles Merkwürdige in der Stadt, die vielen und großen ſchönen neuen Gebäude, wir machten Spaziergänge in den reizenden Umgebungen der Stadt, wir beſuchten die geſchloſſenen Abendgeſellſchaften, deren Mitglied er war, und in denen ich mehrere intereſſante Bekanntſchaften machte, unter andern mit dem geiſtreichen und gelehrten Profeſſor an dem Gymnaſium Pauli, dem Sohn eines meiner ehemaligen liebſten Freunde in Ludwigsburg. Wir reiſten mit einander nach Eßlingen, wo wir den Abſchied ſeines ältern Sohnes von dem väterlichen Haus feierten. Wir gingen mit einander nach Kanſtadt zu einem großen Gaſtmahl in dem Größneriſchen Badhauſe, wo ich ebenfalls mehrere intereſſante Perſonen, und, was mir beſonders angenehm war, die hochgefeierte Sängerin, Fräulein Schebeſt, welche ich im vergangenen Jahr in Nürnberg ſpielen ſah, nun auch perſönlich kennen lernte, und an der ausgezeichneten Künſtlerin auch ein ſchönes, liebenswürdiges, und, was bei ſolchen hochgefeierten, voreilig vergötterten Künſtlerinnen ſelten der Fall iſt, beſcheidenes anſpruchloſes Frauenzimmer fand. — Von bekannten Perſonen, die an dem Gaſtmahl Theil nahmen, traf ich unter mehreren andern auch meinen einzigen noch lebenden Lehrer, den Oberſten von Röſch, an. Er war bereits vier und neunzig Jahr alt, noch ſo geſund und rüſtig, wie ich ihn immer geſehen hatte. Wie gewöhnlich, hatte er auch diesmal den Weg von Stuttgart nach Kanſtadt zu Fuß gemacht, aß mit dem beſten Appetit, und als ich ihm über ſein glückliches Alter meine Freude bezeigte, erwiederte er, vier und neunzig Jahre ſeien noch kein Alter, wenn er das hundertſte Jahr zurückgelegt habe, werde er eingeſtehen, daß er ein alter Mann ſei, und ſo lange er nicht hundert und fünf und zwanzig Jahre zähle, denke er nicht an das Sterben.

Nach Ludwigsburg, wo ich ebenfalls, wenn ich meinen Schwager Harpprecht dort getroffen hätte, mehrere Tage verweilen wollte, kam ich nur zweimal, das einemal, als ich meine Enkelin, die mich auf der Reiſe begleitet hatte, einführte, und das andere mal, als ich ſie wieder dort abholte. Beide mal war ich nur über Mittag in Ludwigsburg, wo ich bei meiner Schwägerin, der verwittweten

Stallmeiſterin Leutze ſpeiſte. Die Zeit war daher zu kurz, um Beſuche zu machen, doch ging ich vor Tiſch eine Stunde ſpazieren in den ſchönen Anlagen hinter dem königlichen Schloß, und auf dem Rückweg durchlief ich einige Straßen, um die wohlbekannten Häuſer wieder zu ſehen, die ich ſo oft als Arzt betreten hatte. Aber die meiſten ſah ich mit Wehmuth an, weil von denen, die ſie vor dreißig Jahren bewohnten, nur wenige mehr am Leben waren. Ueberhaupt fühle ich nirgends ſo ſehr, daß ich ein alter Mann geworden, als in Ludwigsburg und in Stuttgart. In beiden Städten finde ich mich wie in einer neuen Welt, nicht nur was die Menſchen, ſondern auch die Städte ſelbſt betrifft. Die Städte haben ſich erweitert, verſchönert, und es machte mir Freude, dieſe Veränderungen wahrzunehmen. Aber wenn ich mein Haus in Ludwigsburg anſehe, das zu einer Kaſerne geworden, und an dem Akademiegebäude in Stuttgart vorübergehe, und bedenke, daß es jetzt ſtatt den Muſen Hofleuten zur Wohnung dient, ſo überfällt mich eine Wehmuth, deren ich lange nicht wieder los werden kann. Ein gleiches Gefühl überfällt mich auch, wenn ich der Menſchen gedenke, welche beide Städte zu meiner Zeit bewohnten. Nur Wenige von ihnen leben noch, die Meiſten ruhen längſt in ihren Gräbern, und der Gedanke, wie lange wohl den noch Lebenden und mir das Licht des Tages zu ſchauen noch vergönnt ſein wird, läßt mich die Freude, ſie zu ſehen, nur halb genießen.

Mit dieſen wehmüthigen Gefühlen verließ ich nun mein liebes Vaterland auch diesmal wieder, und der Gedanke, es vielleicht zum letztenmal beſucht zu haben, verfolgte mich auf der ganzen Rückreiſe. Indeſſen kam ich, begleitet von meiner Tochter und einer andern meiner Enkelinnen, welche mir bis Aalen entgegengefahren, wieder wohlbehalten in Nördlingen an, und es that mir wohl, mich nun wieder in dem engen Kreis der Meinigen zu ſehen, in welchem man ſich doch immer am wohlſten befindet, zumal nach einem ſo zerſtreuten Leben, wie bis in mein hohes Alter, das meinige.

Das Erſte, womit ich mich nach meiner Zurückkunft beſchäftigte, war, wie leicht zu erachten, die Fortſetzung meiner Biographie; allein den größten Theil meiner Muße wollte ich wiſſenſchaftlichen Studien widmen, da ich aber im Sinne hatte, zu Ende des Sommers Nürnberg wieder zu beſuchen, ſo wollte ich mich vor der Hand nicht damit befaſſen, ſondern benutzte die Zwiſchenzeit zum Leſen biographi-

ſcher Schriften, und zwar zuerſt der Lebensgeſchichte des berühmten Heim in Berlin, die ich zwar gleich nach ihrer Erſcheinung flüchtig durchgeſehen hatte, jetzt aber erſt eigentlich las. Intereſſierte mich die Biographie eines ſo originellen, als Menſch und als Arzt gleich hochwürdigen Mannes, ſchon an ſich ſelbſt, ſo intereſſierte ſie mich noch beſonders auch deswegen, weil einige meiner Freunde zwiſchen Heim und mir eine auffallende Aehnlichkeit gefunden haben wollten. Ich meinerſeits habe dieſe Aehnlichkeit nicht gefunden, ich mochte mich mit ihm als Arzt oder als Menſch vergleichen. Als Arzt ſteht er nach meiner innigſten Ueberzeugung weit höher, als ich, nicht allein wegen ſeines praktiſchen Talents, mit dem ſich das meinige nicht meſſen darf, ſondern auch wegen der ſtets gleichen Luſt und Liebe, womit er ſeine Kunſt bis in das höchſte Alter ausübte. Wie in ſeinen jüngern Jahren, trat er als ein achtzigjähriger Greis noch eben ſo unverdroſſen und heiter an das Krankenbette, als ich kaum in meinem vierzigſten Jahr, und ob er ſchon die Mängel unſrer Kunſt ohne Zweifel eben ſo gut einſah, als ich, ſo erzeugte dies doch bei ihm keinen Widerwillen gegen ſie, wie bei mir. Er übte ſie als eine Kunſt, in welcher man immer weiter kommt, und das war ihm genug, um über ihre dermalige Unvollkommenheit wegzuſehen, und zufrieden mit dem zu ſein, was ſie auf ihrem jetzigen Standpunkt zu leiſten vermöge. Ich hingegen übte ſie als eine Kunſt, in welcher Meiſter zu werden ich verzweifelte, und wenn Heim mit Luſt und Liebe an das Krankenbette trat, ſo trat ich an daſſelbe mit dem niederſchlagenden Gefühl, daß ich den Anforderungen, die ich an mich machte, ſo wenig Genüge leiſte. So wurde mir mit jedem Jahr die Praxis weniger erfreulich, es kamen Stunden, wo ich den ärztlichen Stand verwünſchte, und es bereute, mich demſelben gewidmet zu haben, und mit Sehnſucht ſah ich dem Zeitpunkt entgegen, wo ich die Praxis mit Ehre würde aufgeben können. Heim war Arzt mit ganzer Seele, ich war es nur aus Pflicht, weil ich mich einmal dem ärztlichen Stande gewidmet hatte, und wenn er ſich nach vollbrachtem Tagwerk, in ſeinem Gott vergnügt, zu Bette legte, und, mit neuem Muth ausgerüſtet, daſſelbe am folgenden Tag wieder eben ſo heiter fortſetzte, als er es am Tag zuvor geendigt hatte, ſo fürchtete ich mich beim Schlafengehen ſchon wieder auf den folgenden Tag, ging, wenn ich gefährliche Kranke hatte, nie aus, ohne daß mich der niederſchlagende Gedanke begleitete, ich möchte ſie ſchlimmer antreffen,

als ich ſie am Tag zuvor verlaſſen hatte, und ſo viele Kuren mir auch gelingen mochten, ſo erhob doch dieſes Gelingen meinen Muth nie ſo, als ihn das Mißlingen anderer niederſchlug, kurz, ich wurde meines praktiſchen Lebens nie ſo froh, als Heim des ſeinigen.

Eben ſo wenig Aehnlichkeit zwiſchen Heim und mir, als Arzt, fand ich, wenn ich mich mit ihm als Menſch verglich. Wie er einer der vorzüglichſten Aerzte ſeiner Zeit war, ſo war er auch wegen ſeines Charakters ein nicht minder hochachtungswürdiger Menſch. Wohlgeſinnt gegen alle Menſchen, ſtets bereit, Jedem zu dienen, nicht nur als Arzt, ſondern auch als Menſch, kein Opfer ſcheuend, das ihm die Leiſtung ſeiner Dienſte koſtete, mehr bekümmert um das Wohl Anderer, als um ſein eigenes, gleich uneigennützig, nachdem er einen bedeutenden Theil ſeines Vermögens verloren hatte, als da er noch im Beſitz deſſelben war, immer ſich darſtellend als den, der er war, gegen Große und Geringe ſeine Geſinnungen gleich offen, ja ſelbſt bis zur Derbheit ausſprechend, war er ein Mann, dergleichen man ſelten in der Welt, zumal unter den Aerzten, antrifft. Aber es gehörte dazu auch ein Charakter, wie der ſeinige, ſein heiteres Temperament, ſeine von Natur fröhliche Gemüthsſtimmung, ſeine ihm eigene Jovialität, ſeine kindliche Religioſität, welche ihn bei allen Widerwärtigkeiten, die ihm begegneten, ſich ſtets gleich erhielt, ſo daß er am Schluſſe jedes Tages ſagen konnte, er habe ſich in ſeinem Gott vergnügt ſchlafen gelegt. Auch ich darf, ohne mir zu ſchmeicheln, von mir ſagen, daß ich ein guter Menſch bin, der es wohl mit allen ſeinen Mitmenſchen meint, der ihnen gern dient, wo ſie ſeiner Hülfe bedürfen, daß ich vor Großen wie vor Geringen rede, wie ich denke, und mich nichts darum bekümmere, ob es ihnen angenehm oder unangenehm iſt, und ob es mir nütze oder ſchade. Allein um, wie Heim, für das, was ich bin, erkannt zu werden, fehlt mir ſeine immer gleiche Heiterkeit, ſeine frohe, durch keine Widerwärtigkeit zu trübende Laune, und, ich darf wohl hinzuſetzen, ſeine Religioſität, welche gewiß das Meiſte zu ſeiner ſtets heitern Gemüthsſtimmung beitrug. Ich kann zwar auch recht heiter ſein, ja zuweilen bis zur Luſtigkeit, aber was ich nur zuweilen bin, das war Heim immer. Er war, was ihm auch Unangenehmes begegnen mochte, ſtets der gleich heitere Mann, ich bin es nur, ſo lange mich nichts in üble Laune ſetzt, und wenn Heim nie übler Laune war, ſo lag der Grund davon in ſeinem minder reizbaren Temperament, in ſeiner

von Natur heitern Gemüthsſtimmung, die mir mangelt, und in ſeiner Religioſität, die bei ihm mehr eine Sache des Herzens, als ein Erzeugniß der Vernunft war, wie bei mir.

Nebſt der Lebensgeſchichte Heims, las ich noch einige andere, theils ältere, die ich aus Mangel an Zeit noch nicht geleſen hatte, theils neuere, die mir als beſonders leſenswerth empfohlen wurden; allein ich las ſie mehr zur Unterhaltung in meinen müßigen Stunden, als in der Abſicht, ſie für meine philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien zu benutzen. Dieſe forderten eine ernſtere Beſchäftigung, und da indeſſen die Zeit zu meiner Reiſe nach Nürnberg herbeigekommen, ſo ſchob ich ſie bis zu meiner Zurückkunft auf, und zu Anfang des Septembers trat ich die beſchloſſene Reiſe in Begleitung meiner Tochter an. Meine Abſicht bei derſelben war, theils meine daſelbſt zurückgelaſſenen Freunde wiederzuſehen, theils zu hören, was ſeit meiner Entfernung mit den dortigen Krankenanſtalten vorgegangen, und wie weit es insbeſondere mit dem neuen Krankenhaus gekommen, deſſen Erbauung vor meinem Abgang nach Nördlingen bereits beſchloſſen war. Von den Krankenanſtalten hatte ich ſeit der Zeit gar nichts mehr gehört, ich ſchloß daraus, daß wohl Alles noch beim Alten ſei, und verſprach mir daher nicht viel Erfreuliches. Um ſo mehr aber freute ich mich auf das Wiederſehen meiner Freunde, und ich geſtehe, daß ich den Augenblick, mich wieder in ihrer Mitte zu befinden, kaum erwarten konnte. Daſſelbe war auch der Fall mit meiner Tochter, meiner Begleiterin auf der Reiſe. Wir hatten in Ansbach übernachtet, wo wir die Mutter meines Schwiegerſohns beſuchten, und es war eben Mittag, als wir in Nürnberg ankamen. Wir ſtiegen im Wittelsbacher Hof ab, packten noch vor Tiſch unſere Sachen aus, und es war kaum abgeſpeiſt, ſo begann ich meine Beſuche. Ich fand mich wieder ſo einheimiſch in der Stadt, als ob ich ſie nicht verlaſſen hätte. Ich durchwandelte die Straßen, wie wenn ich noch praktiſcher Arzt in Nürnberg wäre. Erſt ſpät am Abend kam ich wieder in den Gaſthof zurück. Am andern Morgen ſetzte ich gleich nach dem Frühſtück meine Beſuche fort, und ſchon in den erſten vier Tagen hatte ich beinahe alle meine Freunde wiedergeſehen. Die Freude, mit welcher ich von allen, von den minder vertrauten, wie von den vertrauteſten, aufgenommen worden, übertraf alle meine Erwartung. Ich wußte, wie lieb ich ihnen war, da ich mit ihnen zuſammen lebte, aber es ſchien, als ſei ich ihnen ſeit unſerer

Trennung noch lieber geworden, und nie hätte ich geglaubt, daß die Anhänglichkeit an einen Arzt, dem man ſein Vertrauen geſchenkt hat, von ſolcher Dauer ſei. Mehrere Familien hatten ſeit meinem Abgang von Nürnberg noch keinen Hausarzt gewählt, ſondern bei vorgekommenen Unpäßlichkeiten ſich an die wohlaufbewahrten alten Recepte von mir gehalten. Andere hatten zwar bereits ihre Hausärzte, aber ich mußte ihnen aufs neue verſprechen, in allen wichtigen Fällen ihnen auch aus der Ferne mit meinem Rath beizuſtehen. Beinahe Alle, die während meiner Anweſenheit krank lagen, verlangten meinen Rath und meine Hülfe, ſo daß es ſchien, als ſollte ich aufs neue wieder in mein praktiſches Leben in Nürnberg eintreten. Dieſe Beweiſe von Vertrauen haben mich mehr erfreut, als alles andere Erfreuliche, was mir in den Paar Wochen, die ich in Nürnberg verweilte, widerfahren iſt; auch haben ſie mich aufs neue in der Ueberzeugung beſtärkt, daß das Vertrauen zu dem Arzt zum Gelingen ſeiner Kuren eben ſo viel oder noch mehr thut, als ſeine Kunſt. Mehrere Kranke, die ich beſuchte, glaubten ſich bei meinem Anblick beſſer zu befinden, und ſie wurden wirklich beſſer, ungeachtet ich ihnen nicht das mindeſte verordnete, und alles billigte, was ihnen ihre Hausärzte verſchrieben hatten. Dieſe neuern Erfahrungen erinnerten mich an viele ältere, welche ich in meiner Praxis von dieſem Einfluß des Vertrauens zu dem Arzt gemacht hatte, und ich hatte gewiß recht, wenn ich bei einer frühern Gelegenheit ſagte, daß ich das Glück meiner Praxis vorzüglich dem Vertrauen danke, welches ich mir von meinen Kranken erworben hatte. Dieſes Vertrauen gehört zu den pſychiſchen Einflüſſen, von denen jeder Arzt, der bei ſeinen Verordnungen nicht blos den Magen und die Haut in Anſpruch nimmt, aus Erfahrung weiß, was er in ſo vielen Fällen, wo ihn die Arzneien aus der Apotheke im Stiche laſſen, durch verſtändige Einwirkung auf die Pſyche vermag.

Von den vielen Ehrenbezeigungen, welche mir während meiner Anweſenheit in Nürnberg zu Theil wurden, erwähne ich nur einer, eines Feſtmahles, welches der Bürgermeiſter Binder und der Direktor Scharrer auf der alten Veſte bei Zirndorf veranſtalteten, und an welchem auch beider Frauen und meine Tochter Theil nahmen. Wir fuhren Nachmittags von Nürnberg auf der Eiſenbahn nach Fürth, wo uns die Wagen, welche uns nach der alten Veſte führen ſollten, erwarteten. Eine Stunde vor Tiſch kamen wir auf derſelben an,

erfreuten uns, durch das schöne Wetter begünstigt, der weiten, nach allen Richtungen gleich schönen Aussicht, besahen den stattlichen, der Vollendung nahen, über neunzig Fuß hohen, den Blick noch weiter tragenden Thurm, und so erheitert begaben wir uns nun in das Wirthshaus. Das Mahl war einfach, aber die Speisen alle sehr gut zubereitet, und die Weine, welche die beiden Herren, so wie das Desert, welches die Frauen von Nürnberg mitgebracht hatten, köstlich. Wie vergnügt wir bei Tisch waren, kann man sich denken. Unsere Unterhaltung würzte das Mahl, der treffliche Champagner belebte unser Gespräch. So blieben wir zusammen bis gegen Abend, wo wir wieder zurück nach Fürth, und von da nach Nürnberg, wie am Morgen, auf der Eisenbahn fuhren. Ich erinnere mich weniger Tage in meinem Leben, an welchen ich so vergnügt gewesen, als an diesem. Schöne Natur, schönes Wetter, Zusammensein mit geistreichen Männern und vertrauten lieben Freunden, und verständigen, gebildeten, wackern Frauen, machten mir diesen Tag zu einem Festtag.

Gleich schöne Stunden brachte ich auch mit meiner theuern Freundin und Korrespondentin, Fräulein von Kretschmann, zu. Oefter, als bei allen andern Freunden, war ich bei ihr, und am Tage vor meiner Abreise war ich den ganzen Nachmittag mit ihr und ihrer Schwester, die eben auf Besuch bei ihr war, auf dem Lande, in Hummelstein, meinem ehemaligen Lieblingsort. Wie immer, war auch diesmal meine Unterhaltung mit ihr eben so lehrreich als angenehm. Eine Menge der interessantesten Gegenstände kam zur Sprache, und von was die Rede sein mochte, sprach sich ihr Geist und ihr Herz gleich schön und herrlich aus. Ich war immer stolz auf ihre Freundschaft, aber je näher ich sie kennen lerne, desto mehr bilde ich mir auf dieselbe ein. Es scheint mir, als gewinne ich dadurch an eigenem Werth, und welcher Wahn kann wohl beglückender sein, als dieser?

Was die Krankenanstalten betrifft, so fand ich sie noch ganz so, wie ich sie verlassen hatte. Die an denselben angestellten Aerzte und Chirurgen trieben insgesammt ihre Geschäfte auf die gewohnte Weise, und es war mir lieb, zu vernehmen, daß der Stadtgerichtsarzt, welchem nach meinem Abgang die Aufsicht über die Anstalten von der Kreis-Regierung übertragen worden, Alles den bisherigen Gang darin gehen ließ. Ich hatte das nicht vermuthet, denn ich glaubte,

er würde darin Manches zu reformieren finden, wenn es auch blos um das Reformieren selbst gewesen wäre. Er unterließ es, und er that wohl daran, weil jede Abänderung, die er getroffen haben würde, zu nichts Ersprießlichem geführt hätte. Was zur Verbesserung der Anstalten, so lange sie unter meiner Direktion standen, möglich war, ist geschehen, denn es waren nur Palliativmittel anwendbar, und diese hatten geleistet, was sie konnten. Eine radikale Verbesserung war unmöglich, so lange es an einem allgemeinen Krankenhaus fehlte, der Magistrat und die Gemeinde-Bevollmächtigten hatten dieß endlich erkannt, die Erbauung des Krankenhauses war vor meinem Abgang von Nürnberg beschlossen; allein ich fand leider, daß seitdem nichts weiter geschehen, als daß der Plan zu dem Gebäude dem Bauinspector Schmidtner zur Revision zugestellt worden, um die seit dem ersten Entwurf nöthig befundenen Abänderungen und Verbesserungen nachzutragen. Dieß war allerdings nothwendig, und ich hatte selbst dazu Veranlassung gegeben, da ich während meiner Anwesenheit in Stuttgart im Jahr 1836 bei meinen wiederholten Besuchen des allgemeinen Krankenhauses daselbst auf Manches geführt worden, was in dem ersten Entwurf zu dem in Nürnberg zu erbauenden mangele. Leider war der neue Plan, so lange ich in Nürnberg war, nicht fertig geworden, und ich mußte abreisen, ehe ich ihn gesehen hatte, ja ich hatte Grund zu glauben, daß Schmidtner die Arbeit nicht einmal begonnen habe. Ueberhaupt schien es mir mit der Erbauung des neuen Krankenhauses kein rechter Ernst zu sein. Man schien das Bedürfniß desselben noch nicht recht zu fühlen, und wenn vollends der Bau des Hauses und seine Einrichtungen nach dem neuen Plan mehr kosten sollte, als man Anfangs berechnet hat, so ist es leicht möglich, daß selbst von denen, welche die Sache begünstigt hatten, Manche wieder neue Bedenklichkeiten erheben, und zum Aufschub des Unternehmens auf bessere Zeiten rathen werden. Mir, der ich jetzt nichts mehr mit den Nürnberger Krankenanstalten zu thun hatte, kam es nicht zu, die Angelegenheiten mit dem vormaligen Eifer zu betreiben, ich mußte mich begnügen, sie den beiden Bürgermeistern blos wieder zu empfehlen. Beide versicherten mich zwar, daß zur Ausführung des Werkes gewiß und bald werde geschritten werden; allein da so viele von denen, die nicht alle denken, wie sie, darein zu reden haben, so gestehe ich, daß ich, ihrer Versicherung ungeachtet, Nürnberg mit dem niederschlagenden Gedanken verließ, daß ich viel-

leicht nicht einmal den Beginn eines Werkes, welches mir ſeit einer Reihe von Jahren ſo ſehr am Herzen lag, mehr erleben werde.

Nach meiner Zurückkunft nach Nördlingen machte ich mich, wie ich mir vorgenommen hatte, wieder an meine philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien. Geſchichte und Philoſophie waren von jeher der Lieblingsgegenſtand meiner litterariſchen Beſchäftigungen; allein ſo lange ich als praktiſcher Arzt den größten Theil meiner Zeit meinen mediciniſchen Studien widmen mußte, betrieb ich jene nur als Nebenſache, jetzt aber als den Hauptgegenſtand meiner Studien, und zwar nicht blos aus Liebhaberei, ſondern mit eben dem Ernſte, mit welchem ich vormals meine mediciniſchen betrieben hatte. Allein ſo wie bei den letztern mein Hauptaugenmerk immer auf das Praktiſche gerichtet war, ſo war dieß auch der Fall bei den philoſophiſchen und hiſtoriſchen. So habe ich, was zuerſt die Philoſophie betrifft, zwar die meiſten Syſteme, die von Zeit zu Zeit aufgeſtellt worden, ſtudiert, und auch ziemlich verſtanden, ausgenommen das Hegel'ſche, deſſen Urheber ſich ſelbſt nicht verſtanden zu haben ſcheint, am meiſten aber hat mich das Kant'ſche angezogen, nicht weil ich Kant für den größten Philoſophen der neuern Zeit halte, ſondern weil er darauf ausgeht, vielmehr die Grundloſigkeit aller Metaphyſik darzuthun, als eine neue aufzuſtellen. Ueberzeugt, daß der Menſch von der überſinnlichen Welt unmöglich etwas Poſitives wiſſen kann, habe ich alles, was die Fichte, Schellinge, Hegel und alle andern ſpekulativen Philoſophen darüber ausſagen, für leere Träume gehalten, welche mitzuträumen zwar eine angenehme Unterhaltung gewährt, vorausgeſetzt, daß es den Mitträumenden nicht an der dazu erforderlichen Phantaſie fehlt, aber durchaus keine Reſultate für das Leben geben, worauf es doch nach meiner Ueberzeugung bei allem Philoſophieren hauptſächlich ankommt. Reſultate für das Leben gibt blos die praktiſche oder die Moralphiloſophie, und darum habe ich auch dieſe zum Hauptgegenſtand meiner philoſophiſchen Studien gemacht. Der liebſte unter den Moralphiloſophen war mir immer Garve. Seine Schriften haben mich am meiſten angezogen, ich habe ſie am fleißigſten geleſen, und leſe ſie noch jetzt mit dem gleichen Intereſſe. Höher, als Garve, ſteht zwar Kant, in ſo fern er für die Moral ein höchſtes Princip, ſein dem Menſchen eingeborenes Sittengeſetz, und zur Befolgung des Geſetzes als das alleinige Motiv die Achtung vor demſelben aufſtellt. Allein dieſer höhere

Rang gebührt Kant blos als theoretiſchem Moralphiloſophen. In der Praxis reicht ſein kategoriſcher Imperativ, welcher unbedingten Gehorſam gegen das Sittengeſetz gebietet, nicht aus, aus bloſer Achtung vor dem Geſetz, worauf ſich derſelbe gründet, könnte nur der rein-vernünftige Menſch demſelben gemäß handeln. Allein der Menſch iſt kein rein-vernünftiges, ſondern er iſt ein ſinnlich-vernünftiges Weſen, bei welchem, wie überall, auch bei der Befolgung des Sittengeſetzes, neben der Achtung vor demſelben, immer zugleich ſinnliche Motive mitwirken müſſen. Die Erkenntniß des Geſetzes, als ſolche, iſt eine blos theoretiſche Erkenntniß, die todt im Kopf liegt; ſoll ſie lebendig werden, ſo muß auch die ſinnliche Natur ins Intereſſe gezogen werden, außerdem bleibt ſie eine unfruchtbare Schulweisheit, wie die tägliche Erfahrung lehrt, welche uns Beiſpiele genug aufſtellt, daß es ſelbſt unter den größten Philoſophen ſchlechte Menſchen gibt. Auch der verdorbenſte Menſch weiß, daß er nicht thun darf, was er mag, ſondern thun muß, was er ſoll, denn das Sittengeſetz, das Geſetz recht zu thun, iſt ihm ins Herz geſchrieben, und er hat darüber einen unbeſtechlichen Richter an ſeinem Gewiſſen. Aber warum befolgt er deſſen ungeachtet das Geſetz nicht? Offenbar deswegen, weil nicht ſeine Vernunft, ſondern ſeine Begierden und Leidenſchaften, welche die Oberherrſchaft über die Vernunft bei ihm gewonnen haben, ſeinen Willen beſtimmen. Wäre der Menſch ein rein vernünftiges Weſen, ſo würde es ſeine Vernunft allein ſein, was ſeinen Willen beſtimmt; bei einem ſinnlich vernünftigen Weſen gibt die Vernunft blos das Regulativ für den Willen, aber in Thätigkeit geſetzt wird er nur durch die Gefühle von Luſt und Unluſt, welche, wie bei dem Thier, auch bei dem Menſchen die Triebfedern aller ſeiner Handlungen ſind. Von allem, was er thut, will er auch einen Genuß, einen Vortheil, und wenn er moraliſch handeln will, für die Verzichtung auf die ſinnlichen Genüſſe, die ihm das Sittengeſetz gebietet, eine Entſchädigung haben, die ihm ebenfalls nur durch ſinnliche Genüſſe zu Theil werden kann. Nun gewährt allerdings auch das Handeln nach dem Geſetz der Vernunft ein angenehmes Gefühl, ja das angenehmſte, deſſen der Menſch fähig iſt, die Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, ſo wie das Gegentheil ein nicht minder unangenehmes, das peinigende Gefühl der Reue, des Mißmuths, der Selbſtverachtung. Allein mit dieſem Gefühl der Zufriedenheit

mit ſich ſelbſt begnügen ſich nur die im höchſten Grad moraliſch ausgebildeten Menſchen, und deren gab es von jeher ſehr wenige, und vielleicht gar keinen. Weit die Meiſten verlangen auch äußere Vortheile von ihrer moraliſchen Handlungsweiſe, Lob, Hochachtung, Vertrauen von Andern, erfreuliche Erfolge ihrer Handlungen, und wenn ſie religiöſe Menſchen ſind, auch Ruhm vor Gott. Bei einem ſinnlich-vernünftigen Weſen, wie der Menſch iſt, kann dieſes nicht anders ſein, und ſelbſt das Chriſtenthum, welches das Rechthandeln als das Gebot Gottes aufſtellt, verſchmäht die Mitwirkung ſinnlicher Motive nicht, indem es für die Entſagungen, die es auflegt, die reichſte Entſchädigung in einer künftigen Welt verheißt. Nur die rohe Sinnlichkeit hindert die Menſchen an der Befolgung des Sittengeſetzes, die ungebändigten ſinnlichen Triebe, die Begierden und Leidenſchaften, und jene edlen Triebe nur, wenn ſie ihre gehörigen Schranken überſchreiten, die Begierde nach Ehre in Ehrgeiz, die Begierde nach Achtung in Herrſchſucht, die Begierde nach Erwerb in Habſucht und Geiz ausarten. In ihren gehörigen Schranken gehalten, fördern ſie vielmehr das Handeln nach dem Sittengeſetz, als daß ſie ihm hinderlich ſein ſollten. Sie dürfen daher nur gebändigt, nicht unterdrückt oder gar vertilgt werden, wie es die Selbſtpeiniger in Indien, die Kloſterbewohner im Mittelalter verſucht haben, und die Pietiſten und Myſtiker unſerer jetzigen Zeit auf ihre Weiſe es noch verſuchen. Auch abgeſehen von den ſchlimmen moraliſchen Folgen dieſer vermeinten Selbſtüberwindung, darf der Menſch nie aufhören, ein ſinnliches Weſen zu ſein. Seine ſinnliche Natur iſt die Trägerin ſeiner geiſtigen, ſeine ſinnlichen Triebe geben ihm den erſten Anſtoß zur Entwickelung ſeiner Vernunft, ihre Befriedigung iſt das Mittel zur Ausbildung derſelben, ſie ſind die Haupttriebfedern, welche den Willen in Thätigkeit ſetzen, ihre Befriedigung iſt die Bedingung der Erhaltung des Körpers, und ihre Nichtbefriedigung würde ein indirekter Selbſtmord ſein. Weit entfernt alſo, daß ſie, um die Vernunft in ihrer Thätigkeit freier zu machen, unbefriedigt gelaſſen, oder gar unterdrückt werden dürften, gebietet vielmehr die Vernunft ſelbſt ihre Befriedigung, und macht dieſe dem Menſchen nicht minder zur Pflicht, als die Befolgung ihrer höchſten Gebote. Sie fordert nur Maß in derſelben, ſie fordert nur Beſchränkung der ſinnlichen Triebe, damit ſie nicht ihre gehörigen Grenzen überſchreiten, ihre Anforderungen nicht taub gegen das Gebot der Vernunft machen, und

ſtatt ihr zu gehorchen, die Oberherrſchaft dergeſtalt über ſie gewinnen, daß auch die Stimme des Gewiſſens nicht mehr gehört wird. Daß der erſte Schritt hiezu durch die Erziehung geſchehen muß, iſt einleuchtend, denn das Hauptgeſchäft der Erziehung iſt die Beſchränkung der ſinnlichen Triebe von der früheſten Jugend an, und die gleichzeitige Stärkung des Willens durch ſtete Uebung im Gehorſam, damit er fähig werde, ihren übermäßigen Anforderungen zu widerſtehen, noch ehe die Vernunft als die höchſte Geſetzgeberin des Menſchen, und die Befolgung ihrer Geſetze als ſeine höchſte Pflicht von ihm anerkannt wird. Das Rechthandeln muß dem Menſchen erſt angewöhnt werden, ehe es bei ihm zur klaren Erkenntniß und zum vollen Bewußtſein des Sittengeſetzes kommt, er muß in der Befolgung deſſelben von Kindheit an geübt werden, und das Gefühl der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, das unzertrennlich mit ſeiner Befolgung verbunden iſt, wird den Anforderungen der ſchon voraus beſchränkten ſinnlichen Triebe nicht nur das Gleichgewicht halten, ſondern es wird auch, wie es ſelbſt das höchſte aller angenehmen Gefühle iſt, das Uebergewicht über ſie gewinnen. Nur ſo kann der Menſch, als ſinnlich-vernünftiges Weſen, ſeine ſinnliche Natur mit ſeiner vernünftigen in Einklang bringen, und iſt dieſer Einklang zu Stande gebracht, ſo koſtet es ihm keinen Kampf mit den ſinnlichen Trieben mehr. Sein Gemüth, weniger empfänglich für den groben ſinnlichen Reiz, iſt um ſo empfänglicher für jenes, jede Art von Sinnenluſt weit übertreffendes Gefühl der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, und je mehr er daſſelbe kennen lernt, deſto mehr gewinnt es Macht über ſeinen Willen. Jetzt darf er ſich nur denken, daß Etwas zu thun oder zu unterlaſſen Pflicht ſei, und der Wille, den kein gemeiner Sinnenreiz mehr von ſeiner Richtung zum Guten abzulenken vermag, iſt bereit zu gehorchen. Was dem ſinnlichen Menſchen die größte Mühe macht, was ihm zu thun oder zu unterlaſſen unmöglich ſcheint, was er, als ein zu großes Opfer, das er bringen ſoll, wirklich unterläßt, das koſtet ihm keine Anſtrengung, denn er hat keinen Widerſtand zu überwinden. Ja er darf er ſogar ſeinen niedrigſten ſinnlichen Trieben in ihren Beſtrebungen ihren Lauf laſſen, ohne fürchten zu müſſen, daß ſie ihr gehöriges Maß überſchreiten, denn er hat ſie der Oberherrſchaft ſeiner Vernunft unterworfen, und ihre Befriedigung gehört nun ſelbſt zu den ſittlichen Handlungen.

Dieſe Uebereinſtimmung der Sinnlichkeit mit der Vernunft zu

bewirken, iſt die große Aufgabe der Erziehung, und ſie iſt gelöſt in dem ſittlichen Charakter. Wo dieſer Charakter ſich bei einem Menſchen gebildet hat, da iſt das ſittliche Handeln kein Kampf mehr. Es iſt ein freies, ohne alle Anſtrengung erfolgendes Handeln, ja der Handelnde weiß nicht einmal, daß er ſittlich handelt. Alle ſeine ſittlichen Handlungen verrichtet er mit einer Leichtigkeit, als ob blos der Inſtinkt in ihm wirkte, und die Erfüllung auch der ſchwerſten Pflichten iſt ihm ein Spiel, weil die mit der Vernunft verſöhnte Sinnlichkeit ihr keinen Widerſtand mehr leiſtet. Die Vernunft hat in ihm die ihr gebührende Oberherrſchaft gewonnen, und was ſie beſchließt, das geſchieht auch, weil nicht die Sinnlichkeit, ſondern die Vernunft den Willen regiert. Ja eben dieſe Unterordnung der Sinnlichkeit unter die Vernunft geſtattet ſogar dem Menſchen, bei welchem der ſittliche Charakter zu ſeiner vollſtändigen Ausbildung gekommen iſt, ſich in ſeiner Handlungsweiſe ganz von ſeinem Gefühl leiten zu laſſen, weil er nicht Gefahr läuft, den Geboten ſeiner Vernunft entgegen zu handeln, wenn er die Beſtimmung ſeines Willens ganz ſeinem Herzen überläßt. Daher giebt es aber auch nichts Schöneres und Liebenswürdigeres, als einen ſolchen Charakter. Er iſt das Größte, was der Menſch auf dieſer Erde erreichen kann. Ihn zu bilden, muß daher das höchſte Ziel der Erziehung, ihn immer mehr zu vervollkommnen, das unabläſſige Beſtreben des Menſchen in dem ganzen Lauf ſeines Lebens ſein. — Dies ſind die Grundſätze meiner Moralphiloſophie, die ich in meiner im Jahr 1822 erſchienenen Schrift: Ideen über ſittliche Kultur und Erziehung, ausführlicher entwickelt habe, und denen ich auch jetzt noch huldige, weil ich glaube, daß ſie der Natur des Menſchen die angemeſſenſten ſeien.

Zu dem gleichen praktiſchen Zweck habe ich, wie meine philoſophiſchen, auch meine hiſtoriſchen Studien getrieben, ob ich ſchon den hohen Werth der Geſchichte auch von ihrer wiſſenſchaftlichen Seite nie verkannt habe. Als Wiſſenſchaft iſt es der Geſchichte blos um die Ausmittelung der Thatſachen, die ſie erzählt, zu thun. Der wiſſenſchaftliche Geſchichtsforſcher ſucht in dieſer Abſicht neue Quellen und Hülfsmittel der Geſchichte auf, berichtigt jedes unrichtig beſchriebene Faktum, jede falſch angegebene Jahreszahl, jeden unrichtig genannten Ort, jeden unrichtig angegebenen Namen einer handelnden Perſon. Als Geſchichtſchreiber erzählt er die Begebenheiten nicht nur nach der Zeit und dem Ort, wo ſie vorgefallen, ſondern

er bemüht ſich auch, zu zeigen, wie jede Begebenheit entweder als Folge vorhergegangener Ereigniſſe, oder als Wirkung abſichtlich unternommener Handlungen, wieder andere Begebenheiten zur Folge gehabt hat, um ſo den Faden der Geſchichte vom Anfang an bis auf die jetzige Zeit fortzuführen. Der pragmatiſche Geſchichtſchreiber hingegen betrachtet die Geſchichte als ein großes Drama, welches das Menſchengeſchlecht auf dem Welttheater im Lauf der Zeiten aufgeführt hat. Er ſieht, wie der Knoten des Drama zwar langſam, und oft unterbrochen, ſeiner Entwickelung entgegen ſchreitet, und obſchon nach dem Ausſpruch des großen Dichters:

Das iſt die Lehre aller Menſchenſagen,
Und des Vergangnen ew'ge Wiederholung:
Erſt Freiheit und dann Ruhm, dann üpp'ger Reichthum,
Verderbniß, Laſter, Barbarei zuletzt.
So hat mit allen ihren großen Bänden
Die Weltgeſchichte eine Seite nur;

die nämlichen Scenen immer wiederkehren, doch Alles zur Verwirklichung des bisher blos in der Idee der Weiſen exiſtierenden Zuſtandes der Menſchheit hinſtrebt, in welchem die Lüge der Wahrheit, die Willkühr dem Recht, der Egoismus der Nächſtenliebe, die Politik der Moral Platz machen wird. So hat vorzüglich Herder die Geſchichte betrachtet, und ſein unſterbliches Werk: Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, muß Jedem, der es lieſt, ſtudiert und verſteht, die tröſtliche Hoffnung geben, daß das menſchliche Geſchlecht nicht beſtimmt iſt, ſich in einem ewigen Kreis herumzudrehen, ſondern daß eine Zeit kommen muß, wo es ſeine höhere Beſtimmung erkennen, und dieſer Erkenntniß gemäß handeln wird. Unverkennbar iſt die Menſchheit im Lauf der Jahrhunderte zu dieſem Ziel immer weiter fortgeſchritten, und wie oft auch bald da bald dort ein Stillſtand, ja ſelbſt ein Rückſchritt Statt gefunden hat, ſo war doch im Ganzen des Fortſchreitens mehr, als des Stillſtehens und des Rückſchreitens. In allen Epochen der Geſchichte ſind Männer aufgeſtanden, die jenes hohe Ziel deutlicher erkannt, und die Menſchheit derſelben mehr oder weniger näher gebracht haben. So im grauen Alterthum Zoroaſter, Konfucius, Moſes. So in Griechenland Lykurg, Solon, Pythagoras. So zur Zeit der fürchterlichen Römiſchen Weltherrſchaft der Stifter des, eine moraliſche Weltherrſchaft begründenden Chriſtenthums, ein verachteter

Jude, und der Sohn eines Zimmermanns. So in unſerer neuern Zeit Martin Luther, Friederich der Große, Waſhington, und noch mehrere Andere aus allen Ständen, Fürſten, Staatsmänner, Gelehrte, Künſtler. Dies ſind die Menſchen, welche die Geſchichte als Wohlthäter der Menſchheit preiſt, und wie tief eingreifend, und auf alle Zeiten fortdauernd wirkſam ihre Bemühungen geweſen, zeigt unſer jetziges Zeitalter, welches die hohe Stufe der geiſtigen und ſittlichen Kultur, auf der es ſteht, dieſen Heroen unſeres Geſchlechts zu danken hat.

Unſtreitig hat in unſerm Zeitalter die Civiliſation eine Stufe erreicht, welche ſie weder im Mittelalter, noch im Alterthum, ſelbſt in den ſchönſten Zeiten Griechenlands und Roms, nie erreicht hat. Die Wiſſenſchaften ſind nicht mehr das ausſchließende Eigenthum der gelehrten Stände, wie vormals, ſie ſind ein allgemeines Gut der Geſellſchaft geworden, und ſelbſt unter dem Landvolk iſt die vormalige rohe Unwiſſenheit verſchwunden. Faſt jedes Dorf hat, wenigſtens in Deutſchland, jetzt ſeine eigene Schule, zur Bildung der Schullehrer ſind eigene Seminarien errichtet, und der Schulunterricht ſelbſt hat manche weſentliche Verbeſſerungen erhalten. In den Städten ſind nicht nur die öffentlichen Unterrichtsanſtalten, von den Trivialſchulen bis zu den Gymnaſien und Univerſitäten herauf, jetzt ſo an einander gereiht, daß nirgendwo eine Lücke iſt, ſondern es kommen auch immer mehrere Privatanſtalten auf, ſo daß ſchon jetzt kaum mehr etwas zu wünſchen übrig bleibt. — Nicht anders verhält es ſich auch mit dem Unterricht in den Künſten. Man lernt jetzt nicht mehr blos Leſen, Schreiben und Rechnen, man lernt auch Zeichnen und Malen, und ſelbſt das rohe Handwerk bildet ſich, beſonders ſeit der Errichtung politechniſcher Schulen, immer mehr zu einer Kunſt aus. Um ſich von dieſen Fortſchritten, beſonders in den mechaniſchen Künſten, zu überzeugen, darf man ſich nur an die vielfachen Erzeugniſſe der Induſtrie in den ſich mit jedem Jahr vermehrenden Fabriken, an die Einführung der Dampfſchiffe und der Eiſenbahnen erinnern, wodurch jene Erzeugniſſe mit Vogelſchnelligkeit von einem Lande zum andern verführt werden, und wer mag zweifeln, daß man bald noch auf hundert andere Erfindungen kommen wird, die noch größere bewundernswürdige Beweiſe von dieſen Fortſchritten geben werden?

Nicht geringere Fortſchritte, als in den Wiſſenſchaften und Künſten, hat die Menſchheit in unſerm Zeitalter auch in der Geſit-

tung gemacht, und den Beweis liefert unſer ganzes geſelliges Leben. Man ſehe unſere jetzigen Fürſten, in dem ganzen chriſtlichen Europa findet ſich kaum noch einer unter ihnen, der in dem Wahn, als wären die Fürſten Weſen höherer Art, glaubt, daß ſeine Unterthanen nur um ſeinetwillen da ſeien, und daß er mit ihnen ſchalten und walten dürfe, wie es ihm beliebt. Man betrachte unſern jetzigen Adel, und man ſieht, daß die Adeligen ganz andere Menſchen geworden ſind, als ihre Vorfahren auf ihren Burgen, die Unwiſſenheit und Brutalität für Prärogativen ihres Standes hielten. Man betrachte unſere jetzigen Gelehrten, und man findet an ihnen ſelten mehr die vormaligen ſtolzen, ungeſchliffenen und unbeholfenen Pedanten, ſondern größtentheils beſcheidene, umgängliche, lebensluſtige Männer. Man ſehe die Beamten unſerer Zeit, von dem erſten Miniſter an bis zu dem letzten Kanzleiſchreiber, trifft man ſelten mehr bei einem den vormaligen beleidigenden Amtsſtolz an, ſie ſind durchaus höflicher, freundlicher, gefälliger geworden. Man ſehe endlich den Bürger unſerer Zeit in den Städten, und die Bauern auf dem Lande. So wie dort nicht blos der Handelſtand, nicht blos die Künſtler und Fabrikanten, ſondern auch die gemeinen Handwerker höflicher, beſcheidener, gehorſamer gegen die Obrigkeit, und ſelbſt in ihren Gelagen, wo ſich die Rohheit am offenſten ausſpricht, verträglicher und friedſamer geworden ſind, ſo iſt hier an die Stelle der vormaligen Plumpheit mehr Beweglichkeit und Gewandtheit, an die Stelle des vormaligen groben Bauernſtolzes mehr ſtädtiſche Höflichkeit, an die Stelle der oft bis zur Brutalität gegangenen Widerſpenſtigkeit mehr Gehorſam und Folgſamkeit getreten.

Nicht minder, als bei dem männlichen, hat auch bei dem weiblichen Geſchlecht im Ganzen die Geſittung in unſerm Zeitalter zugenommen. Mögen auch die hohen Tugenden der Römiſchen Matronen, und die liebenswürdigen Eigenſchaften der Griechiſchen Heiären gegenwärtig ſeltener wahrgenommen werden, ſo ſehen wir dagegen bei unſerer jetzigen weiblichen Welt mehr allgemeine ſittliche Bildung, und eine weitere Verbreitung derſelben in allen Ständen von den Höfen der Fürſten an bis zu den letzten Klaſſen der Stadtbewohnerinnen und den Bäuerinnen auf dem Lande. Kurz, in allen Ständen ſind unter beiden Geſchlechtern die Fortſchritte der Geſittung unverkennbar; die Menſchen ſind gefälliger gegen einander, verträglicher mit einander, und wenn auch nicht von Herzen, doch äußerlich wohl-

wollender gegen einander, und das geſellige Leben überhaupt freier, ſchöner, an Freuden reicher geworden.

Aber ſo erfreulich dieſe Lichtſeite der Civiliſation iſt, ſo unerfreulich iſt ihre Schattenſeite. Offenbar hat mit der Zunahme der Civiliſation auch der Hang zum ſinnlichen Wohlleben gleichen Schritt gehalten, und um ſich davon zu überzeugen, darf man nur unſere jetzige Zeit mit den Zeiten vor der franzöſiſchen Revolution vergleichen. Damals waren nicht nur die Hofhaltungen der Fürſten — verſteht ſich mit Ausnahmen — weniger koſtſpielig als jetzt, ſondern auch die Vornehmen und Reichen machten weniger Aufwand, und was die bürgerlichen Stände betrifft, ſo herrſchte bei ihnen mehr oder weniger noch die vormalige alterthümliche Frugalität, von einem Luxus, wie er jetzt auch in dem letztern herrſcht, hatte man damals keinen Begriff. Nur die Fürſten hatten ihre Schlöſſer, nur die Vornehmſten und Reichſten wohnten in großen, wohlmeublirten Häuſern. Nur die Vornehmſten und Reichſten kleideten ſich in Gold und Seide, umgaben ſich mit einer großen Dienerſchaft, und hielten eigene Equipagen; jetzt hat jeder Vornehme und Reiche eine Art von Pallaſt mit ſchönen und koſtbaren Meubeln ausgeſchmückt, jeder kleidet ſich in feines Tuch und koſtbare Stoffe, jeder hat ſeine zahlreiche Dienerſchaft, jeder ſeine eigenen mit ſchönen Pferden beſpannten Wagen, und ihrem Beiſpiel folgen mehr oder weniger auch die übrigen bürgerlichen Stände, die Gelehrten, die Kaufleute, die Gewerbsmänner, die Handwerker. Jeder will ein geräumiges, ſchön und modern meubliertes Haus bewohnen, und er baut und ſchmückt es ſich aus. Jeder will ſchön und reich gekleidet ſein, und er kleidet ſich ſchön und reich. Jeder will gut bedient ſein, und hält ſich zwei, drei und mehrere Dienſtboten. Jeder reiche Kaufmann fährt mit eigener Equipage, und gibt ſeinen Bedienten eine eigene Livree, die Aerzte, die ſonſt ihre Viſiten zu Fuß machten, machen ſie jetzt fahrend, und ſelbſt Schneider und andere Handwerker haben ihr eigenes Fuhrwerk, oder wenigſtens ihr Reitpferd. Wie ganz anders war dieß in frühern Zeiten! Sonſt machte ſich der Bürger blos an Neujahrstagen, an Sonn- und Feiertagen, einen guten Tag, jetzt geſchieht es faſt täglich, und auch andere Wochentage ſind jetzt blaue Montage. Jeder eilt, mit ſeinem Berufsgeſchäft fertig zu werden, um ſo bald wie möglich, zu ſeiner Kompagnie im Wirthshaus zu kommen; in ſeinen Feierſtunden mit ſeiner Familie zu leben iſt ihm eine Pein, er fühlt ſich nur wohl außer dem Haus, und dazu findet

er bei der täglich zunehmenden Menge von Vergnügungsplätzen Gelegenheit genug. Der Hang, ſich zu zerſtreuen, der Widerwille gegen das Zuhauſebleiben iſt ein charakteriſtiſches Merkmal unſerer Zeit, und es ſcheint wirklich eine eigene Angelegenheit der Obrigkeiten zu ſein, dieſen unſeligen Hang vielmehr zu befördern, als zu verhindern, indem ſie nicht nur beinahe einem Jeden, der einen neuen Vergnügungsplatz eröffnen will, die Erlaubniß dazu geben, ſondern auch öffentliche, Wochen lang dauernde Volksfeſte veranſtalten, von denen man früher nichts wußte. Welche Nachtheile dieſe Gelegenheitsmachereien zum ſinnlichen Wohlleben für die bürgerlichen Stände haben, iſt leicht einzuſehen. Die Luſt zu arbeiten geht verloren, die Arbeiten ſelbſt werden weniger gut verfertigt, die Lieferung der Arbeit geſchieht nicht mehr zur verſprochnen Zeit, der ſchlechte und lügneriſche Arbeiter verliert ſeine Kundſchaft, der Wohlhabende kommt in ſeinem Vermögen herunter, und der verarmte Bürger wird ſehr oft zugleich ein ſchlechter Bürger.

Aber wie auf der einen Seite Verarmung, ſo iſt auf der andern übermäßiger Reichthum die Frucht der Civiliſation. Um dem Hang zum ſinnlichen Wohlleben zu genügen, muß man die Mittel dazu haben, man muß reich zu werden ſuchen, und das Geld wird der Gott der Welt. Dieſem Gott huldigen nicht nur die Kaufleute, die eigentlichen Prieſter deſſelben, ſondern auch alle übrigen Stände, von den Fürſten und Großen an bis hinunter zu dem Landvolk und dem Taglöhner. Denn wornach trachten die Fürſten, wenn ſie Krieg führen, Handelsverträge ſchließen, die Anlegung ſo vieler Fabriken begünſtigen, und zur Förderung des Handels Eiſenbahnen und Flüſſe verbindende Kanäle anlegen laſſen, als nach Vermehrung der Staatseinkünfte? Wozu ſtudiert und ſchreibt der Gelehrte, wozu arbeitet der Künſtler und Handwerker, wozu baut der Bauer im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Feld, als um Geld zu erwerben? Alſo überall derſelbe Zweck, den der Kaufmann verfolgt, wenn er ſeine Güter dem ungetreuen Meere anvertraut. So iſt der Gelderwerb das allgemeine Loſungswort in der civiliſierten Welt. Aber je mehr Geld, und je mehr Mittel zum ſinnlichen Wohlleben, deſto größer der Hang zu demſelben, deſto größer die Begierde, es immer höher und höher zu ſteigern. Wie wenig bei dieſem ſtets tiefern Verſinken in das ſinnliche Leben das Höhere im Menſchen geachtet, wie vorzüglich nur der Verſtand, nicht auch die Vernunft ausgebildet wird, wie die Religio-

ſtät immer mehr aus der Welt verſchwindet, und, was die Folge davon iſt, bei ſo Vielen, die dieſen Mangel tiefer fühlen, die wahre Religioſität in Pietiſterei und Myſticismus ausartet, während daß Andere zu Religionsverräthern oder Religionsſpöttern werden, wie man keinen Unterſchied mehr zwiſchen Sittlichkeit und Geſittung macht, wie man die Scheinglückſeligkeit, nach welcher man jagt, für wahre Glückſeligkeit hält, die doch der höchſte Zweck der Civiliſation ſein ſoll, fällt Jedem, der ſich nur ein wenig in der civiliſierten Welt umſieht, klar in die Augen. Aber die große Frage iſt: wie iſt zu helfen? Daß die Civiliſation in ihrem Fortſchreiten nicht aufgehalten werden kann, iſt einleuchtend, denn dieß vermag keine menſchliche Macht. Allein vielleicht liegt in ihren Fortſchritten ſelbſt das Mittel, daß ſie zu jenem höhern Ziele führt. Schon der immer größere Verkehr der Völker mittelſt des ſich ſtets verbreitenden Handels, ihr Näherrücken an einander mittelſt der Dampfſchifffahrt und der Eiſenbahnen, die Verbrüderung derſelben mittelſt der erkannten Gleichheit ihrer Intereſſen, Alles dieſes muß ſie nothwendig zu der Ueberzeugung führen, daß ſie Freunde ſein müſſen, und wenn es einmal ſo weit gekommen iſt, daß die Völker ſich als Freunde und Brüder anſehen und behandeln, wie wollte es wohl ein Fürſt anfangen, ſein Volk zu einem Kriege mit einem andern zu vermögen? Das Intereſſe des einen Volkes iſt auch das Intereſſe des andern, alle Völker würden ihr gemeinſames Intereſſe wahren, und ein Krieg des einen gegen das andere wäre ein unſinniges Beginnen ihrer Fürſten. So realiſierte ſich die Idee eines ewigen Friedens von ſelbſt, und welche unabſehbare Folgen würden ſich nicht an die Realiſierung dieſer Idee knüpfen, nicht allein in Hinſicht der materiellen Intereſſen, ſondern auch der moraliſchen?

Aber das Fortſchreiten der Civiliſation bahnt ſich noch in einer andern Hinſicht den Weg zu ihrem höhern Ziel. Je höher nämlich die Civiliſation ſteigt, je weiter ſie ſich in allen Klaſſen des Volks verbreitet, deſto mehr verliert ſich auch der Unterſchied der Stände. Jeder Stand wird aufgeklärter, jeder geſitteter, jeder fühlt ſeinen Werth im Staat immer mehr, und wenn ſich einmal der Handwerker in ſeiner Profeſſion eben ſo viel dünkt, als der Gelehrte in der ſeinigen, der ſubalterne Beamte im Bewußtſein ſeiner Tüchtigkeit ſich dem höher ſtehenden kühner gegenüberſtellt, und dieſer, unverblendet von ſeiner Würde, einſieht, daß er ohne jenen keine ſonderliche Rolle ſpielt, wenn auch ſchon der aufgeklärtere Landbauer erkennt, daß ſein Stand

ein eben ſo ehrenwerther Stand iſt, als jeder andere, kurz, wenn es einmal ſo weit gekommen iſt, daß die Vernunft über den Werth der menſchlichen Dinge entſcheidet, ſo kann es nicht fehlen, die Höhergeſtellten müſſen von ihrer uſurpierten Höhe herunterſteigen, ſie müſſen ihre eingebildeten Vorzüge gegen reellere zu vertauſchen ſuchen, und welche könnten dieſe wohl ſein, als die moraliſchen? Freilich können, bis es dahin kommt, noch Jahrhunderte hingehen, aber ich bin überzeugt, daß es einmal ſo weit kommen wird. Die Civiliſation muß dem Reich der Vernunft den Weg bahnen, denn das Reich der Vernunft iſt das Reich Gottes, und die Menſchheit hat entweder keine Beſtimmung, oder die Menſchen müſſen früher oder ſpäter Bürger in dem Reich Gottes werden, welches ſchon auf dieſer Welt beginnen muß, nicht erſt in einer künftigen.

Dieß bewirkt nach meiner Anſicht ſchon der Gang der Civiliſation ſelbſt. Aber auch die Regierungen können das ihrige dazu beitragen, und dies geſchieht vorzüglich durch Anordnung beſſerer Erziehungsanſtalten, und durch Einführung eines beſſern Unterrichts überhaupt, und insbeſondere in der Religion. Die Jugend lernt in den Schulen im Ganzen weit mehr, als ſie braucht, aber gerade das, was ſie am nöthigſten braucht, lernt ſie am wenigſten. Der Menſch iſt nicht zum Alleswiſſen, ſondern zum Rechthandeln beſtimmt, und recht handeln kann nur der Vernünftige, oder, was daſſelbe iſt, der religiöſe Menſch, denn die Vernunft iſt das Göttliche im Menſchen. Bisher war es vorzüglich der Verſtand, auf deſſen Ausbildung man ausging, und es iſt unläugbar, daß der Zweck bereits in hohem Grade erreicht worden. Aber auch die Vernunft hat nicht minder große, ja noch größere Anſprüche auf ihre Ausbildung, und zur Befriedigung dieſer Anſprüche iſt die bloſe Dreſſur zur Geſittung (denn die moraliſche Erziehung iſt heutzutage ſelten etwas mehr) nicht genug. Die Jugend muß auch früh genug zum Bewußtſein des Sittengeſetzes und zu einer innigen Achtung für daſſelbe gebracht werden, und dazu kann blos ein beſſerer Unterricht überhaupt, und insbeſondere in der Religion führen, das heißt in dem urſprünglich reinen Chriſtenthum, nicht in der darauf erbauten ſo genannten chriſtlichen Glaubenslehre, in welche es unter den Händen der Prieſter ausgeartet iſt. Freilich können die Regierungen zu dieſer Verbeſſerung des Religionsunterrichts nur indirekt wirken, und auch dazu werden ſie ſich ſchwerlich verſtehen, ſo lange ihnen die

christliche Glaubenslehre eben so zu einem Werkzeug der Politik dient, wie dem Clerus zur Behauptung seines Ansehens und seiner Macht über die Gemüther der Menschen. Allein in dem Christenthum liegt eine höhere Macht, als die Macht der Fürsten und Priester, und so gewiß einst eine Zeit kommen wird, wo es als das, was es seinem Wesen nach ist, als eine Vernunftreligion erkannt, und als solche allgemeine Weltreligion werden wird, so gewiß werden auch die Regierungen und selbst die Priester thätige Beförderer dieser heilbringenden Umwandlung werden. Die Fürsten nennen sich die Stellvertreter Gottes auf Erden; soll dieser Ausdruck einen Sinn haben, so müssen sie Gehülfen der Gottheit bei der Ausführung ihres Plans mit dem Menschengeschlecht sein, welcher kein anderer ist, als das Reich der Vernunft in die Welt einzuführen. Die Aufgabe der Fürsten kann daher keine andere sein, als aus dem civilisierten Staat einen sittlichen zu machen, dessen Genossen nicht blos Bürger, sondern auch Menschen sind. Freilich ist ein solcher sittlicher Staat eine Idee, welche dem ersten Ansehen nach eben so unausführbar zu sein scheint, als die Idee eines ewigen Friedens. Allein wenn es wahr ist, was Fichte sagt, daß das Streben aller Regierung dahin gehen muß, alle Regierung überflüssig zu machen, so ist die Civilisierung der Staatsgenossen blos Mittel zum Zweck, der Zweck selbst ist die Sittlichkeit derselben. Der Mensch, wenn er das werden und sein soll, was er allein im Staat werden kann, ein Mensch im vollen Sinne des Worts, muß sich zu einem sittlichen, d. h. sich nach dem Vernunftgesetz frei bestimmenden Wesen, ausbilden. Ist er das nicht, und so lange er es nicht ist, ist er ein Kunstmensch, ein menschliches Thier, das eben so dem Zwang des Gesetzes, wie das vernunftlose Thier seinem Instinkt, folgt. Nur als ein sittliches Wesen kann der Mensch ein echter Staatsbürger sein. Denn nun ist es nicht mehr der äußere Zwang des Gesetzes, es ist der aufgeschlossene innere Sinn für den Zweck des Staates, der innere freie Antrieb, was ihn zum Gehorsam gegen das Gesetz bestimmt. Es dahin zu bringen, ist allerdings eine schwere Aufgabe, und bis sie gelöst wird, können noch Jahrhunderte, ja Jahrtausende hingehen. Aber es ist genug, wenn die Menschheit diesem Ziel nur immer näher rückt, und daß dies wirklich der Fall ist, daran kann nur der zweifeln, der keinen Begriff von der Menschheit, und ihrer höhern Bestimmung hat.

Ich bin weit entfernt, den Regierungen einen Vorwurf zu machen, daß ſie für das Wohl der Staatsbürger durch eine immer höher getriebene Civiliſierung derſelben ſorgen, denn nur in einem civiliſierten Staat iſt wahre ſittliche Bildung möglich. Ich tadle nur, daß ſie darüber vergeſſen, ſie befördern blos Scheinglückſeligkeit, nicht wahre Glückſeligkeit. Wahre Glückſeligkeit kann nur die Frucht der ſittlichen Ausbildung der Vernunft ſein. Fehlt es an dieſer, ſo mag die Civiliſation eine Höhe erreichen, welche ſie will, ſo lange die Haupttendenz derſelben, wie bisher, Vervielfältigung und Erhöhung der Mittel zum ſinnlichen Wohlbefinden bleibt, kann von wahrer Glückſeligkeit nicht die Rede ſein. Es iſt blos Scheinglückſeligkeit, die dadurch befördert wird, und die den Namen wahrer Glückſeligkeit um ſo weniger verdient, da ſie kein Gemeingut der civiliſierten Welt werden kann. Nur die Kinder des Glücks können ſich in den Beſitz der durch die Civiliſation herbeigeführten Mittel zum ſinnlichen Wohlleben ſetzen. Aber auch die vom Glück minder begünſtigten Menſchen wollen genießen, wie jene; ſie können es nicht, weil ihnen die Mittel dazu fehlen, ſie fühlen ſich daher unglücklich, und um ſo unglücklicher, je mehr ſie Genüſſe kennen lernen, welche ſie ſich aus Mangel an den Mitteln dazu verſagen müſſen. Nur der vernünftige Menſch begnügt ſich mit dem Nothwendigen, und auch im vollen Beſitz aller Mittel zum ſinnlichen Wohlleben weiß er ſich zu mäßigen. Dafür aber genießt er um ſo mehr ſich ſelbſt, ſein Wohlbefinden hängt nicht von ſeiner äußern Lage ab, die Quelle, aus der es entſpringt, hat er in ſich ſelbſt, in dem Bewußtſein ſeines moraliſchen Werths, und dieſe innere Quelle fließt immer gleich reichlich, ſeine äußern Verhältniſſe mögen ſein, welche ſie wollen. Daher genießt er auch eines Wohlbefindens, das kein äußerer Zufall trüben, das keine unbefriedigte Leidenſchaft ſtören kann, das an keinen Stand gebunden iſt, das auch dem Taglöhner zu Theil wird, wenn er hat, was er zu ſeiner Leibesnahrung und Nothdurft bedarf, und ſelbſt dem Bettler, der von den Broſamen lebt, die von den Tiſchen der Herren fallen. Welch eine andere Welt würde die civiliſierte Welt ſein, wenn nicht die Sinnlichkeit, ſondern die Vernunft in ihr herrſchte! Die Vernunft verbietet die ſinnlichen Genüſſe nicht, ſie gebietet ſie vielmehr, weil der Menſch kein rein-vernünftiges, ſondern ein ſinnlich-vernünftiges Weſen iſt. Sie verlangt nicht, daß die Menſchen wieder in den Naturzuſtand zurückkehren, und den Früchten der

Civiliſation entſagen ſollen, ſie verlangt blos, daß ſie im Genuß derſelben Maß halten, denn das Geſetz der Vernunft iſt Maß. Sie verlangt nicht, daß der Fürſt leben ſoll, wie ſeine Unterthanen, der Vornehme und Reiche, wie der Geringe und Arme, der Stadtbewohner, wie der Landbewohner, ſie erkennt vielmehr den Unterſchied der Stände als nothwendig und nützlich an, aber ſie verlangt, daß alle Stände auf gleiche Weiſe geachtet, keiner dem andern vorgezogen, keiner auf Koſten des andern begünſtigt werde. Sie verlangt nicht, daß eine Gleichheit des Vermögens eingeführt werde, denn das iſt unmöglich, aber ſie verlangt, daß es keinem Staatsgenoſſen an dem Nothwendigen zu ſeinem Lebensunterhalt fehle, denn darauf hat jeder Staatsgenoſſe gerechten Anſpruch als Menſch, und es iſt eine der heiligſten Pflichten der Regierungen, dafür zu ſorgen, nicht durch Anweiſung der Armen an die Mildthätigkeit der Wohlhabenden, ſondern durch Anſtalten zur Verminderung der Armuth ſelbſt. Sie verlangt nicht, daß der Fürſt keinen glänzenden Hof um ſich habe, keinen großen prächtigen Pallaſt bewohne, keine köſtliche Tafel halte, und nicht auch in ſeinen Beluſtigungen, und in den Feſten, die er gibt, ſeine Würde behaupte, ſie verlangt nicht, daß der hohe, den Thron umgebende Adel es dem Fürſten nicht nachthue, daß der Reiche in ſeinem Aufwand ſich dem Adel nicht gleichſtelle, aber ſie verlangt, daß der Fürſt die Staatseinkünfte nicht zu ſeinen Liebhabereien verſchwende, und nicht vergeſſe, daß er blos der Verwalter derſelben iſt, und daß der Adelige und Reiche in ſeinem Aufwand nicht die gehörigen Grenzen überſchreite; ſie verlangt, daß ſie von ihrem Ueberfluß die Dürftigen unterſtützen, zur Errichtung und Unterhaltung der öffentlichen Armenanſtalten beitragen, und, was eine Hauptſache iſt, in ihrer freiwilligen Frugalität den Geringen und Armen das Beiſpiel geben, daß man auch bei großem Reichthum mäßig ſein könne, damit ſie ihre erzwungene Frugalität deſto leichter ertragen lernen. Denn was macht eigentlich die Armen unglücklich? Nicht die Armuth an ſich, in die man ſich findet, wenn man nur nicht an dem ſchlechterdings unentbehrlichen Mangel leidet, ſondern der Neid auf die Vornehmen und Reichen, deren Aufwand ihnen Hohn ſpricht, ſie gegen ſie erbittert, und geneigt macht, wo es dazu Gelegenheit gibt, ihren Haß gegen ſie auszulaſſen, jedem Aufwiegler, der ihnen ein beſſeres Schickſal verſpricht, anzuhängen, und ihnen zur Ausführung ihrer Plane die

Hände zu bieten. Dies zeigt die Geſchichte aller Revolutionen, und es iſt ein großer Irrthum der Regierungen, wenn ſie glauben, daß, um Revolutionen zu verhindern, Alles gethan ſei, wenn ſie der Urheber derſelben habhaft geworden, und während ſie dieſe einſperren und beſtrafen, Andere von ähnlichen Verſuchen abzuſchrecken hoffen, indem ſie die Preſſe beſchränken, alle verdächtige Bücher verbieten, die Zeitungen und Journale einer immer ſtrengern Cenſur unterwerfen, und ihre Spione ausſchicken, um Jeden, der irgend einen Verdacht böslicher Geſinnungen gegen die Regierung erregt, bei'm Kopf zu nehmen. Dieſe Maßregeln ſind blos Palliativmittel. Sie unterdrücken zwar den Ausbruch den Uebels, aber ſie helfen ihm nicht ab, ſie beſchleunigen vielmehr ſeinen Ausbruch, weil ſie gegen die Regierung erbittern. Nur Zufriedenheit mit der Regierung, Zufriedenheit des ganzen Volks, beugt dem Uebel gründlich vor, und es bedarf jener Palliativmittel nicht. Aber wodurch erwerben ſich die Regierungen dieſe allgemeine Zufriedenheit? Nicht durch Konſtitutionen, welche die Fürſten ihren Völkern aus Gnaden geben, nicht durch Abhaltung von Landtagen, auf welchen die Majorität nach dem Willen der Regierung ſtimmt, nicht durch eine immer weitere Verbreitung einer ſchimmernden, Licht lügenden Aufklärung unter dem Volk, welche daſſelbe nur anmaßend und übermüthig macht, nicht durch unbegrenzte Beförderung der Induſtrie und des Handels, wobei nur die Fabrikanten und Kaufleute reich werden, das Volk aber, zu immer größerem Luxus dadurch verleitet, verarmt, und mit der Verarmung zugleich demoraliſiert wird, ſondern durch ein gutes Regiment, an deſſen Spitze ein weiſer, wohlgeſinnter und willenskräftiger Fürſt ſteht. Sei die Konſtitution eines Staates ſo gut, als ſie will, die Organiſation deſſelben von oben bis unten ſo trefflich, als ſie will, die Hauptperſon iſt und bleibt immer der Regent. Er iſt die Seele des Staates, die ihn trägt und regt, aber nicht dadurch, daß er, worein ſo viele Fürſten ihren höchſten Ruhm ſetzen, ſelbſt regiert, ſondern dadurch, daß er die Männer, durch welche er regiert, gehörig zu wählen, und jeden an ſeinen rechten Platz zu ſtellen weiß, daß er die Würdigkeit zur Anſtellung im Staatsdienſt nicht nach den heuchleriſchen Huldigungen, die ſeiner Perſon dargebracht werden, ſondern nach dem Werth der Individuen bemißt, die ſich darum bewerben, daß er ſich nicht den Ariſtokraten, die ihm das Volk als den Feind der Fürſten darſtellen, und der Prieſterſchaft,

die es als für durchaus verdorben ausschreit, hingibt, sondern sich mehr auf die Treue desselben, als auf die Treue der Aristokraten und auf die Redlichkeit der Priester verläßt, daß er überhaupt keinen Stand dem andern vorzieht, daß er sich nicht mit Günstlingen umgibt, die nicht seinen, sondern ihren Vortheil suchen, daß er keinem ihn zum Gott erhebenden Schmeichler Zutritt zu sich gestattet, keinem phantastischen, von Volksbeglückung und Glanzerhöhung der Krone faselnden Projektenmacher Gehör gibt, sondern überall selbst sieht, jeden seiner Unterthanen mit eben der Aufmerksamkeit, wie seine höchsten Staatsbeamten, anhört, und nicht verschmäht, auch aus gemeinem Mund Wahrheit zu vernehmen, kurz, wenn er ein eben so gütiger, als weiser und gerechter Fürst ist. So gedeiht nicht nur der Staat freudig unter seinem Zepter, und unter allen Klassen des Volks herrscht vollkommene Zufriedenheit, sondern er stellt sich auch als Muster für alle Klassen des Volks auf, vom Hofmann und Minister an bis hinunter zum Landbauer und Taglöhner. Durch Erfahrung belehrt, daß nur Rechtschaffenheit und wahres Verdienst vor ihm gilt, wird nicht leicht Jemand Scheinverdienst vor ihm geltend machen wollen, nicht leicht Jemand, ohne sich seiner Würdigkeit bewußt zu sein, sich um ein Amt oder eine Ehrenstelle bewerben, nicht leicht Jemand über Andere herrschen wollen, die sich nicht, seine Ueberlegenheit anerkennend, seiner Herrschaft freiwillig unterwerfen. Der Staat, von einem solchen Fürsten regiert, ist kein blos so genannter, sondern ein wahrer Organismus, gleich dem gesunden menschlichen, in welchem jeder einzelne Theil seine gehörige Stelle einnimmt, jeder wirkt, wie er seiner Bestimmung gemäß soll, und die Seele, die ihn belebt, durch keine krankhafte Verstimmung weder des Ganzen, noch eines einzelnen Theiles, in ihrer freien kräftigen Thätigkeit gehemmt wird. Schon jetzt gibt es solche Fürsten, und wenn in der Folge, was leider bisher selten der Fall war, auch die Fürstenkinder besser erzogen, und vorzüglich in dem, was zu ihrer hohen Bestimmung gehört, unterrichtet werden, wird es ihrer noch mehr geben. Machen dann solche Fürsten die Mehrzahl aus, so wird, wie in das Volksleben, auch in die Politik mehr Moralität kommen. Wie der Egoismus der Völker, wird auch der Egoismus der Fürsten verschwinden. Die Völker werden gleich Brüdern neben einander wohnen, die Fürsten werden Kosmopoliten werden, die Kriege werden aufhören, der ewige Friede wird kommen,

das goldene Zeitalter wird auch in der civiliſierten Welt wiederkehren.

Freilich können, wie ſchon geſagt, noch Jahrhunderte hingehen, bis es ſo weit kommt, aber daß dieſe Ausſicht kein leerer Traum iſt, zeigen die Fortſchritte, welche die geiſtige und ſittliche Kultur bereits gemacht hat, unwiderſprechlich, und was ſo weit vorgeſchritten iſt, kann nicht mehr zurückſchreiten. Es werden keine wilden Barbaren mehr in Europa eindringen, oder wenn ſie es verſuchen ſollten, wird es ihnen nicht gelingen, ſich feſtzuſetzen, unſere tapfern Armeen würden ſie alsbald in ihre heimathlichen Steppen zurückſchlagen. Es wird nie in Europa ein aſiatiſcher Despotiſmus aufkommen, und wenn, wie wir es noch in unſern Zeiten geſehen haben, auch in der Folge Eroberer auftreten ſollten, die ungewitzigt durch das Schickſal ihrer Vorgänger, auf Gründung von Univerſalmonarchien ausgehen, ſo werden ſie doch keine Attila's und Dſchengis-Chane ſein. Wie jetzt ſchon die meiſten europäiſchen Staaten konſtitutionelle Monarchien ſind, ſo werden es früher oder ſpäter alle werden, weil die Einführung konſtitutioneller Verfaſſungen die unausbleibliche Folge der Civiliſation iſt. Es werden zwar auch in den konſtitutionellen Monarchien nicht immer weiſe und gute Fürſten den Thron zieren, es werden ihn auch ſelbſtſüchtige und deſpotiſch geſinnte beſteigen, welchen die Konſtitution eine verhaßte Feſſel iſt, aber ſchwerlich wird es einer wagen, die Konſtitution aufzuheben, er wird ſie blos zu untergraben verſuchen, und auch dieſe Verſuche werden um ſo weniger gelingen, je mehr die Konſtitutionen ſelbſt ſich mit der fortſchreitenden Civiliſation immer weiter ausbilden und befeſtigen werden. Was ſolche Fürſten nicht *ſind*, das müſſen ſie wenigſtens *ſcheinen*, und wie ſie, dieſen Schein zu behaupten, gezwungen ſind, der Konſtitution gemäß zu regieren, ſo werden auch ihre Gehülfen in der Regierung, ihre Miniſter und Räthe, ſich wohl hüten, ihnen die Hände zu Schritten zu bieten, welche für ſie eben ſo gewagt und gefährlich ſind, als für die Fürſten. — Auf den Gerichtsbänken werden zwar, wie bisher, nicht lauter gerechte Richter ſitzen, aber mit der Verbeſſerung der Geſetzgebung, indem ſie der Chikane, und der Mißdeutung und Verdrehung der Geſetze weniger Raum geſtatten wird, werden auch die Richter ſelbſt beſſer, und ihre Erkenntniſſe gerechter werden. — Die Theologen werden zwar zur Aufrechthaltung ihres prieſterlichen Anſehens und ihrer Macht

über die Gemüther der Menſchen an ihrem Dogmenſyſtem feſthalten, wie immer, aber ſeit man die Heiden nicht mehr mit dem Schwert bekehrt, und die Ketzer nicht mehr auf Scheiterhaufen verbrennt, werden je länger je mehr Bekämpfer deſſelben auftreten, bis es endlich dem urſprünglichen reinen Chriſtenthum, an deſſen Stelle es getreten, Platz macht. — Unter den Aerzten wird es zwar auch in der Folge nicht an Homöopathen, Geiſterſehern und Teufelaustreibern, und andern dergleichen Narren fehlen, aber die Mehrzahl wird ſich am Krankenbette bilden, und, keinem am Schreibtiſch ausgeheckten Syſtem huldigend, das Heil der Medicin allein in den an demſelben gemachten, und zu ſicher leitenden Grundſätzen und Maximen des Handelns benutzten Erfahrungen ſuchen und finden. — Unter den Philoſophen endlich werden zwar noch Manche auftreten, welche die überſinnliche Welt zum Gegenſtand ihres Philoſophierens machen, und ihre metaphyſiſchen Hirngeſpinnſte für die tiefſte Erkenntniß, für das höchſte Wiſſen halten und ausgeben, aber dieſer ſpekulativen Philoſophen werden immer weniger werden, je mehr man lernen wird, die Vernunft bei'm Philoſophieren vernünftiger zu gebrauchen, und je mehr zu hoffen iſt, daß das Schickſal aller bisher aufgeſtellten ſpekulativen Syſteme, der Untergang des einen nach dem andern, von ähnlichen Verſuchen abſchrecken, und zu der Erkenntniß führen wird, daß die Philoſophie vom Himmel, zu welchem ſie ſich verſtiegen, wieder zur Erde zurückkehren muß, wenn ſie fruchtbar für das Leben, und ihr Einfluß auf Staatenregierung, Geſetzgebung, Erziehung und wahre Volksaufklärung heilbringend ſein ſoll. So werden ſich überall die Früchte unſerer bereits ſo ſchön begonnenen und immer weiter fortſchreitenden Civiliſation immer deutlicher zeigen; es wird kein finſteres Mittelalter, ſo ſehr es auch blinde Verehrer deſſelben zurückwünſchen, und Manche es zurückzubringen trachten, wiederkehren, es wird keine Zeit der Barbarei wiederkommen, die Menſchen werden immer vernünftiger werden, und Licht und Recht wird früher oder ſpäter die allgemeine Loſung in der civiliſierten Welt ſein.

Dies ſind die Reſultate meiner philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien, und wer, der Achtung vor der Würde der Menſchheit hat, und ſie liebt, möchte ſie wohl für leere Träume halten? Der Zuſtand der Menſchheit unter der Herrſchaft der Vernunft iſt ihr natürlicher Zuſtand, eben ſo natürlich als der Zuſtand der Thierwelt unter der

Herrſchaft des Inſtinkts. Daß die Menſchheit dieſem Zuſtand entgegen ſchreitet, zeigt die Geſchichte unwiderſprechlich, und wenn irgend etwas den Geiſt des Menſchen erheben, und ſein Herz erfreuen kann, ſo iſt es dieſe Ausſicht in die Zukunft. Daher war das Studium der Geſchichte, welche dieſe Ausſicht eröffnet, nebſt dem Studium der menſchlichen Natur, deſſen Reſultat mit dem Reſultat des Studiums der Geſchichte daſſelbe iſt, von jeher mein Lieblingsſtudium. Ihm widmete ich, ſo lange ich praktiſcher Arzt war, meine meiſten müßigen Stunden, und ſeitdem ich es nicht mehr bin, iſt das Leſen der die Geſchichte in jenem Geiſt bearbeitenden Hiſtoriker, wie Gibbon, Rotteck, Schneller, Raumer, und vor allen Herder, der Hauptgegenſtand meiner litterariſchen Beſchäftigung. Beinahe den ganzen Winter hindurch trieb ich nichts anders, und erſt im Frühjahr fand ich nöthig, eine Pauſe zu machen.

Ich befand mich nämlich während des ganzen Winters geiſtig und körperlich wohl, doch fühlte ich, daß ich, früher an ein bewegteres Leben gewöhnt, zu viel geſeſſen hatte, und um den weiteren übeln Folgen einer ſitzenden Lebensart zu begegnen, nahm ich mir vor, gleich nach dem Eintritt der beſſern Witterung mir mehr Bewegung zu machen, und wenigſtens alle ernſtere Studien eine Zeit lang aufzugeben. Ich ging daher täglich ſpazieren, oft ſtundenlang, benutzte dieſe Spaziergänge von Zeit zu Zeit zu Beſuchen bei den Geiſtlichen in der Umgegend, die ich in Nördlingen, wo ich mit ihnen und ihren Frauen öfter in Geſellſchaft zuſammenkam, als gebildete und wackere Männer hatte kennen lernen, und zu Hauſe wandte ich mich wieder zu meinen alten Lieblingsdichtern, die ich nun mit eben dem Intereſſe als Greis las, mit welchem ich ſie in meinen jüngern Jahren geleſen hatte. Sie unterhielten mich, ſie erheiterten mich, ja ſie machten mich wieder jünger, indem ſie mich in die Zeiten verſetzten, wo ſie mir waren, was andern die Muſik iſt, und eine Zuflucht, wenn mich amtliche Verdrüßlichkeiten oder Unannehmlichkeiten anderer Art in üble Laune verſetzen wollten. Vorzüglich war es Arioſt, an den ich mich bei ſolchen Fällen wandte, ich durfte nur ein Paar Geſänge in ſeinem raſenden Roland leſen, und ſogleich war Alles wieder gut. Jetzt las ich vorzüglich die hiſtoriſchen Dramen Shakſpeares, und wenn ich ihn in meinen frühern Jahren als den größten Dramatiker aller Zeiten bewunderte, ſo bewunderte ich jetzt, da ich ſelbſt die Menſchen beſſer kennen gelernt hatte, an ihm den großen Kenner

des menſchlichen Herzens, in deſſen Innerſtes vielleicht Keiner ſo tief geblickt hat, wie er.

Ich habe nun mein neunundſiebzigſtes Lebensjahr angetreten, und ich glaube nicht, daß mir in dieſem hohen Alter noch etwas begegnen werde, was zu erzählen der Mühe werth wäre. Ich ſchließe daher meine Selbſtbiographie, und füge dem bisher Erzählten noch einige Bemerkungen über mich bei, die zur nähern Kenntniß meiner Individualität dienen mögen. Der Menſch mag in der Welt ſein, was er will, ein Landbauer, ein Handwerker, ein Gelehrter, ein Staatsmann, ein Regent, die Hauptfrage iſt immer: was iſt er, was war er als Menſch? Die Beantwortung dieſer Frage iſt die Hauptaufgabe, welche der Selbſtbiograph zu löſen hat, und ſo will ich denn mich dieſer Obliegenheit nicht entziehen, ob ich ſchon weiß, daß die Beantwortung der Frage nicht ganz zu meinem Vortheil ausfallen wird.

Als der Sohn in beſchränktem Wohlſtand lebender, und an eine einfache Lebensart gewöhnter Aeltern, wurde ich auch von ihnen zu der gleichen Lebensart erzogen, was um ſo leichter war, da ich meine frühern Kinderjahre in dem großälterlichen Haus auf dem Lande zubrachte, wo die Lebensweiſe noch einfacher war als in dem älterlichen. So wurde ich ſchon in meiner zarteſten Kindheit zur Mäßigung in allen Arten ſinnlicher Genüſſe gewöhnt, und nachdem ich ſchon als ein zwölfjähriger Knabe als Zögling in die vormalige Militäriſche Pflanzſchule auf der Solitüde eingetreten war, ſo wurde ich bei der in derſelben eingeführten Lebensweiſe nicht nur bei der gewohnten Mäßigung erhalten, ſondern die Angewohnheit an dieſelbe wurzelte noch feſter, da es in dem Inſtitute durchaus an Verſuchungen zur Unmäßigkeit fehlte. Dieſelbe einfache Lebensweiſe ſetzte ich auch nach Verlegung der Pflanzſchule nach Stuttgart, wo ſie zur Militärakademie geworden, auf gleiche Weiſe fort, und als ich die Akademie in meinem einundzwanzigſten Jahr verließ, war ſie mir ſo zur Gewohnheit geworden, daß mich nur ſehr ſtarke Anreitzungen zu Exceſſen verleiten konnten. Freilich fehlte es nach meinem Eintritt in das öffentliche Leben an ſolchen Anreitzungen nicht, und ich kann nicht läugnen, daß ich ihnen öfters nicht zu widerſtehen vermochte. Allein weil mir beinahe jeder Exceß, den ich beging, eben weil ich nicht daran gewöhnt war, übel bekam, ſo fürchtete ich mich vor neuen, und ließ mich deswegen ſeltner dazu verleiten. Der Hauptexceß, den

ich beging, war, daß ich zuweilen einige Gläser Wein zu viel trank; allein daß das Trinken bei mir nicht, wie bei so vielen jungen Männern der damaligen Zeit, zur Leidenschaft wurde, hatte ich eben meiner von der frühesten Jugend an gewohnten Mäßigkeit zu danken, die Mäßigkeit war Regel, der Exceß Ausnahme, und wenn ich auch zuweilen einige Gläser zuviel trank, so geschah es immer in Gesellschaft mit Freunden, für mich allein trank ich nie, denn nur unter Freunden fühlte ich, daß der Wein das Herz erfreut. — Noch weniger, als der Wein, verleitete mich ein wohlbesetzter guter Tisch, von meiner gewohnten Mäßigung abzuweichen. Ich war zwar gern zu Gast in Häusern, wo man gut aß und trank, aber immer freute mich die Gesellschaft mehr, als das gute Essen und Trinken, und ich erinnere mich nur weniger Fälle, wo ich mir bei einem Gastmahl eine Indigestion zugezogen hätte. Diese Mäßigung war die Folge meiner Erziehung, und ich bilde mir darauf eben so wenig ein, als auf meine Enthaltsamkeit in Rücksicht auf die Freuden der Liebe, welche ich vor meiner Verheirathung nie genossen hatte. Es ist nicht meine moralische Kraft, welcher ich Beides zu danken habe, es sind meine Aeltern und Großältern, und mein eilfjähriger Aufenthalt in der Karls-Akademie, denen ich dafür Dank schuldig bin.

Gleichen Dank bin ich auch meinen Aeltern und Großältern und der Karls-Akademie, und letzterer vorzüglich, für die Gewöhnung an Ordnung schuldig, welche mir ebenfalls zur andern Natur geworden, und besonders als praktischem Arzt zu Statten gekommen ist. Von meiner frühesten Jugend an gewohnt, immer früh aufzustehen, und früh zu Bett zu gehen, blieb ich auch bis in mein hohes Alter dieser Gewohnheit getreu. So kam ich jeden Tag zur gehörigen Zeit an meine Geschäfte, so konnte ich in der Nacht von denselben gehörig ausruhen, um sie am folgenden Tag mit erneuter Kraft fortzusetzen; dadurch gewann ich nicht nur Zeit genug dazu, sondern ich konnte sie auch, eben weil ich weniger Eile hatte, desto besser besorgen. Wie ich als Zögling der Karls-Akademie im Sommer immer früh um sieben, im Winter um acht Uhr meine Hörsäle besuchte, so fing ich auch als praktischer Arzt um dieselbe Zeit meine Krankenbesuche an, und ich erinnere mich keines Tages, an dem ich nicht mit denselben fertig geworden wäre, oder um fertig zu werden, einen Kranken hätte versäumen müssen. Darüber kann ich mich auf das Zeugniß aller Familien berufen, deren Hausarzt ich war, in Ludwigsburg,

in Würzburg und in Nürnberg. — Aber ein Anderes iſt es, die Kranken gehörig beſuchen, und keine verſäumen, ein Anderes, ſie mit Luſt und Liebe behandeln, und hier muß ich nun geſtehen, daß ich nicht immer das Lob verdient habe, welches mir meine Kranken gaben. Ich gab mir zwar alle Mühe bei ihrer Behandlung, ich beſuchte ſie auch in leichtern Krankheitsfällen fleißig, und in bedeutendern täglich zwei auch dreimal, und mit Vergnügen ſah ich, daß ſie die Mühe, die ich mir mit ihnen gab, dankbar erkannten. Aber um ſo weniger war ich mit mir ſelbſt zufrieden. Die meiſten Kuren gelangen mir zwar, aber gewöhnlich waren die Krankheiten, die ich glücklich heilte, Krankheiten leichterer Art, welche, auch ſich ſelbſt überlaſſen, eben ſo glücklich vorüber gegangen wären. Dagegen ſpotteten ſchwerere Krankheiten deſto öfter meiner Kunſt, und weil ich glaubte, meine Aufgabe ſei, auch von dieſen, die nicht entſchieden unheilbar ſind, zu heilen, ſo ſetzte mich jeder Todesfall in die peinlichſte Stimmung, die ich nicht wieder los werden konnte, bis mir eine bedeutende Kur gelungen war. So faßte ich zwar wieder neuen Muth, zumal wenn, wie es öfter geſchah, auf eine mißlungene Kur mehrere glückliche folgten; aber ſo oft dieſe glücklichen Kuren durch eine oder ein Paar unglückliche unterbrochen wurden, erneuerte ſich auch jene peinliche Stimmung wieder, und ſo konnte ich denn meines ärztlichen Lebens nie ganz froh werden. Ich ſagte mir zwar immer, daß auch den geſchickteſten und erfahrenſten Aerzten Kranke genug ſterben, daß der Arzt, wenn ihm ein Kranker ſtirbt, ſich mit dem Bewußtſein tröſten kann, nichts bei demſelben verſäumt zu haben, daß an dem Mißlingen vieler Kuren nicht der Arzt, ſondern die Kranken, indem ſie ſeine Verordnungen nicht genau befolgen, Schuld ſeien, daß endlich die Heilkunſt ſelbſt noch viel zu unvollkommen ſei, als daß der Arzt am Krankenbette ſeiner Sache überall gewiß ſein, und mit Sicherheit handeln könne. Allein dieſe Unvollkommenheit der Heilkunſt war es eben, was mir die ärztliche Praxis verdrüßlich machte. Ich ſah, daß ich mich einer Kunſt gewidmet hatte, in welcher ich nie vollkommener Meiſter zu werden hoffen könne. So oft ich einen Kranken verlor, bereute ich es, mich ihr gewidmet zu haben, und obſchon meine gelungenen Kuren mich immer wieder ermuthigten, ſo blieb mir doch ſtets der Zweifel, ob ich ſie nicht vielmehr meinem guten Glück, als meiner Kunſt, zu danken gehabt, ein Zweifel deſſen ich um ſo weniger Meiſter werden konnte, da ich ſah, daß ſo viele

Aerzte von geringerem Talent, von weniger Kenntniſſen und von beſchränkterer Erfahrung, ja ſogar Quackſalber nicht ſelten deſſelben Glücks ſich zu erfreuen haben. Indeſſen war ich einmal praktiſcher Arzt, ich konnte nichts andres mehr ergreifen. Ich praktizierte daher fort, aber ich that es nicht aus Luſt und Liebe ſondern aus Pflicht, und was mir die Erfüllung dieſer Pflicht erleichterte, war das Vertrauen, welches die Kranken in mich ſetzten, und welches ich um ſo höher anſchlug, da ich mich für überzeugt hielt, daß ich das Gelingen vieler meiner Kuren dieſem Vertrauen zu danken habe. Denn das Vertrauen zu dem Arzt macht Muth und der Muth iſt eine Univerſalarzenei, wenn es irgend eine giebt.

Es iſt leicht zu erachten, daß die Mißſtimmung, in welche mich mein ärztliches Leben ſo oft verſetzte, mich auch im geſelligen Leben nie ganz verließ. Ich konnte zwar in Geſellſchaften ſehr heiter ſein, und man ſah mich gern in ihnen, weil ich reich an Anekdoten war, die ich zum beſten gab, und auch manches Andere, theils aus meiner Lektüre, theils aus meiner Welterfahrung wußte, deſſen Mittheilung der Geſellſchaft Vergnügen machte. Allein ich durfte nur einen oder ein Paar ſchwere Kranke in der Behandlung haben, ſo brachte ich eine verdrüßliche Stimmung in die Geſellſchaft mit, und weil dieſes öfters geſchah, und ich überhaupt von Natur ſtill, in mich gekehrt, mehr in meinem Innern, als nach außen beſchäftigt, und von meiner frühern Erziehung her etwas ſchüchtern war, ſo war ich im Ganzen kein angenehmer Geſellſchafter, ja Viele, die mich nicht näher kannten, hielten mich für einen unfreundlichen, untheilnehmenden, ſtolzen Menſchen. Freilich konnte ich den Leuten nicht ſo ſchmeicheln, wie es ihre Eitelkeit verlangt, und wie man es beſonders an den Aerzten gewohnt iſt, denn das war mir weder von der Natur gegeben, noch achtete ich auch, mir meiner eigenen Mängel bewußt, die Menſchen ſo hoch, daß ich ihnen hätte ſonderlich ſchön thun können. So ſchön thun können ihnen nur diejenigen, die ſie gewöhnlich nur im Sonntagshabit ſehen, der Arzt hingegen, der ſie auch im Schlafrock ſieht, weiß beſſer was an ihnen iſt, und wenn ihnen die meiſten Aerzte gleichwohl mehr Achtung und Verehrung bezeigen, als ſie verdienen, ſo ſind ſie entweder Heuchler, oder ſie thun ihnen ſchön in der Hoffnung, deſto reichlicher von ihnen bezahlt zu werden. Aber Begierde nach Reichthum war nie meine Sache, und deswegen beneidete ich nie einen meiner Mitärzte um ihre ausgebreitete und

einträgliche Praxis. Ich rivalisierte mit keinem, und wenn ich nur mit einigen auf einem freundschaftlichen Fuß stand, so war es nicht Neid auf die andern, sondern die Verschiedenheit unserer Denkungsart, unserer Ansichten und unseres Betragens, was uns auseinander hielt. Von Jugend auf an Mäßigung gewöhnt, war ich zufrieden, wenn ich erwarb, was ich bedurfte, um meiner Familie eine sorgenfreie, behagliche und anständige Existenz zu verschaffen, und weil es mir nie an etwas hiezu fehlte, so hatte ich nie nöthig, Leuten Komplimente zu machen, die ich nicht ihrer Persönlichkeit wegen achtete. So erschien ich freilich Vielen als ein unfreundlicher, untheilnehmender und stolzer Mensch. Allein ich war es nicht. Ich war wohlgesinnt gegen alle meine Mitmenschen, ob ich schon mit wenigen auf einem eigentlich freundschaftlichen Fuß stand. Ich war theilnehmend an den Leiden meiner Kranken, obschon ich es zuweilen weniger schien, weil ich, so oft es Noth that, ernst und streng gegen sie war; ich suchte mir ihr Vertrauen nicht durch unzeitiges Mitleid, sondern durch die Mühe, welche ich mir mit ihnen gab, zu erwerben, und wenn man mich für stolz hielt, so gab ich dazu blos dadurch Anlaß, daß ich öfters an Personen, welche ich nicht näher kannte, gleichgültig vorüberging, und Andere, welche ich ihrer Persönlichkeit wegen nicht lieben und achten konnte, nicht so komplimentierte, wie es die Konvenienz forderte. Ich kannte mich selbst zu gut, um irgend einen Menschen zu verachten, ich bedauerte vielmehr die Verächtlichen, weil ich fühlte, wie weit ich selbst hinter dem Ideal zurückstand, welches ich mir von einem Menschen, wie er seiner Bestimmung nach sein soll, gebildet hatte. Daher ging auch mein Bestreben stets auf meine weitere Ausbildung, wie für die Kunst der ich mich gewidmet hatte, auch für das gesellige Leben, in welchem ich mich als Arzt bewegte. Freilich waren die Fortschritte, welche ich in beiden machte, nicht groß; aber ich fühlte doch, daß ich immer etwas vorwärts kam, — in meiner Kunst, indem ich sie zwar nie in dem großen Vertrauen auf sie, wie die meisten ältern praktischen Aerzte, aber doch, an Erfahrung reicher geworden, mit mehr Sicherheit und Dreistigkeit übte, — in dem geselligen Leben, indem ich in den Gesellschaften, die ich besuchte, mich jederzeit, wenn auch nicht immer freundlich, heiter und unterhaltend, doch anständig und würdig, und als einen Mann betrug, der die Wahrheit liebt, das Böse haßt, und das Gute schätzt und zu befördern sucht, so viel er es in seiner Lage vermag.

Mehr, als im geſelligen Leben, zeigt ſich der Mann, wie er iſt, in dem häuslichen, als Gatte und Familienvater. Ich war, als ich heurathete, ſieben und zwanzig, und meine Frau ſiebenzehn Jahre alt. Unſeren Ehebund hatte die Liebe geſtiftet, und wie glücklich meine Wahl war, brauche ich nicht zu ſagen, da ich in dem zweiten Buch dieſer Geſchichte die Vorzüge meiner Frau zur Genüge geſchildert zu haben glaube. So jung ſie war, ſo beſaß ſie doch alle Eigenſchaften, welche zur Führung auch eines größern Hausweſens, als das unſerige, erfordert werden. Ich konnte ihr daſſelbe ganz überlaſſen, und ich that es auch. Was ich einnahm, gab ich in ihre Hände, ſie konnte darüber ſchalten und walten, wie ſie wollte, und ich hatte nie Urſache, es zu bereuen, da ſie bis zu ihrem Tod eine eben ſo verſtändige als treue Verwalterin deſſelben war. Beiderſeits an Sparſamkeit gewöhnt, kamen wir mit unſerem Einkommen, ſo gering es auch im Anfang war, doch ganz gut aus, und wenn die kluge Oekonomie meiner Frau ſchon an ſich ſelbſt mir höchſt ſchätzbar war, ſo ward ſie mir es noch mehr dadurch, daß ich, frei von allen häuslichen Sorgen, deſto heiterer und muthiger meine Berufsgeſchäfte betreiben konnte. So war es, da wir noch keine Kinder hatten, und ſo blieb es auch, nachdem uns eine Tochter, und zwei Jahre darauf ein Sohn geboren worden, und nun ein neues Geſchäft auf meine Frau wartete, die Erziehung unſerer Kinder. Auch dieſes Geſchäft beſorgte ſie eben ſo verſtändig und gewiſſenhaft, als ihre Haushaltung. Sie erkannte, daß bei Kindern beiderlei Geſchlechts die erſte Erziehung vorzüglich der Mutter obliege, und wenn meine Tochter eine tüchtige Hausfrau, eine treue Gattin, und eine ſorgſame Mutter ihrer Kinder geworden, und mein Sohn bei ſeinem Austritt aus dem älterlichen Hauſe ein durchaus unverdorbener Jüngling war, ſo iſt dies vorzüglich das Verdienſt ihrer Mutter. Was ſie ſelbſt war, ſollte auch ihre Tochter werden, eine tüchtige bürgerliche Hausfrau, und wenn mein Sohn nicht geblieben iſt, was er bei ſeinem Austritt aus dem älterlichen Haus war, ſo iſt es weniger ihre Schuld, als die meinige. Ich hatte ihm zuviel zugetraut, ich hatte nicht gefürchtet, daß ein ſo verſtändiger, ſo gut gearteter, und ſo fleißiger Menſch, auch wenn er die ſchlechteſten Beiſpiele vor ſich haben würde, ausarten könne, und wie er die Univerſität Erlangen bezog, dachte ich um ſo weniger daran, ihn unter Aufſicht zu ſtellen, da er ſich während ſeines Aufenthalts auf der Univerſität

Altdorf stets als einen eben so gesitteten als fleißigen Studenten betragen hatte. Hätte ich von der traurigen Verwandlung, welche in Erlangen mit ihm vorging, früher etwas erfahren, so wäre es mir vielleicht gelungen, ihn auf den Pfad des Guten wieder zurückzubringen. Allein wie es leider in solchen Fällen oft geschieht, daß die Freunde uns mit bösen Nachrichten von den Unserigen verschonen wollen, so geschah dies auch hier, und als ich erfuhr, was mehrere meiner Freunde längst wußten, war es bereits zu seiner Rettung zu spät. Als ein von Natur guter Mensch sah er zwar die mit ihm vorgangene Veränderung sehr wohl ein, und die Vorwürfe und Ermahnungen, die er von mir erhielt, bewirkten jedesmal die tiefste Reue wegen des Vergangenen, und die besten Vorsätze für die Zukunft bei ihm, allein es erfolgte immer nur eine vorübergehende Besserung. Das Uebel war bereits zu tief gewurzelt, als daß er seine guten Vorsätze hätte zur Ausführung bringen können, und so starb er als ein trauriges Opfer desselben in einem Alter von fünf und dreißig Jahren.

So hatten wir nun nur noch ein einziges Kind, unsere an den nunmehrigen königlichen Postverwalter in Nördlingen verheurathete Tochter, und da ich bald nach dem Tode meines Sohnes auch meine Frau verlor, und entschlossen war, nicht wieder zu heurathen, so blieb ich nicht nur bei ihr wohnen, sondern begab mich auch bei ihr in die Kost. So lebten wir in Nürnberg neun Jahre zusammen, und nachdem mein Schwiegersohn zum Postverwalter in Nördlingen befördert, und ich in den Ruhestand versetzt worden, wählte auch ich Nördlingen zu meinem Aufenthaltsort. Gleich meiner Frau, besorgte mich auch meine Tochter, wie in Nürnberg, auch in Nördlingen zu meiner vollkommenen Zufriedenheit. Auch war ich im Ganzen mit der Art, wie sie ihre Kinder, drei Mädchen, erzog, wohl zufrieden, nur bedurfte sie dabei der Mitwirkung einer Gehülfin, weil man gegenwärtig weit mehr von einem gebildeten Frauenzimmer verlangt, als ehedem. Die Kinder erhielten daher eine Gouvernantin, und wir waren so glücklich, eine Person zu finden, wie wir sie wünschten, ein Mädchen von zwanzig Jahren, welches in Allem, was die Kinder von ihr lernen sollten, wohl unterrichtet war, und, was besonders mir sehr am Herzen lag, nicht zu den Gouvernantinnen gehörte, welche das Höchste zu leisten glauben, wenn sie ihre Zöglinge, wie man sagt, für die Welt erziehen, eine Erziehung, bei welcher,

wie die Erfahrung lehrt, ſo häufig das Weſentliche dem Unweſentlichen, das Nützliche dem Angenehmen, die Bildung für das Haus der Bildung für die Welt aufgeopfert wird. Schon die Knaben, die doch einer vielſeitigern Ausbildung bedürfen, lernen heutzutage Viel und Mancherlei, was ſie zu ihrem künftigen Beruf nicht brauchen; um ſo mehr iſt es bei Mädchen gefehlt, wenn ſie Dinge lernen ſollen, die ihnen zur Ausbildung für ihre wahre Beſtimmung nicht nur nicht förderlich, ſondern vielmehr hinderlich ſind. Dem weiblichen Geſchlecht iſt ſein Wirkungskreis in dem Hauſe angewieſen, eine ſorgſame fleißige Hausfrau, eine liebevolle treue Gattin, eine wachſame liebende Mutter, eine verſtändige gewiſſenhafte Erzieherin ihrer Kinder zu werden, iſt des Mädchens Beſtimmung, und der Hauptzweck der weiblichen Erziehung iſt verfehlt, wenn dabei mehr auf äußere Auszeichnung, als auf echte weibliche Ausbildung hingearbeitet wird. Denn auch abgeſehen, daß für letztre gewöhnlich um ſo weniger gethan wird, als zu viel für die erſtere, ſo verlieren auch die ſo erzogenen Mädchen gar leicht den Sinn für das Weſentliche, ſo daß ſie, wenn ſie ſofort Frauen und Mutter werden, nicht mehr das Verſäumte nachzuholen vermögend, ſich um ſo unglücklicher fühlen, je mehr ſie gewahr werden, daß zur Erfüllung der Pflichten, die ihnen dieſer neue Stand auflegt, etwas mehr erfordert wird, als eine Virtuoſin auf dem Klavier, eine Künſtlerin an der Stickrahme zu ſein, Franzöſiſch, Italieniſch und Engliſch ſprechen zu können, und in Geſellſchaften als modiſch fein gebildete, oder gar als gelehrte Damen ſich producieren zu können. Dieſe Bemerkungen wiederholte ich, ſo oft ich dazu Gelegenheit fand, gegen meinen Schwiegerſohn, und ich freue mich, ſagen zu können, daß ſie bei ihm nicht ohne Wirkung geblieben, ob er ſchon auf die Erziehung für die Welt mehr Werth legte, als ich. Beſonders aber widerrieth ich, die Kinder in ein öffentliches Mädchen-Inſtitut zu geben, nicht nur weil ich überhaupt wenig auf dieſe Inſtitute halte, da die Mädchen, ſo wie ſie für das häusliche Leben beſtimmt ſind, auch zu Hauſe erzogen werden müſſen, ſondern auch weil ich kein ſolches Inſtitut kenne, ja keines für möglich halte, wo die Mädchen zu dem, was ſie ihrer Beſtimmung nach werden ſollen, erzogen werden können. Auch darüber war mein Schwiegerſohn mit mir einverſtanden, und ich zweifle nicht, daß er ſeiner Anſicht getreu bleiben werde, auch dann, wenn ich nicht mehr am Leben bin. Meine drei Enkelinnen ſind alle von

der Natur ſo ausgeſtattet, daß ich hoffen darf, ſie werden einſt werden, was ihre Großmutter war, und ich glaube, daß dies auch für die jetzige Zeit, ungeachtet der größern Anforderungen, welche man jetzt an das weibliche Geſchlecht macht, genug wäre, denn Alles hat ſein Maß, und wie wenig auch hier das rechte Maß überſchritten werden darf, erſieht man daraus, daß, was man bei dem weiblichen Geſchlecht höhere Bildung nennt, genau betrachtet, ſehr oft Verbildung iſt.

Bei einem ſo lebhaften und reizbaren Temperament, wie das meinige, und bei der häufigen Verſtimmung, in welche mich meine Berufsgeſchäfte ſetzten, konnte es nicht fehlen, wie in die Geſellſchaften, die ich beſuchte, mußte ich dieſe Verſtimmung auch in den Kreis meiner Familie mitbringen, und da man ſich zu Hauſe weniger zuſammennimmt, als in öffentlicher Geſellſchaft, ſo war in ſolchen Stunden übler Laune auch die unbedeutendſte Kleinigkeit im Stande, mich auf eine Art aufzuregen, daß ich mich oft im eigentlichen Verſtand ungebärdig benahm. Indeſſen war meine Frau verſtändig und ruhig genug, den Pulvermüller, wie mich ihre Freundin Paulus nannte, ausbrauſen zu laſſen, und ſie konnte es um ſo mehr thun, da ſie wußte, daß nichts, als ihr ruhiges Betragen nöthig war, um den böſen Dämon alsbald von dem guten beſiegt zu ſehen. War der kurze Sturm vorüber, ſo war ich der gutmüthigſte Menſch von der Welt, denn es gibt wohl wenig gutmüthigere Menſchen, als ich von Natur bin, ja ich möchte ſagen, daß meine Gutmüthigkeit zuweilen zu weit ging, und beſonders habe ich mir dieſen Vorwurf in Betreff meines Sohnes zu machen, dem ich immer wieder verzieh, wenn er Reue wegen ſeiner Vergehungen bezeigt hatte. — Ueberhaupt war ich, wenn ich bei guter Laune war, in welche mich auch die unbedeutendſten erfreulichen Ereigniſſe ſetzen konnten, heiter, luſtig, oft bis zur Ausgelaſſenheit, freundlich gegen Jedermann, dienſtfertig, wohlthätig, kurz, Alles, wodurch ein guter Menſch ſich zu erkennen gibt. Dies wußte Niemand beſſer, als meine Frau, und daher war auch unſere Ehe, ungeachtet der öftern, durch meine nach Hauſe mitgebrachte Verſtimmung veranlaßten Mißhelligkeiten, eine glückliche Ehe. Wie mich meine Frau, ſo liebte ich auch ſie herzlich, und den ſprechendſten Beweis, wie gewiß ſie meiner Liebe war, gab ſie mir dadurch, daß ſie ſich nie etwas daraus machte, wenn ſie ſah oder hörte, daß mir auch andere ſchöne und liebenswür-

dige Frauen und Mädchen wohlgefielen, ja selbst nicht, wenn dieses Wohlgefallen bis zum Kourmachen ging. Sie hielt es für das, was es war, für etwas Vorübergehendes, das meiner nicht auf Wohlgefallen an ihrer schönen Gestalt, sondern auf Anerkennung ihres innern Werths gegründeten Liebe zu ihr keinen Eintrag thun konnte, und das sie mir um so lieber verzieh, da sie dabei immer mehr gewann, als verlor. — So herzlich, wie meine Frau, liebten mich auch meine Tochter und mein Schwiegersohn, und seit ich Großvater bin, auch meine Enkel, und wie lieb auch sie mir waren und sind, gab ich ihnen nicht nur dadurch zu erkennen, daß ich nach dem Tod meiner Frau, wo ich wohl hätte wieder heurathen können, Wittwer blieb, und mit ihnen nach Nördlingen zog, sondern auch dadurch, daß ich selbst der Lehrer meiner Enkel wurde, indem ich sie in Allem, wozu es in Nördlingen an Lehrern fehlte, und was ich zu ihrer geistigen und sittlichen Bildung für nothwendig hielt, unterrichtete.

Aber zur vollständigen Schilderung meiner Individualität gehört auch noch eine nähere Darstellung meines medicinischen und religiösen Glaubensbekenntnisses, und über beide werde ich mich, wie über alles Andere, aussprechen, wie ich denke. Zuerst also mein *medicinisches Glaubensbekenntniß*. Ich habe dasselbe schon früher in der Schrift: Rhapsodien aus den hinterlassenen Papieren eines praktischen Arztes, herausgegeben von Ernst Friederich Wahrhold, abgelegt, und da es noch dasselbe ist, so brauche ich es hier blos zu wiederholen. Es lautet, wie folgt.

1.

Ich würde gegen meine Ueberzeugung sprechen, wenn ich behaupten wollte, wir seien in der Heilkunst nicht weiter gekommen, als die Alten. Allein ich glaube, daß man dies nur in *wissenschaftlicher Beziehung* mit Grund sagen kann. In der *Praxis* sind wir nur in der Chirurgie bedeutend weiter gekommen, in der Medicin hingegen nur um einige Schritte. Wir sind wohl im Besitz mehrerer Heilmittel, als die Alten, wir handeln rationeller, als sie, wir sind thätiger, als sie. Aber wir heilen deswegen nicht glücklicher, es genesen und sterben uns im Ganzen eben so viele Kranke, als ihnen. Wären wir bessere *praktische Aerzte*, als sie, so müßte die Zahl der Genesenden nothwendig größer sein, die

Sterblichkeit müßte ſich im Ganzen vermindert haben, was doch keineswegs der Fall iſt. Wollte man ſagen, die Menſchen ſeien im Alterthum geſünder geweſen, es ſeien weniger Krankheiten vorgekommen, die Krankheiten ſeien einfacher, mehr akuter als chroniſcher Art, und wegen der einfachen Lebensweiſe und der kräftigern Konſtitution der damaligen Menſchen leichter zu heilen geweſen, als jetzt, ſo gebe ich dieſes Alles gern zu. Allein die Frage iſt hier nicht von der Zahl der Geneſenden und Sterbenden überhaupt, ſondern von der Zahl der Kranken, die geheilt oder nicht geheilt werden, und in dieſer Rückſicht iſt der Unterſchied wahrlich nur ſehr unbedeutend. Sowohl an akuten, als an chroniſchen Krankheiten, ſterben jetzt noch ohngefähr eben ſo viele Menſchen als zu den Zeiten des Hippokrates. Die Natur beider Krankheitsklaſſen hat ſich nicht geändert, ihre Urſachen ſind noch eben dieſelben, ſie ſelbſt ſind nicht bösartiger geworden, unſere veränderte Lebensart hat ſie nicht verſchlimmert, ſie iſt blos Schuld, daß die chroniſchen Krankheiten im Verhältniß zu den akuten häufiger geworden, und daß einige Krankheiten, welche die Alten nicht kannten, entſtanden ſind. Man kann alſo blos ſagen, daß jetzt mehr Kranke an chroniſchen Krankheiten ſterben, als zu den Zeiten des Hippokrates, und wenn wir, was ich keineswegs läugne, in der Behandlung dieſer Krankheiten glücklicher ſind, als die Alten, ſo kommt dies blos daher, daß wir im Beſitz wirkſamerer Mittel gegen ſie ſind. Allein warum leiſten wir mit ſo wirkſamen Mitteln nicht noch mehr? Warum ſterben uns beinahe noch eben ſo viele Kranke? Offenbar, weil wir von unſern Mitteln noch nicht den rechten Gebrauch zu machen verſtehen. Denn was thun wir? Wir erklären ihre Wirkungsart nach den Principien des herrſchenden Syſtems, wir richten uns nach dieſen Principien bei ihrer Verordnung, wir achten aus allzu großem Vertrauen auf ihre Kräfte zu wenig auf die Heilkraft der Natur. Die Folge davon iſt, wir wählen nicht überall die paſſenden Mittel, wir laufen mit den gewählten gleichſam Sturm auf die Krankheit. Durch dieſes zu thätige Verfahren ſtören wir die Natur, die doch von der Kunſt blos unterſtützt werden ſoll, in ihren Heilbeſtrebungen, und anſtatt die Krankheit ſchneller zu heben, verzögern wir vielmehr ihre Heilung, und anſtatt ſie zu heilen, machen wir ſie unheilbar. So kann freilich unſere neuere rationelle Heilkunſt wenig mehr leiſten, als die alte empiriſche, und der Unterſchied beſteht blos darin: den

Alten fehlte es an dem erforderlichen Vorrath wirksamer Mittel, sie mußten daher die Heilung der Krankheiten größtentheils der Natur überlassen; wir neuern Aerzte haben vielmehr Ueberfluß als Mangel an wirksamen Mitteln, aber wir sind mit diesen Mitteln zu freigebig, statt die Natur blos zu unterstützen, wollen wir sie meistern, und doch ist nichts gewisser, als der sich zu allen Zeiten bewährte Ausspruch der Erfahrung, daß nicht der Arzt, sondern die Natur die Krankheiten heilt, daß der Arzt nur der Diener der Natur, nicht ihr Herr und Meister ist. Freilich bedarf die Natur sehr oft der Unterstützung der Kunst, und es ist bekannt, wie viel wir durch rechtzeitige Aderlässen, durch Brechmittel und Laxanzen, durch unsere so genannten auflösenden Mittel, durch das Opium und andere Narkotika, durch die Chinarinde, das Queckſilber und andere Metallpräparate, kurz, durch eine Menge unserer Arzneimittel, zur rechten Zeit und auf die rechte Art angewendet, selbst in den bedenklichsten Fällen, vermögen. Aber es ist nicht minder bekannt, daß wir mit allen diesen Mitteln wenig oder nichts leisten, wenn die Natur nicht das Meiste dabei thut. Die Heilkraft der Natur ist das größte aller Heilmittel, das hat man in der neuesten Zeit am auffallendsten an den homöopathischen Kuren gesehen, die offenbar ohne alle Arzeneien, (denn die homöopathischen sind keine,) erfolgen; nächst dem Glauben an das Wunderbare und Unbegreifliche, thut die Heilkraft der Natur dabei Alles. Aber auch bei unsern wissenschaftlichen Kuren thut sie wenigstens das Meiste, und wie viel wir auch mit unsern künstlichen Mitteln leisten mögen, so unterstützen wir blos damit die Heilkraft der Natur, die Heilung selbst ist lediglich ihr Werk. Das haben von jeher alle erfahrene und denkende Aerzte eingesehen, und auch ich selbst habe mich davon in meiner vieljährigen Praxis zur Genüge überzeugt. Ich habe bei Epidemien, sowohl in der Stadt als auf dem Lande, deren ich sehr Viele zu behandeln hatte, gesehen, daß viele sehr schwer Erkrankte, welche, wie das bei dem gemeinen Volk gewöhnlich der Fall ist, gar keine Arzeneien nahmen, eben so bald und eben so vollständig genasen, als Andere, welche Alles nahmen, was ich ihnen verordnete. Eben so habe ich bei chronischen Krankheiten sehr oft die Erfahrung gemacht, daß ich bei ihnen weit mehr mit einer angemessenen, streng gehaltenen Diät ausrichtete, als mit den Arzeneien, die ich aus der Apotheke verschrieb. Ohne Zweifel haben auch andere Aerzte diese Erfahrungen nicht min-

in Würzburg und in Nürnberg. — Aber ein Anderes iſt es, die Kranken gehörig beſuchen, und keine verſäumen, ein Anderes, ſie mit Luſt und Liebe behandeln, und hier muß ich nun geſtehen, daß ich nicht immer das Lob verdient habe, welches mir meine Kranken gaben. Ich gab mir zwar alle Mühe bei ihrer Behandlung, ich beſuchte ſie auch in leichtern Krankheitsfällen fleißig, und in bedeutendern täglich zwei auch dreimal, und mit Vergnügen ſah ich, daß ſie die Mühe, die ich mir mit ihnen gab, dankbar erkannten. Aber um ſo weniger war ich mit mir ſelbſt zufrieden. Die meiſten Kuren gelangen mir zwar, aber gewöhnlich waren die Krankheiten, die ich glücklich heilte, Krankheiten leichterer Art, welche, auch ſich ſelbſt überlaſſen, eben ſo glücklich vorüber gegangen wären. Dagegen ſpotteten ſchwerere Krankheiten deſto öfter meiner Kunſt, und weil ich glaubte, meine Aufgabe ſei, auch von dieſen, die nicht entſchieden unheilbar ſind, zu heilen, ſo ſetzte mich jeder Todesfall in die peinlichſte Stimmung, die ich nicht wieder los werden konnte, bis mir eine bedeutende Kur gelungen war. So faßte ich zwar wieder neuen Muth, zumal wenn, wie es öfter geſchah, auf eine mißlungene Kur mehrere glückliche folgten; aber ſo oft dieſe glücklichen Kuren durch eine oder ein Paar unglückliche unterbrochen wurden, erneuerte ſich auch jene peinliche Stimmung wieder, und ſo konnte ich denn meines ärztlichen Lebens nie ganz froh werden. Ich ſagte mir zwar immer, daß auch den geſchickteſten und erfahrenſten Aerzten Kranke genug ſterben, daß der Arzt, wenn ihm ein Kranker ſtirbt, ſich mit dem Bewußtſein tröſten kann, nichts bei demſelben verſäumt zu haben, daß an dem Mißlingen vieler Kuren nicht der Arzt, ſondern die Kranken, indem ſie ſeine Verordnungen nicht genau befolgen, Schuld ſeien, daß endlich die Heilkunſt ſelbſt noch viel zu unvollkommen ſei, als daß der Arzt am Krankenbette ſeiner Sache überall gewiß ſein, und mit Sicherheit handeln könne. Allein dieſe Unvollkommenheit der Heilkunſt war es eben, was mir die ärztliche Praxis verdrüßlich machte. Ich ſah, daß ich mich einer Kunſt gewidmet hatte, in welcher ich nie vollkommener Meiſter zu werden hoffen könne. So oft ich einen Kranken verlor, bereute ich es, mich ihr gewidmet zu haben, und obſchon meine gelungenen Kuren mich immer wieder ermuthigten, ſo blieb mir doch ſtets der Zweifel, ob ich ſie nicht vielmehr meinem guten Glück, als meiner Kunſt, zu danken gehabt, ein Zweifel deſſen ich um ſo weniger Meiſter werden konnte, da ich ſah, daß ſo viele

Aerzte von geringerem Talent, von weniger Kenntniſſen und von beſchränkterer Erfahrung, ja ſogar Quackſalber nicht ſelten deſſelben Glücks ſich zu erfreuen haben. Indeſſen war ich einmal praktiſcher Arzt, ich konnte nichts andres mehr ergreifen. Ich prakticierte daher fort, aber ich that es nicht aus Luſt und Liebe ſondern aus Pflicht, und was mir die Erfüllung dieſer Pflicht erleichterte, war das Vertrauen, welches die Kranken in mich ſetzten, und welches ich um ſo höher anſchlug, da ich mich für überzeugt hielt, daß ich das Gelingen vieler meiner Kuren dieſem Vertrauen zu danken habe. Denn das Vertrauen zu dem Arzt macht Muth und der Muth iſt eine Univerſalarzenei, wenn es irgend eine giebt.

Es iſt leicht zu erachten, daß die Mißſtimmung, in welche mich mein ärztliches Leben ſo oft verſetzte, mich auch im geſelligen Leben nie ganz verließ. Ich konnte zwar in Geſellſchaften ſehr heiter ſein, und man ſah mich gern in ihnen, weil ich reich an Anekdoten war, die ich zum beſten gab, und auch manches Andere, theils aus meiner Lektüre, theils aus meiner Welterfahrung wußte, deſſen Mittheilung der Geſellſchaft Vergnügen machte. Allein ich durfte nur einen oder ein Paar ſchwere Kranke in der Behandlung haben, ſo brachte ich eine verdrüßliche Stimmung in die Geſellſchaft mit, und weil dieſes öfters geſchah, und ich überhaupt von Natur ſtill, in mich gekehrt, mehr in meinem Innern, als nach außen beſchäftigt, und von meiner frühern Erziehung her etwas ſchüchtern war, ſo war ich im Ganzen kein angenehmer Geſellſchafter, ja Viele, die mich nicht näher kannten, hielten mich für einen unfreundlichen, untheilnehmenden, ſtolzen Menſchen. Freilich konnte ich den Leuten nicht ſo ſchmeicheln, wie es ihre Eitelkeit verlangt, und wie man es beſonders an den Aerzten gewohnt iſt, denn das war mir weder von der Natur gegeben, noch achtete ich auch, mir meiner eigenen Mängel bewußt, die Menſchen ſo hoch, daß ich ihnen hätte ſonderlich ſchön thun können. So ſchön thun können ihnen nur diejenigen, die ſie gewöhnlich nur im Sonntagshabit ſehen, der Arzt hingegen, der ſie auch im Schlafrock ſieht, weiß beſſer was an ihnen iſt, und wenn ihnen die meiſten Aerzte gleichwohl mehr Achtung und Verehrung bezeigen, als ſie verdienen, ſo ſind ſie entweder Heuchler, oder ſie thun ihnen ſchön in der Hoffnung, deſto reichlicher von ihnen bezahlt zu werden. Aber Begierde nach Reichthum war nie meine Sache, und deswegen beneidete ich nie einen meiner Mitärzte um ihre ausgebreitete und

winns willen, welchen er für die Praxis von ihm erwartet, daran gelegen ist, es durch seine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen zu bestätigen. So hat von jeher jedes neu aufgestellte System, wie seine Anhänger und Verfolger, auch seine Beförderer unter den praktischen Aerzten gefunden. Getäuscht von allen vorhergegangenen Systemen, aber eben deswegen das Bedürfniß eines bessern um so stärker fühlend, greifen sie mit beiden Händen nach dem neuen. Sie glauben, weil es noch mehr verspreche, leiste es auch mehr. Sie fangen an nach demselben zu handeln, und die gemachten Kuren scheinen es zu bestätigen, weil sie dieselben den Grundsätzen des Systemes gemäß deuten. Allein sie bedenken nicht, daß die Grundsätze des Systems selbst von einseitigen Beobachtungen und Erfahrungen abstrahiert sind, und daher unmöglich allgemein gültige Grundsätze sein können, wie doch ein jedes System, das haltbar sein soll, fordert, und wenn früher oder später das System fällt, werden sie mit Schrecken gewahr, daß sie abermal getäuscht worden. Um nur ein Beispiel anzuführen, welche Sensation hat nicht das Brownsche System bei seiner Erscheinung gemacht! Haben ihm nicht alle erfahrenen Aerzte so gut, wie die jüngern gehuldigt? Haben sie nicht ihr früheres Wissen, als eiteln unnützen Quark, gegen die Brownsche Lehre vertauscht? Haben sie nicht von dem Augenblick an, da sie zu ihm übergingen, und nach Brownschen Grundsätzen zu handeln anfingen, ihre Erfahrungen diesem Grundsatze gemäß erklärt? Haben sie nicht diese Erfahrungen als eben so viele Beweise für die Richtigkeit jener Grundsätze angesehen, und auf alle Weise geltend zu machen gesucht? Aber das Brownsche System, von unbefangern, der wahren Erfahrung treuer gebliebenen Aerzten näher geprüft und gestürzt, fiel, wie alle seine Vorgänger. Seine Anhänger kamen zur Besinnung, schämten sich Brownianer gewesen zu sein, dankten Gott für die der Natur verliehene Heilkraft; und also bekehrt gingen sie wieder zu ihrem verlassenen rationellen Empirismus über. Diese temporären Verirrungen schaden zwar durch die Mißgriffe, zu denen sie in der Praxis verleiten, sehr viel, und sie würden ohne Zweifel noch mehr schaden, wenn die Natur nicht wieder gut machte, was jene Mißgriffe verderben. Aber ich glaube, daß der Schaden noch größer ist, welchen sie in der Heilkunst selbst verursachen. Sie machen die frühern Erfahrungen zweifelhaft, sie bereichern die Heilkunst mit keinen sichern neuen Erfahrungen, der allgemeine Gewinn an wahrer Erfahrung wird

geſchmählert, und die Ausbildung das einzig wahre, für die Praxis brauchbarere Syſtem, des empiriſch-rationellen, wird in ihren Fortſchritten aufgehalten.

4.

Ich bin überzeugt, daß unſer Heilmittel-Apparat, ſo ſehr er auch mit entbehrlichen und mit Recht auszumerzenden Mitteln überladen iſt, doch einen ungleich größern Schatz vom wirkſamen Mitteln aller Art hat. Allein ich bin eben ſo ſehr überzeugt, daß wir von einem ſchon großen Theil derſelben noch nicht den rechten Gebrauch zu machen verſtehen. Was uns hieran hindert, iſt erſtlich der häufige Wechſel unſeret Theorie und Syſteme. Jedes neue Syſtem bewirkt eine andere Anſicht der Krankheiten, die veränderte Anſicht der Krankheiten hat auch eine andere Anſicht der Wirkungsart der Heilmittel zur Folge, und nichts iſt natürlicher, als daß bei dieſen immer veränderten Anſichten ihrer Wirkungsart die Indikationen zu ihrem Gebrauch auf gleiche Weiſe unbeſtimmter und unſicher werden. So wurden z. B. der Moſchus und das Opium, die früher allgemein für antiſpasmediſche Mittel gehalten wurden, durch das Brownſche Syſtem zu reizenden, durch das naturphiloſophiſche zu antiphlogiſtiſchen. Wie können wir wohl unter dieſen Umſtänden unſere Heilmittel ihren Kräften gemäß anwenden lernen? Woraus ſollen wir die Indikationen zu ihrem Gebrauch ſchöpfen, da die einzig lautere Quelle ſo getrübt iſt? Wer ſieht hier nicht die ſchlimme Wirkung unſerer theoretiſchen Syſteme?

Ein anderes, eben ſo großes Hinderniß des richtigen Gebrauchs unſerer Heilmittel, und insbeſondere der Arzneien aus den Apotheken, iſt, daß wir ſie ſo ſelten einzeln, ſondern gewöhnlich in Verbindung mit andern, anwenden. Ich ſpreche nicht von Zuſammenſetzungen, wie wir ſie in den Recepten ſolcher Aerzte finden, die für jedes einzelne Symptom ein eigenes Mittel verſchreiben; auch die einfachen Recepte, die von richtigen Indikationen diktirt, und in denen den Hauptingredienzen keine adjuventia, corrigentia, u. ſ. w. beigemiſcht ſind, ſind nicht immer einfach genug. Es ſind dem Hauptmittel immer noch mehr oder weniger Nebenmittel, oft von nicht minderer Wirkſamkeit beigemiſcht, und eben dieſe Beimiſchung macht, daß wir die eigentliche Wirkung des Hauptmittels unmöglich ganz

genau kennen lernen können. Zwar giebt es manche Kompositionen, von denen die einstimmige Erfahrung aller guten Praktiker lehrt, daß sie nur als solche die beabsichtigte Wirkung hervorbringen, wie z. B. das Dowersche Pulver. Allein um die Kräfte eines Arzneimittels ganz genau kennen zu lernen, es ist schlechterdings nothwendig, daß wir es für sich allein anwenden. So haben wir den Gebrauch der Chinarinde in den Wechselfiebern, des Opiums und Moschus im Typhus, des Queckſilbers in entzündlichen Krankheiten, des Eisens in der Bleichsucht, kennen gelernt, und so werden wir sicher auch zur genauen Kenntniß der Kräfte anderer Arzneimittel gelangen. Arzneimittel, deren Wirksamkeit durch sichere Erfahrungen erprobt ist, bleiben immer wirksame Mittel, es kommt nur darauf an, daß wir sie jederzeit da anwenden, wo sie wirklich passen. Dieß geschieht offenbar noch weit nicht bei allen; wir werden es aber lernen, wenn wir sie, so viel möglich, allein, ohne Verbindung mit andern, anwenden, und genau auf die Umstände achten, unter welchen sie die ihnen zukommenden Kräfte äußern. Vermischen wir sie mit andern, und zumal von ähnlicher Wirkung, so können wir nie genau beurtheilen, welches eigentlich gewirkt hat. Verordern wir hingegen jedes für sich, und geben wir genau auf die Umstände Acht, unter welchen es seine Kraft äußert, so kann es nicht fehlen, wir werden bald, wie seine Kräfte selbst, auch die Indikationen zu seiner Anwendung genauer kennen lernen.

5.

Ich bin überzeugt, daß unter den täglich neu aufkommenden Heilmitteln viele sehr wirksam sind. Allein ich bin eben so sehr überzeugt, daß nur eine Reihe auf das sorgfältigste angestellter Beobachtungen über ihren Werth entscheiden kann. Wir glauben dem, was ihre Erfinder von ihnen rühmen, zu sehr, wir sind sogleich bereit, Versuche mit ihnen zu machen, und wenn uns diese Versuche einige mal gelingen, so glauben wir Wunder was für einen Gewinn wir an dem neuen Mittel gemacht haben. So geht es uns mit den meisten dieser neu aufkommenden Mittel, und zum Beweis will ich nur die Angusturarinde, die Blausäure, die Jodine, die Ratanhia, anführen. Kaum hatte man die Angusturarinde kennen gelernt, so glaubte man schon, an ihr ein eben

ſo wirkſames Mittel, als an der Chinarinde, zu haben. Nicht weniger Lobeserhebungen machte man auch von der Jodine, der Ratanhia, der Blauſäure u. ſ. w. Allein je mehr man die Lobpreiſungen dieſer neuen Arzneimittel übertrieb, deſto mehr vernachläſſigte man die alten, und ſelbſt die wirkſamſten fingen an, außer Gebrauch zu kommen. So verdrang die Jodine den ſonſt ſo bewährten Kropfſchwamm. So ſollte die Blauſäure als beruhigendes Mittel mit dem Opium gleichen Rang einnehmen. So fand man an der Ratanhia ein alle andere übertreffendes Adſtringens. — Aber was waren die Folgen dieſer voreiligen Lobpreiſungen? Wie wenige dieſer Mittel haben den Glauben an ſie gerechtfertiget? Wie Viele haben ſchon jetzt wieder ihren Kredit verloren, und wie Viele von denen, die ihn noch behaupten, werden ihn behalten? Wie ſie die alten, längſt bewährten, zu verdrängen drohten, und zum Theil wirklich verdrangen, ſo werden auch ſie wieder von neuen verdrungen werden, und nur diejenigen werden dieſem Schickſal entgehen, welche die Probe fortgeſetzter unbefangener Beobachtungen ausgehalten haben. In der Heilkunſt kann nur die Erfahrung entſcheiden, und nur der Stempel iſt der echte, welchen die Erfahrung aufdrückt.

6.

Ich bin überzeugt, daß mittelſt der mit den Fortſchritten in den Naturwiſſenſchaften gleichen Schritt haltenden Ausbildung des empiriſch-rationellen Syſtems am Krankenbette, die praktiſche Heilkunde allmählich ſich zu einer Kunſt erheben wird, welche den Spottnamen einer Ars conjecturalis nicht mehr verdient. Aber ich bin eben ſo ſehr überzeugt, daß auch dann zum Glück in ihrer Ausübung eben ſo wenig, als bisher, das Savoir faire fehlen darf, und es wird immer wahr bleiben, was Richter ſagt, daß, um ein geſuchter Arzt zu werden, ein Drittel Wiſſenſchaft und zwei Drittel Savoir faire die rechte Proportion ſei. Wie immer, werden auch die größten Aerzte, wenn ſie ſich blos auf ihre Kunſt verlaſſen, ungeſucht zu Hauſe ſitzen; um ſich bei dem Publikum geltend zu machen, müſſen ſie auch ſeine Gunſt zu gewinnen wiſſen, und dieſe läßt ſich nur durch perſönliche Eigenſchaften gewinnen, durch zuvorkommende Dienſtfertigkeit, ſchmeichleriſche Gefälligkeit, mitleidige Theilnahme an den Leiden der Kranken, geduldiges Anhören ihrer Klagen, kluge

Nachgiebigkeit gegen ihre Launen, und was insbesondere das weibliche Geschlecht betrifft, durch ein ihrer Eitelkeit schmeichelndes galantes Betragen. Das ist nun freilich nicht die Sache eines jeden sich seiner Tüchtigkeit bewußten und auf seine Würde haltenden Arztes; allein dafür werden ihnen auch die geschmeidigen, gefälligen, schmeichelnden, und bei dem weiblichen Geschlecht den Rath des Mephistopheles*) befolgenden Aerzte in der Regel den Rang ablaufen. Hierzu kommt, daß die wissenschaftlichen Aerzte allerweits bald mehr bald weniger Charlatans neben sich haben, welche bekanntlich unter dem leichtgläubigen, wundersüchtigen Volk einen um so größern Anhang finden, je mehr sie, wie die Gaſſner und Hohenlohe seinen Glauben an Wunder, die Kagliostro's und Meßmer an verborgene Naturkräfte, durch welche zu wirken nur wenigen auserwählten Menschen gegeben sei, und wie Hahnemann und seine Jünger an den homöopathischen Unsinn, zu ihren Zwecken zu benutzen verstehen.

Ich komme nun zu meinem religiösen Glaubensbekenntniß, und ich scheue mich nicht, dieses mit eben der Offenheit abzulegen, wie mein medicinisches. Auch abgesehen, daß jeder Mensch das Recht hat, auch in religiösen Angelegenheiten seiner Ueberzeugung zu folgen, ein Recht, welches ihm weder der Staat noch die Kirche nehmen kann, so ist es blos meine individuelle Ueberzeugung, die ich ausspreche, und da ich weit entfernt bin, einen Andern in der seinigen zu stören, so darf ich hoffen, daß weder die Kirche das Anathema über mich aussprechen, noch irgend ein christlicher Staat, in welchem die drei verschiedenen christlichen Konfessionen friedlich neben einander bestehen, und neben den Christen auch die Juden geduldet werden, so inkonsequent sein werde, mein Glaubensbekenntniß zu einem Attentat gegen den Staat zu qualificieren.

Von christlichen Aeltern gezeugt und in einem christlichen Lande geboren, von meiner frühesten Jugend an in den Lehren des Christenthums unterrichtet, und als Staatsbürger gehalten, mich zu demselben zu bekennen, nenne ich mich nicht nur einen Christen, sondern ich bekenne mich auch von ganzem Herzen zu dem Christenthum,

*) S. Göthe's Faust.

aber nur zu dem ursprünglichen reinen Christenthum, nicht zu dem, welches die christlichen Priester aus demselben gemacht haben. Nach seinem ursprünglichen reinen Sinn ist das Christenthum nichts weiter, als eine Sittenlehre, welche die Menschen besser machen sollte, und schon ihrer innern Vortrefflichkeit wegen diesen Zweck nicht verfehlen kann. Aber an dieser Sittenlehre allein genügt es den christlichen Priestern nicht, die Hauptsche ist ihnen der Glaube, der Glaube an Jesum, den Sohn Gottes, d. h. der Glaube an das System von Dogmen, zu welchem zwar Jesus, indem er als ein geborener und erzogener Jude über den Zweck seiner Sendung und seinen Versöhnungstod auf jüdische Weise sprach, Veranlassung gab, welches aber in der großen Gestalt, in welcher es vor uns liegt nicht sein Werk, sondern das Werk der christlichen Priester ist. Dieses System von Dogmen nun aufrecht zu erhalten, es immer mehr zu befestigen, es immer weiter auf der Erde zu verbreiten, war von jeher das unabläßige Bestreben der christlichen Priester, es ist es noch, und wird es bleiben, so lange es christliche Priester gibt. Ich bin weit entfernt, dem Priesterstand auf irgend eine Art zu nahe zu treten; ich bin überzeugt, daß es Priester von allen Konfessionen gibt, die von Herzen glauben, was sie lehren, und ich ehre den Eifer, mit welchem sie jedem Zweifel an der Wahrheit ihrer Lehrer zu begegnen, und die Ungläubigen auf den Weg einer bessern Erkenntniß, wie sie sagen, zu bringen suchen. Aber ich bin eben so sehr überzeugt, daß einem großen Theil mehr daran liegt, daß die Lehren geglaubt werden, als daß sie wirklich wahr seien. Hörten die Menschen auf, an die Gottheit Jesu zu glauben, so wäre es um das ganze geistliche Ansehen der christlichen Priesterschaft geschehen. Die Priester wären nicht mehr die Nachfolger der mit dem heiligen Geist erfüllten Apostel, und der Pabst in Rom wäre nicht mehr der Statthalter Christi. Das christliche Dogmensystem würde für ein Machwerk der Priester angesehen werden, und sie selbst würden aufhören, die Organe zu sein, durch welche, ihrem Vorgeben nach, Gott noch jetzt zu den Menschen spricht. Aber welcher Priester, der sich in seiner Priesterwürde gefällt, und weiß, was für ein mächtiges Mittel, auf die Menschen zu wirken, in seinen Händen liegt, wird wohl so unklug sein, sie nicht an einem Glauben festzuhalten, auf dessen Fortdauer das hohe Ansehen und die große Macht beruht, welche der Priesterstand von jeher behauptet,

und ſo wohl zu benutzen gewußt hat? Nur als ein von Gott eingeſetzter Stand konnte es die Prieſterſchaft wagen, einen Staat im Staat zu bilden, und dem geiſtlichen Staat die Macht zu verſchaffen, den weltlichen zu beherrſchen. Wohl iſt dieſe Prieſtermacht nicht mehr ſo groß, wie in dem Mittelalter, wo der römiſche Pabſt ſich wirklich als einen Gott auf der Erde benehmen durfte. Aber ſie iſt nur als weltliche Macht geringer geworden, als Herrſcherin über die Gemüther iſt ſie noch immer wirkſam genug, und was ihre Fortdauer bisher vorzüglich geſichert hat, und auch noch lange genug in der Folge ſichern wird, iſt ohne Zweifel der frühzeitige Unterricht der chriſtlichen Jugend in dem Prieſter-Chriſtenthum. Schon die kleinſten Kinder werden mit den chriſtlichen Glaubenslehren bekannt gemacht, die Unterweiſung in denſelben wird von Jahr zu Jahr fortgeſetzt, und den Erwachſenen gibt der chriſtliche Kultus Gelegenheit genug, ſich jenes Jugendunterrichts zu erinnern. Dieſe frühzeitige Unterweiſung in den Lehren des Prieſter-Chriſtenthums macht, daß man ſie auch im reifern Alter ſo fortglaubt, wie man in der Jugend davon belehrt worden. Der blinde Glaube, durch die Gewohnheit je länger je feſter wurzelnd, verwandelt ſich, wie dies immer der Fall iſt, wenn man über einen Gegenſtand lange auf dieſelbe Art gedacht hat, in ſcheinbare Ueberzeugung. Die gedankenloſe Beobachtung der kirchlichen Gebräuche beſtärkt in dieſer Ueberzeugung, und macht ſie feſter und feſter, je gedankenloſer ſie iſt. Die vermeinte Heiligkeit der Lehre macht ſie zu einem Noli me tangere, und die Furcht, ſie zu profanieren, ſchreckt ſie von jeder Prüfung derſelben ab. — So iſt es freilich kein Wunder, daß ſich der Glaube an das chriſtliche Dogmenſyſtem ſo viele Jahrhunderte lang erhalten hat, nnd ich geſtehe, daß auch ich in meinen jüngern Jahren, ihm, wie ſo viele tauſend Andere, gehuldiget habe. Allein ſobald ich anfing, mehr ſelbſt zu denken, verminderte ſich bei mir die Scheu, auch über religiöſe Gegenſtände nachzudenken, und das Erſte, nachdem ich dieſe Scheu überwunden hatte, war, daß ich die Bibel las, wie jedes andere Buch. So fand ich in derſelben zwar die intereſſanteſten Erzählungen, die trefflichſten Charakterſchilderungen, die größten Wahrheiten, die weiſeſten Sittenſprüche, die erhabenſten und rührendſten Dichtungen, aber auch daneben die ſcheußlichſten Thaten, ſelbſt von den Lieblingen Gottes begangen, die größten Irrthümer neben den größten Wahrheiten, die abgeſchmackteſten Vorſchriften

neben den weiſeſten Sittenſprüchen. Bei dieſem Ergebniß meines Bibelleſens und meines Studiums der bibliſchen Schriften konnte ich natürlicherweiſe nicht mehr an die Bibel als an eine von Gott eingegebene Schrift glauben; ich ſah ſie an als eine Sammlung von Schriften, deren Verfaſſer ſchrieben, wie es ihr Zeitalter, der Grad ihrer geiſtigen Bildung, das Maß ihrer Kenntniſſe, und ihrer individuellen Anſichten mit ſich brachten, und ſo betrachtete ich nicht nur das alte, ſondern auch das neue Teſtament. Die Evangeliſten und Apoſtel hielt ich nicht mehr für von Gott inſpirierte Männer, ſondern für Menſchen wie alle Andern, und ſo auch ihren Herrn und Meiſter, Chriſtus ſelbſt. Ich ließ das Wunderbare in ſeinem Leben auf ſich beruhen, das Unverſtändliche in ſeinen Ausſprüchen maß ich ſeinen Apoſteln, die über den Sinn derſelben offenbar ſelbſt nicht immer im Klaren waren, bei, und in Hinſicht auf das, was er über ſeine eigene Perſon, den Zweck ſeiner Sendung, ſeinen Verſöhnungstod, ſeine dereinſtige Wiederkunft u. ſ. w. ſprach, war es mir klar, daß er ſich ſeinen Jüngern nicht anders verſtändlich machen konnte, als daß er ſich ihrer jüdiſchen Vorſtellungsart gemäß ausdrückte. Wie er ſelbſt bis zu ſeinem Tode ein Jude blieb, ſo hatte er auch nicht die Abſicht, das Judenthum zu ſtürzen, er wollte blos der Reformator deſſelben ſein, und wenn er ſein Leben am Kreuz endigte, ſo ſtarb er nicht als Sühnopfer für die Menſchen, ſondern als Märtyrer ſeiner Lehre — ein Opfer des Prieſterhaſſes.

So blieb mir denn als reine Ausbeute meines Bibelleſens in Beziehung auf Chriſtus blos ſeine Sittenlehre übrig, — aber eine Sittenlehre, zu welcher ſich Jeder bekennen muß, der ſie von jenen unweſentlichen Beiwerken zu trennen weiß, und mit Freuden bekennt, weil ſie nicht nur auf die tiefſte Kenntniß der menſchlichen Natur gegründet, ſondern auch mehr, als jede andere, dem Bedürfniß des Menſchen angemeſſen iſt. Sie leiſtet Alles, was der Menſch zur Führung eines ſeiner Natur und ſeiner Beſtimmung gemäßen Lebens bedarf. Sie gibt ihm nicht blos trockene Lehren, zu deren Befolgung er keinen innern Antrieb hat, ſie wirkt auch auf ſein Gemüth, ſie erwärmt auch ſein Herz, indem ſie nicht blos ſeine vernünftige, ſondern auch ſeine ſinnliche Natur in Anſpruch nimmt. Kein Religionslehrer, ſo viel ihrer auch in der Welt aufgetreten ſind, hat wohlthätiger auf die Menſchheit, keiner ſo fortdauernd wohlthätig gewirkt, wie er. Keiner hat die Menſchen der Gottheit

näher gebracht, keiner ſie mehr zu ihr erhoben, wie er. Denn welches Verhältniß der Gottheit zu den Menſchen kann näher und inniger ſein, als das Verhältniß eines liebevollen Vaters zu ſeinen Kindern? Der Gott Jeſu iſt kein Weſen außerhalb der Welt, welches der Menſch nur von fern anbeten, welches er nur fürchten, nicht lieben kann, ſondern er iſt ein Weſen innerhalb der Welt, welches zwar unſichtbar, aber überall gegenwärtig iſt, welches auch die geheimſten Gedanken der Menſchen kennt, welchem aber auch jeder Menſch ſeine geheimſten Gedanken vertrauen darf, weil es die reinſte Liebe und Güte iſt. Nur eine ſolche Vorſtellung von Gott kann die Menſchen Gott näher bringen, kann eine wahre Liebe zu ihm, ein wahres Vertrauen zu ihm, eine wahre Scheu vor ihm, eine wahre Furcht vor dem Böſen, und ein aufrichtiges und ernſtliches Beſtreben nach dem Guten erzeugen, und ein ſolches Weſen iſt der Gott Jeſu, er iſt der liebevolle Vater der Menſchen. Dieſer Vater will, daß ſeine Kinder glücklich ſein ſollen, und die Bedingung ihrer Glückſeligkeit iſt der Gehorſam gegen ſeine Gebote. Die Erkenntniß dieſer Gebote iſt die höchſte Erkenntniß, nach welcher ſie zu ſtreben haben, und welches Verdienſt um die Menſchheit könnte wohl größer ſein, als das Verdienſt des Mannes, der ſie zur Erkenntniß jener Gebote geführt, und in Befolgung derſelben ſich ihnen als das vollkommenſte Muſter aufgeſtellt hat? Dieſer Mann iſt Chriſtus, und wenn je ein Menſch ein Geſandter Gottes genannt werden kann, ſo war er es. Er iſt der Repräſentant der reinen menſchlichen Natur, der wahre Gottmenſch, denn ſein ganzes Leben auf Erden war der Ausdruck des Göttlichen im Menſchen. Wie hätte wohl dieſer Gottmenſch, deſſen ganzes Geſchäft auf Erden die Verkündigung und Verbreitung ſeiner Sittenlehre, und deſſen ganzes Leben ein Thun nach den Vorſchriften derſelben war, der Urheber eines Dogmenſyſtems ſein wollen oder können, welches ſo viel Unheil in der Welt angerichtet, ſo viele Kriege veranlaßt hat, und auch jetzt noch ungeachtet der minder großen Geſtalt, die es ſeit der Reformation erhalten, Spaltungen unter den Bekennern des Chriſtenthums unterhält, die, wie in dem Mittelalter, in die grimmigſten Verfolgungen ausarten würden, wenn es nicht der Talisman verhinderte, den man Toleranz nennt. Chriſtus war kein Theolog, wie unſere chriſtlichen, der, gleich einem Profeſſor auf dem Katheder, ſeinen Zuhörern ſein dogmatiſches Syſtem vortrug. Er hielt ihnen keine Vor-

leſungen über das Weſen Gottes, ſeine Eigenſchaften und ſeine Geheimniſſe. Er ſuchte nicht, ihnen begreiflich zu machen, wie Gott einen Sohn haben könne, und wie er ſelbſt dieſer Sohn ſei. Er ſagte ihnen nicht, was die dritte Perſon in der Gottheit, der heilige Geiſt ſei, von wem er ausgehe, von dem Vater allein, oder von dem Vater und Sohn zugleich, und wie es mit den Wirkungen dieſes Geiſtes auf den Menſchen zugehe. Was er ſie lehrte, waren die richtigen Begriffe, welche er ihnen über ihr Verhältniß zur Gottheit beibrachte, war die Bezeichnung des Weges, auf welchem allein ſie in dieſes Verhältniß kommen können, waren die praktiſchen Lehren, welche er ihnen gab, Lehren zur Erzeugung gottſeliger Geſinnungen, Maximen zur Führung eines Gott wohlgefälligen Lebens. Liebet Gott über Alles, und euren Nächſten, wie euch ſelbſt, vertraget euch unter einander wie Brüder, liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch haſſen, ſegnet die, die euch fluchen u. ſ. w. Dieß ſind die Lehren, die er immer im Munde führt, die er in ſeinen Parabeln, bald unter dieſem, bald unter einem andern Bilde, anſchaulich macht, und, was die Hauptſache iſt, in deren Befolgung er ihnen als das vollkommenſte Muſter vorleuchtet. Dieſe Lehren ſind der ganze Inbegriff des Chriſtenthums, ſein Anfang und Ende. Sie kann auch der gemeine Menſchenverſtand faſſen, und ſchon dem Kinde können ſie beigebracht werden, ſobald es Gehorſam gegen ſeine Aeltern gelernt hat. Aber was haben die Prieſter aus dieſen ſo einfachen, ſo leicht faßlichen Lehren gemacht? Eine geheimnißvolle, unbegreifliche, unfruchtbare Glaubenslehre, welche, indem ſie Jeſum, den Sittenlehrer, zu einem Sohn Gottes, und ſeinen Tod zu einem Sühnopfer für die Sünden der Menſchen macht, das Weſen des Chriſtenthums ganz verkennt, und die Urſache iſt, daß das Chriſtenthum zu einer Religion an ihn, d. h. zu einer neuen Art von Götzendienſt geworden, nicht viel beſſer, als der alte heidniſche, den es verdrängen ſollte. Man leſe die Kirchengeſchichte, und man wird davon keinen weitern Beweis verlangen. Nun liegt freilich nichts daran, ob Jemand vor einem hölzernen Chriſtus anbetend niederfällt, und von einer heiligen Reliquie Wunderkräfte erwartet, wenn er nur dadurch zum Guten geleitet wird, und es iſt unvernünftig und unrecht, über ſolchen Aberglauben zu ſpotten. Allein nicht minder unvernünftig und unrecht iſt es, einer ſolchen Religion das Wort in

Zeiten zu reden, wo der aufgeklärtere Theil des Volks das Abgeſchmackte und Widerſinnige derſelben einſieht. Der Aufgeklärte verlangt eine vernünftigere Religion, und wenn er gleichwohl an jene zu glauben gehalten wird, ſo widerſtrebt er nicht nur dieſem Gebot, ſondern er wird auch dadurch veranlaßt, die Religion überhaupt für Etwas anzuſehen, das nur für das gemeine Volk, als Zügel ſeiner Begierden und Leidenſchaften, gehört. Darin liegt die wahre Urſache des ſo ſehr beklagten Mangels an Religioſität in unſerer Zeit unter den gebildetern Volksklaſſen, und die chriſtlichen Prieſter mögen ſich bemühen, wie ſie wollen, das Anſehen ihres Dogmenſyſtems aufrecht zu erhalten, ſo werden ihre Bemühungen je länger je weniger von Erfolg ſein. Das Heil der chriſtlichen Kirche beruht allein auf der Wiederherſtellung des Chriſtenthums in ſeiner urſprünglichen Reinheit; dahin ſollten die Prieſter arbeiten, und nicht warten, bis entweder ein neuer Luther das Chriſtenthum von der Pfaffenſchmiere, wie Lichtenberg das Prieſterchriſtenthum nennt*), reinigt, oder die Regierungen, einſehend, daß für aufgeklärte Völker keine abergläubiſche Religion mehr taugt, ihnen in der Reform, die von ihnen ſelbſt ausgehen ſollte, zuvorkommen.

Das Weſen des Chriſtenthums — ich kann es nicht genug wiederholen, — beſteht in ſeiner Sittenlehre, deren Befolgung freilich nicht ſo bequem iſt, als der blinde Glaube an gewiſſe Lehrmeinungen, und weit mehr fordert, als die Beobachtung unweſentlicher Ceremonien. Beſſerung des Herzens, Umſchaffung des ſinnlichen Menſchen in einen moraliſchen, iſt ſein hohes Ziel, und der Weg zu dieſem Ziel iſt der von Chriſtus, als dem größten aller Sittenlehrer, eröffnete. Seine Sittenlehre ſoll den Menſchen von der Knechtſchaft der Sinnlichkeit befreien, ſie ſoll dem Erzfeind der Moralität, dem Egoismus, ſteuern, ſie ſoll die Menſchen zu Brüdern machen, ſie ſoll die Furcht vor der Gottheit in Liebe zu ihr verwandeln, ſie ſoll ſie verehren und anbeten lehren nicht durch äußern Dienſt (Gottesdienſt), ſondern wie die Schrift ſagt, im Geiſt und in der Wahrheit, d. h. als das höchſte moraliſche Weſen, welches der Menſch nur dadurch auf eine ihrer und ſeiner würdige Art verehren kann, daß er, als ihr Nachbild, in ſeiner beſchränkten Sphäre handelt, wie ſie in ihrer unendlichen, nämlich als vernünftiges

*) Siehe vermiſchte Schriften 1. Theil S. 144.

Wesen, dessen Aufgabe ist, in allen Verhältnissen seines Lebens seine Handlungsweise nach den Gesetzen der Vernunft zu bestimmen.

Dies war der hohe Sinn des Stifters des Christenthums, und wenn auch er, gleich allen andern Religionsstiftern, zur Befolgung seiner Lehren die Sinnlichkeit in Anspruch nahm, so geschah es, weil er ihnen dadurch auch bei den rohen sinnlichen Menschen Eingang verschaffen wollte. Nur der gebildete Mensch, und, wie die Erfahrung lehrt, auch dieser nicht immer, vermag, die einfache moralische Lehre aus reiner Achtung vor derselben zu befolgen; der rohe ungebildete Mensch bedarf dazu schlechterdings auch sinnlicher Motive. Er bedarf des Glaubens an einen Gott, an welchem der Mensch einen steten Zeugen seiner Handlungen, einen steten Behorcher auch seiner geheimsten Gedanken habe. Er bedarf des Glaubens an den Schutz dieses Gottes, welchen er im Gebet anrufen müsse, damit er ihn auf den betretenen guten Weg fortleite, ihn aufrecht erhalte, wenn er strauchle, und wieder aufrichte, wenn er falle. Er bedarf des Glaubens an einen Versöhner mit Gott, der sich für die Sünden der Menschen geopfert habe, und zur würdigen Vollbringung dieses Werks selbst Gott (der Sohn Gottes) sein müsse. Er bedarf endlich des Glaubens an ein künftiges Leben, wo das gesammte Menschengeschlecht vor den Richterstuhl dieses Gottes und seines Sohnes gefordert, und die Guten die ihnen verheißenen Belohnungen, die Bösen die ihnen angedrohten Bestrafungen erhalten werden. Diese und andere dergleichen Glaubensartikel sind die Grundlage aller positiven Religionen, und sie müssen es sein, weil das Wesen jeder positiven Religion in dem Glauben an eine Macht besteht, welcher der Mensch unbedingt und blindlings gehorchen muß, wenn er ihrer Rache entfliehen will. Auch Christus hat dieses wohl erkannt, und obschon bei der Religion, die er stiftete, sein Zweck die moralische Besserung der Menschen war, die schlechterdings des Menschen eigenes freies Werk sein muß, so kannte er doch die Menschen zu gut, um eine höhere Sanktion seiner Sittenlehre für entbehrlich zu halten, und so ist er allerdings auch dadurch ein Wohlthäter der Menschheit geworden, daß er dieselbe als eine von Gott kommende aufgestellt, und die Befolgung ihrer Vorschriften als den Befehl Gottes ausgesprochen hat. Allein so wenig es überhaupt eine geoffenbarte Religion gibt, so wenig ist auch das Christenthum eine solche. Es ist eine Vernunftreligion, und es ist kein

Zweifel, daß ſie, wie jetzt ſchon von dem Weiſen im Volk, einſt auch allgemein dafür erkannt werden wird. Aber ſo lange das gemeine Volk, zu welchem, was die Religion betrifft, unſtreitig auch der größte Theil der Aufgeklärten und Gebildeten gehört, noch unter der Herrſchaft der Sinnlichkeit ſteht, kann von einer Vernunftreligion weder überhaupt die Rede ſein, noch darf auch das Chriſtenthum als eine ſolche aufgeſtellt werden. Wie zu der Zeit, da Chriſtus als Stifter derſelben auftrat, und ſeine Apoſtel die neue Lehre aller Welt verkündigten, wie zu der Zeit, da die chriſtlichen Prieſter die nordiſchen Barbaren, welche das römiſche Reich in Beſitz genommen, zu Chriſten machten, bedürfen auch die jetzigen chriſtlichen Völker nicht minder, als die heidniſchen, zu deren Bekehrung die chriſtlichen Staaten allenthalben hin Miſſionäre ausſenden, des Glaubens an den göttlichen Urſprung des Chriſtenthums, und an eine mit göttlicher Autorität bekleidete Kirche, welche kraft dieſer Autorität lehrt, was der Menſch, um ein würdiges Glied der chriſtlichen Gemeinde zu ſein, glauben und thun ſoll, und was er in einem künftigen Leben zu gewärtigen hat, wenn er in dem gegenwärtigen ihren Vorſchriften nicht folgt. Es verhält ſich nämlich mit den Vorſchriften der Kirche, wie mit den Geſetzen, welche die Staatsregierungen geben. Beide ſind Geſetze für den ſinnlichen Menſchen, der, ſo lange er nicht aus eigener Ueberzeugung und aus innerem Antrieb das Gute zu thun, und das Böſe zu unterlaſſen vermag, durch äußern Zwang dazu angehalten werden muß. So lange es daher mit der Menſchheit nicht ſo weit gekommen iſt, daß die Menſchen ihre eigene Vernunft als die höchſte Geſetzgeberin anerkennen, und die Befolgung ihrer Geſetze für ihre höchſte Pflicht halten, ſo lange müſſen, wie im Staat, auch in der Kirche poſitive Geſetze walten, und es würde bei dem jetzigen Stand der geiſtigen und ſittlichen Kultur eben ſo voreilig und thöricht ſein, den Menſchen den Glauben an den göttlichen Urſprung des Chriſtenthums zu nehmen, und ſie vom Gehorſam gegen die Kirchengeſetze zu entbinden, als wenn man verlangen wollte, die Staatsregierungen ſollten die Menſchen ſich ſelbſt regieren laſſen. — Aber eben weil das Chriſtenthum ſich dereinſt zu einer Vernunftreligion erheben ſoll, ſollte auch bei dem Unterricht in demſelben vorzüglich darauf hingearbeitet werden. Die Geiſtlichen, denen dieſer Unterricht anvertraut iſt, ſollten nicht, wie bisher die Meiſten, die Schale für den Kern geben, keinen höhern

Werth auf das Geheimniß, als auf die Lehre, legen, ihre Schüler überall auf die Vernunftmäßigkeit des Christenthums aufmerksam machen, und den Stifter desselben vielmehr als das nachahmungswürdigste Muster eines Christen darstellen, als von ihm immer, als von dem Sohn Gottes, sprechen, und, als bestände das Wesen des Christenthums in dem Glauben an seine Gottheit, ihn zum Gegenstand einer noch höhern Verehrung und Anbetung machen, als den Vater.

Wie wenig die christliche Priesterschaft auf die Ausbildung des Christenthums zu dem, was es seinem Wesen nach ist, ausgeht, beweist der Aufruhr, welchen die kürzlich erschienene Schrift: Das Leben Jesu von Strauß, in der orthodoxen theologischen Welt erregt hat. Seine Widersacher haben in ihren Gegenschriften klar gezeigt, um was es ihnen eigentlich zu thun ist. Sie wollten beweisen, daß der Christus, dessen Leben und Thaten die Evangelisten erzählen, nicht, wie Strauß nachzuweisen sich erdreistet, eine mythische Person, ein jüdischer Rabbiner, auf welchen er selbst, und seine Anhänger und Nachfolger die Weissagungen im alten Testament von dem künftigen Messias bezogen, sondern wirklich der verheißene Messias, der Sohn Gottes in menschlicher Gestalt, gewesen sei. Allein warum kann man denn dieses Alles nicht dahin gestellt sein lassen? Ist es nicht genug, daß das, was die Jünger Christi ihren Meister sprechen lassen, geschrieben da steht? Wer es gesprochen hat, mag gewesen sein, wer er will, und geheißen haben, wie er will, es steht einmal da, und es ist das Vortrefflichste, was je von einem Menschen ausgesprochen worden, ein wahrhaft göttliches Wort, welches bestehen wird, so lange die Welt besteht, und mit der Kraft, welche in ihm liegt, fortwirken wird, mit welcher es schon seit beinahe zwei Jahrtausenden gewirkt hat.

Man hört häufig den Aerzten nachsagen, daß sie größtentheils Materialisten, Freidenker, ja Manche von ihnen entschiedene Atheisten seien. Dieser Vorwurf ist ungerecht. Durch ihren Beruf auf das Studium der Natur hingewiesen, und dadurch aufgefordert, die in ihr wirkenden Kräfte genauer kennen zu lernen, erklären sie freilich Manches als Wirkungen der Naturkräfte, was andere Leute als Wirkungen übersinnlicher Kräfte ansehen. Aber eben ihre genauere Kenntniß der Kräfte der materiellen Natur, und der Gesetze, nach welchen sie wirken, macht euch, daß sie über das, was nicht Natur

iſt, ohne deſſen Daſein aber weder eine materielle Natur möglich iſt, noch beſtehen kann, richtiger urtheilen lernen. Weit entfernt alſo, daß die Aerzte Atheiſten ſein ſollten, können ſie es nicht einmal ſein, ja es gibt vielleicht in keinem Stand mehr wahrhaft religiöſe Menſchen, als in dem ärztlichen, wenn man unter Religioſität das verſteht, was dieſen Namen wirklich verdient. Wahre Religioſität beſteht nämlich weder darin, daß man fleißig in die Kirche geht, und die religiöſen Ceremonien pünktlich der Vorſchrift gemäß mitmacht, noch eben ſo wenig darin, daß man ſich zu gewiſſen Lehrmeinungen bekennt, welche die Kirche als Religionsgrundſätze aufgeſtellt hat, ſondern ſie iſt ein innerer Zuſtand des Menſchen, ſie iſt die religiöſe Geſinnung, die ihn geneigt macht, in allen Verhältniſſen ſeines Lebens das ihm eingeborene Sittengeſetz als ein von einem höchſten moraliſchen Geſetzgeber ſtammendes Geſetz anzuerkennen, und die Verbindlichkeit zu ſeiner Befolgung in der Stimme des Gewiſſens, als der Stimme jenes höchſten Geſetzgebers, zu vernehmen. Dieſer Stimme unbedingt zu gehorchen, fühlt ſich Jeder aufgefordert, deſſen inneres Ohr nicht taub gegen ſie geworden; aber dieſe Aufforderung iſt um ſo häufiger und ſtärker, je ernſter und wichtiger der Beruf iſt, dem er ſich im Leben gewidmet hat. Der Beruf des Arztes iſt unſtreitig einer der ſchwierigſten und mühſamſten. Keiner fordert mehr Fleiß und Anſtrengung, keiner mehr Aufopferungen, keiner mehr Gewiſſenhaftigkeit. Aber wie oft ermüdet ſein Fleiß! Wie oft glaubt er, unter der Laſt ſeiner Geſchäfte erliegen zu müſſen! Wie oft verläßt ihn ſeine Geduld! Wie oft erwacht der Gedanke in ihm, ſich ſeinen Beruf durch ſeltenere Beſuchung der Kranken, durch minder angeſtrengten Fleiß bei ihrer Behandlung, durch weniger Sorgen um ſie, leichter zu machen! Allein wodurch entgeht er allen dieſen Verſuchungen am gewiſſenſten? Nicht dadurch, daß er bedenkt, von ſeinem Beruf leben zu müſſen. Nicht dadurch, daß er ſich ſchämt, nachdem er ſo viele Jahre lang thätig geweſen, jetzt auf einmal in ſeiner Thätigkeit nachzulaſſen. Nicht dadurch, daß er fürchtet, von dem Publikum weniger geehrt zu ſein, nachdem er ihm als praktiſcher Arzt zu dienen aufgehört hat. Sondern dadurch, daß er, eingedenk ſeiner höhern Beſtimmung, die immer gleiche Fortſetzung ſeiner Thätigkeit für Pflicht erkennt, und in der Erfüllung derſelben das Mittel findet, ſeine ermattende Kraft wieder zu ſtärken, ſeinen ſinkenden Muth wieder zu heben, das erlöſchende Feuer ſeiner

Thätigkeit wieder anzufachen. Dies iſt die große Wirkſamkeit der Religioſität, wie bei allen Menſchen, ſo auch bei dem Arzt. Nur der religiöſe Arzt vermag, ſeinen Beruf ſtets mit dem gleichen Fleiß, der gleichen Treue und Gewiſſenhaftigkeit zu erfüllen. Nur er vermag, wenn er ein reicher Mann geworden, der Verſuchung zu widerſtehen, ſein Geſchäft aufzugeben, und auf ſeinen Lorbeeren auszuruhen. Nur er vermag, ohne Widerwillen an die Lagerſtätte der ekelhafteſten, und mit frohem Muth an das Bette der mit den gefährlichſten anſteckenden Krankheiten behafteten Kranken zu treten. Nur er vermag, wenn er ſich ſelbſt nicht wohl befindet, ſein eigenes Leiden zu vergeſſen, und einen Kranken perſönlich zu beſuchen, der vielleicht weniger krank iſt, als er ſelbſt. Alle wahrhaft große Aerzte, Alle, die ihr ganzes Leben hindurch ſtets mit gleicher Thätigkeit gewirkt haben, Alle, denen jedes Menſchenleben gleich heilig war, Alle, die dem Armen wie dem Reichen, dem Geringen wie dem Vornehmen, ſtets mit gleichem Eifer gedient haben, Alle, die getroſt und freudig geſtorben ſind, ſind auch religiöſe Aerzte geweſen, und mir wenigſtens iſt keine Ausnahme bekannt.

Auch ich darf von mir ſagen, daß ich in dem Sinn, in welchem ich das Wort Religioſität nehme, zu den religiöſen Aerzten gehöre. Ich habe an mehrerern Stellen meiner Lebensgeſchichte geäußert, mit wie wenig Luſt und Liebe ich im Ganzen die Arzneikunſt ausgeübt habe, der Gedanke, daß ich nie zur Meiſterſchaft in meiner Kunſt gelangen werde, und der Zweifel, ob ich nicht die gelungenſten meiner Kuren vielmehr meinem guten Glück, als meiner Kunſt, zu danken hatte, machten mir dieſelbe verdrüßlich. Deſſen ungeachtet habe ich bis in mein hohes Alter die Praxis nicht nur nicht aufgegeben, ſondern ich habe ſie auch jederzeit ſo gut beſorgt, als mir mein Alter geſtattete. Nicht ſchnödes Intereſſe, nicht Furcht vor dem Tadel des Publikums, noch ein anderer äußerer Beweggrund hat mich dazu vermocht, ſondern die Ueberzeugung, daß es meine Pflicht ſei, meinen einmal gewählten Beruf abzuwarten, bis ich fühlte, daß mir die Kraft dazu gebrach, und dieſe Ueberzeugung habe ich gewonnen, indem ich die Erfüllung meines Berufs für eine heilige Pflicht hielt.

So war ich, so denke ich, so handelte ich, und wenn ich nun als ein Greis von beinahe achtzig Jahren auf mein langes Leben zurücksehe, so muß ich sagen, daß es im Ganzen ein glückliches Leben war. Ich bin von meiner Kindheit an, wenige Unterbrechungen abgerechnet, stets gesund gewesen. Mich geistig auszubilden, hat es mir an keiner Gelegenheit gefehlt. Nicht lange nach meinem Abgang von der Akademie wurde ich als Gerichtsarzt angestellt, und als ausübender Arzt war ich in meiner Praxis weiter öfter glücklich, als unglücklich. Im Staatsdienst ist mir in allen Stellen, die ich bekleidete, die Zufriedenheit und Achtung meiner Vorgesetzten zu Theil geworden. In meinem Privatleben hat es mir nirgends an wahren Freunden gefehlt, und unter den noch lebenden ist keiner, der mir nicht treu geblieben wäre. Ich habe wohl Neider und Widersacher, aber nie einen eigentlichen Feind gehabt. Ich habe in einer ununterbrochen glücklichen Ehe gelebt, und was ich an Vaterfreuden verlor, das ersetzen mir meine Enkel, deren Heranwachsen und Gedeihen die schönste Freude meines Alters ist. Was mich betrübt, ist, daß ich nicht Alles geleistet habe, was ich hätte leisten sollen und können, und letzteres besonders in Nürnberg, welches ich verlassen mußte, ohne zur Verbesserung der dortigen öffentlichen Krankenanstalten etwas Bedeutendes gethan zu haben. Allein ich kann mich darüber trösten, weil es nicht meine Schuld war. Eben so kann ich mich auch trösten, wenn ich als Staatsbürger und Mensch meinen Obliegenheiten nicht überall nachgekommen bin, wie ich hätte sollen, da ich mir bewußt bin, daß nicht Mangel an gutem Willen, sondern Unvermögen und Mißtrauen in mich selbst daran Schuld war. Als Staatsbürger habe ich mich stets bestrebt ein treuer Unterthan meines Fürsten, ein gehorsamer Untergebener meiner Vorgesetzten, und ein wohlwollender Freund meiner Mitbürger zu sein. Als Mensch habe ich freilich Manches unterlassen, was ich hätte thun, und Manches gethan, was ich hätte unterlassen sollen; allein auch darüber glaube ich mich beruhigen zu können, weil ich es mit aufrichtiger Reue bekenne. — Ich stehe nun nahe am Rand des Grabes, aber ich fürchte den Tod nicht. Was nach dem Tod aus mir werden wird, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich in jeder Form der Existenz dem großen Ganzen angehöre, welches das Werk der höchsten Macht, Weisheit und Güte ist.

Die Heiterkeit und Geistesfrische, womit vorstehende Biographie sichtlich beendigt erscheint, läßt kaum den Gedanken zu, daß dieselbe im Vorgefühl eines nahe bevorstehenden Todes geschlossen wurde, und doch unterliegt es kaum einem Zweifel, daß der verehrte Verfasser dieses Vorgefühl gehabt habe.

Am 30. Januar 1838 schrieb er an eine Freundin in Nürnberg: „Die ungewöhnlich strenge Kälte hat mir diesen Monat selten erlaubt, „meine gewöhnlichen Spaziergänge zu machen, aber sobald die Wit„terung milder wird, werde ich das Versäumte um so mehr einzuho„len suchen, da ich fühle, daß mir das Sitzen nicht gut bekommt. „Wer so viele Jahre an ein bewegtes Leben gewohnt war, erträgt „den Uebergang zu einem sitzenden schwer, und ich wundre mich, daß „die große Veränderung bis jetzt keine nachtheiligen Folgen für mich „gehabt hat. — Den größten Theil meiner Zeit habe ich während „des Winters meiner Biographie gewidmet, so daß ich damit auf „dem laufenden bin."

Am 31. Januar desselben Jahres fühlte er sich unwohl, und doch muß seine Biographie denselben Tag ihren, des Verfassers so würdigen und schönen Schluß erhalten haben, denn die darauf folgenden Tage lag er an einem gastrischen Fieber danieder, in dessen Verlauf der ihn behandelnde D. Böhm bereits die Anzeige einer bevorstehenden Entkräftung wahrnahm. Am Abend des 3. Februar wich zwar das Fieber, aber nun nahm auch die Entkräftung sichtlich zu. Dabei klagte der Kranke über zunehmende Dunkelheit, bis er am 5. Februar ruhig sagte: „Ich habe mein Augenlicht verloren." Zugleich wurden mehrere Vertiefungen auf der Oberfläche seiner Augen sichtbar. Am 6. Februar sagte er: „Es geht mit mir zum Ende, Gott gebe, daß es nicht mehr lange daure;" und um die Mittagsstunde desselben Tages sank er, umgeben von liebenden Kindern und Enkeln, sanft und heiter in den langen Schlaf. Er starb mit vollem Bewußtsein, und schlummerte viel sanfter als sonst im Leben ein, wo ihm so oft die Sorge für schwer Erkrankte Ruhe und Schlaf geraubt hatte. Mit dem Rückblick auf ein wohl vollbrachtes Leben, ohne Sorge für die Seinen, und ergeben in den höchsten Willen, neigte der vielgeliebte, edle Greis das Haupt zum Tode.

Bei der Kräftigkeit seines lebhaften Wesens stand seinen Freunden der Gedanke an seinen Tod noch sehr ferne, und um so schmerzlicher mußte daher diese Nachricht sie überraschen. Aber sie erkannten

ſpäter, daß ſein Körper wohl ſchon längere Zeit ſich dem Grabe zugeneigt hatte, und nur von dem regen, ſtets neu und friſch erhaltenen Leben ſeines Geiſtes gefriſtet und aufrecht erhalten ward. Wie ſehr dieſer ſeinen Körper zu beherrſchen vermochte, beweiſet auch ganz beſonders die feſte und deutliche Handſchrift, mit welcher er, ſchon erkrankt, ſeine Biographie ſchloß, und von welcher ein Facsimile dieſem Werke voranſteht.

Dieſe geiſtige Kraft, welche ihn auszeichnete, dürfte ſich in ihm aber beſonders deshalb ſo mächtig ausgebildet haben, weil ſich ſeine Studien nicht in einem beſtimmten Kreis bewegten, ſondern mit gleicher Lebhaftigkeit alle denkbaren Intereſſen der Menſchheit und alle Erſcheinungen und Geheimniſſe der Wiſſenſchaft und Natur umfaßten und nirgends abgeſchloſſen waren. Jede ſelbſt anſcheinend geringfügige Mittheilung durfte ſeiner Aufmerkſamkeit gewiß ſein, ſoferne ſie nur das Gepräge der Wahrheit oder des Erlebten trug. Fictionen dagegen wies er, als thörichten Zeitverderb, mit Strenge von ſich, auch hierin wie in allem, ſeiner vollkommen praktiſchen Richtung folgend. Dadurch mußte nun ſeinem Geiſte aus allen Theilen der Wiſſenſchaft, Kunſt und Natur, in fortwährendem Wechſel, ſtets neu belebende Nahrung zuſtrömen, und ſeine oft ausgeſprochenen Worte beſtätigen: „Man muß Vieles lernen, um alt zu werden, denn die Einſeitigkeit führt endlich zum Zuſtand der Kindheit zurück.“ — So war es ihm gelungen, ein hohes Alter zu erreichen, ohne deſſen Schwächen zu empfinden; in ſeinen Reden und Briefen athmete noch die Lebhaftigkeit der Jugend und die geiſtvolle Kraft des Mannes, als ſein Körper zuſammenbrach und ein ſchönes, wohlthätiges und ſegensreiches Leben endete.

In dem Nachlaſſe des Verfaſſers vorſtehender Biographie fanden ſich aus deſſen verſchiedenen Lebensperioden, 18 Briefe ſeines erſten Freundes und Mitſchülers, Friedrich Schiller. Eine Freundſchaft, die von früher Jugend bis zum Tode ununterbrochen beſteht, darf mit Recht als ein Theil des innern Lebens angeſehen werden, und man glaubte daher, dieſe Briefe, in welchen Schiller als Freund, Sohn und Menſch ſeinem hohen Ruhm als Schriftſteller entſpricht, und welche das zärtliche, treue Andenken, welches der Verfaſſer bis in ſein hohes Alter an ihn bewahrte, ſo ſchön rechtfertigen, deſſen Biographie beigeben zu müſſen.

Anhang.

18 Briefe von Friedrich Schiller.

1.

Wohlgeborener Herr,

Hochzuverehrender Herr Hauptmann!

Endlich bin ich von der heftigen Bestürzung über den traurigen Abschied meines theuersten Freundes wieder zu mir selbst gekommen, und wage es mein gepreßtes Herz durch Worte zu erleichtern. Gegen wen soll ich dieses nun sonst thun als gegen den Vater eines unschätzbaren Sohn's, als gegen Sie, der Sie mich am besten verstehen. Ich will Sie nicht mit kahlen, frostigen Tröstungen betrüben, die nur allzusehr ein kaltes fühlloses Herz verrathen, nein, ich will mit Ihnen über den verlorenen Edeln weinen, denn sein Verlust ist unersetzlich und für Trostgründe zu groß. Hören Sie es also noch einmal aus dem Munde eines fühlenden Freundes, was Ihnen Ihr väterliches Herz schon tausendmal wird gestanden haben: — Sie verloren einen werthen, liebenswürdigen Sohn, einen Jüngling aus dessen lebhafter Geisteskraft künftige Größe und Bewunderung geahndet wurde, einen Jüngling, deß empfindungsvolles, zärtliches Herz Ihm die Liebe aller Menschen erwarb, und izo durch das allgemeine Trauren Derer die Ihn kannten auf das Vollkommenste gerechtfertigt wird, einen Jüngling voll der schönsten Hoffnungen, der schmeichelhaftesten Aussichten, und der es werth war, der Stolz seines Vaters zu seyn, und der würdigste unter uns allen war länger und glücklicher zu leben. Alles dies würden seine erbittertsten Feinde gestehen müssen — (er hatte keinen einzigen) — aber was bleibt nun Seinen Freunden noch übrig? was bleibt mir noch übrig?

Ja, ich kann es fühlen, was es heißt, seine schönsten Hoffnungen, die Freuden seines Lebens in einem Sarge dahin tragen sehen, ich weiß, daß die Klagen eines untröstlichen Vaters gerecht sind, — und weiß, daß die Klagen des Vaters, zu dem ich izt rede, zehnfach gerechter sind als aller anderer — denn ich empfand es, wie schwer es schon meinem eigenen zärtlichen Vater würde gefallen seyn, wenn

dieſer Schlag mich getroffen hätte, da ich doch in keinem Stück auf den Werth Ihres lieben Sohnes Anſpruch machen darf.

Aber haben Sie Ihren Sohn denn verloren? — verloren? — War er glücklich, und iſt es izt nicht mehr? Iſt er zu bedauren, oder nicht vielmehr zu beneiden? Ich mache zwar dieſe Fragen einem geſchlagenen Vater, deſſen Seelenleiden ich freilich niemals nachempfinden kann, aber ich mache ſie auch einem Weiſen, einem Chriſten der es weiß, daß ein Gott Leben und Tod verhängt und ein ewigweiſer Rathſchluß über uns waltet. Was verlor Er, das Ihm nicht dort unendlich wieder erſetzt wird? Was verließ Er, das Er nicht dort freudig wieder finden, ewig wieder behalten wird? Und ſtarb Er nicht in der reinſten Unſchuld des Herzens mit voller Fülle jugendlicher Kraft zur Ewigkeit ausgerüſtet, eh' Er noch die Wechſel der Dinge, den beſtandloſen Tand der Welt beweinen durfte, wo ſo viele Plane ſcheitern, ſo ſchöne Freuden verwelken, ſo viele Hoffnungen vereitelt werden? — Das Buch der Weisheit ſagt vom frühen Tod des Gerechten: „Seine Seele gefiel Gott, darum eilet er mit Ihm aus dem böſen Leben, er iſt bald vollkommen worden und hat viele Jahre erfüllt. Er ward hingerükt, daß die Bosheit ſeinen Verſtand nicht verkehre, noch falſche Lehre Seine Seele betrüge." — So ging Ihr Sohn zu dem zurück, von dem Er gekommen iſt, ſo kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir ſpäter, aber auch ſchwerer beladen mit Vergehungen, gelangen. Er verlor nichts und gewann alles.

Beſter Vater meines geliebten Freund's, das ſind nicht auswendig gelernte Gemeinſprüche, die ich Ihnen hier vorlege, es iſt eigenes wahres Gefühl meines Herzens, das ich aus einer traurigen Erfahrung ſchöpfen mußte; tauſendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie Er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich ſchlafen gehe. Ich bin noch nicht ein und zwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei ſagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abſchieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Feſttag würde geweſen ſeyn, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verlier ich immer mehr von meiner Zufriedenheit, je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, deſto mehr wünſchte ich als Kind geſtorben zu ſeyn. Wäre mein Leben

mein eigen, so würde ich nach dem Tod Ihres theuren Sohnes geizig seyn, so aber gehört es einer Mutter, und dreien ohne mich hilflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an graue Haare zu bekommen.

Aber nun Sie? — Sind Sie nicht ein glücklicher Vater? Sie verloren einen Sohn, der Ihnen theuer war, aber schon freut sich ein zweiter, die doppelte süße Pflicht zu tragen, und dieser allein war es auch würdig, die Stelle des Entrissenen zu ersetzen. Er fühlt was er Ihnen schuldig ist, er strengt alle Kräfte seines Geistes auf den einzigen Zweck an, und wird Ihnen zehnmal mehr leisten, als ich meinem Vater jemals versprechen kann. Weinen Sie über den Verlust des würdigsten Jünglings, weinen Sie, denn er ist alles werth — doch vergessen Sie niemals, daß Ihr anderer Sohn, ich darf kek sagen, Ihr großer Sohn, dadurch beleidigt werden muß, wenn Sie Ihre Hoffnungen mit jenem im Grabe verscharren.

Und nun verzeihen Sie mir, wenn ich mich anmaßte, einen Vater zu trösten, da ich selbst noch ein unerfahrener Jüngling bin. Ich weiß, daß Sie Fülle des Trostes aus Ihrem eigenen vortrefflichen Herzen und aus der Religion schöpfen können, und was ich hier sagte, war mehr zu meiner Beruhigung, denn ich verlor in ihm einen herzlichen Freund. Aber es giebt ja eine Welt, wo die Getrennten sich wieder vereinen, dort werden Sie Ihren Sohn als einen verklärten Engel wiederum umarmen, dort werd' ich Freudenthränen weinen am Halse meines theuren werthen Freundes. Stets soll mir sein Andenken heilig seyn, und jede Spur von ihm eine Reliquie. Könnte ich Ihnen in mir einen zweiten Sohn, könnte ich Ihrem ältern Sohn einen Bruder schenken, so wollt' ich stolz auf mich selbst seyn. Aber es soll mehr an meinen Kräften, nimmermehr an meinem Willen fehlen. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem ganzen Hause in ewige Gewogenheit und Freundschaft und wünschte nichts mehr, als mich nennen zu dürfen

Wohlgeborener Herr
Hochzuverehrender
Herr Hauptmann
Dero gehorsamster Sohn

Stuttgardt, den 15. Janr. 1780. J. C. Schiller.

2.

Stuttgard 1. Februar 1781.

Beſter Freund!

Denk doch den Tauſendſakerments Streich! Schon 14 Tage wart' ich auf Antwort und Geld von Dir, wegen den Carmen, von welchen Du gehört haben wirſt, und wunderte mich, daß Du mir keines von Beiden ſchickteſt — geſtern finde ich Carmina und meinen Brief, den ich Dir geſchrieben habe, beim Logis changiren in meinen Scripturen noch zurück — Du ſollteſt ihn ſchon vor 14 Tagen bekommen — iſt der Hunds.... mein Kerl ſchuld. Nimms alſo nicht übel, Lieber, daß Du, dem ich alles zuerſt habe ſchicken wollen, durch dieſen Zufall zu kurz gekommen biſt. Weil Du nicht hier warſt, und ich wußte, daß Du dem Verſtorbenen und ſeinen Aeltern gut warſt, ſo nahm ichs auf mich, Dich auch zuzuziehen, und wie wir die Carmina in's Trauerhaus ſchickten, ſo ſchrieb ich express Deinen Namen zu den Unſrigen. Ich ſoll Dir auch von den Aeltern tauſendfältig Dank dafür abſtatten. Dieſer Dank koſtet Dich freilich Fl. 2. 12 Xr. denn ſoviel beträgt der Antheil eines jeden der aufgeſchrieben iſt, und Theil an dem Carmen nahm. (NB. ich bin frei ausgegangen, wie die weite Luft) Weil aber alle Mediciner, ſelbſt Dr. Ebert ungefragt dazu gezogen worden ſind, ſo nahm ich um ſo weniger Anſtand in Deinem Nahmen zu consentiren. Die Fata meiner Carmesis verdienen eine mündliche Erzählung, denn ſie ſind zum Todtlachen; ich ſpare ſie alſo bis auf Wiederſehen auf. Endlich! Ich fange an, in Activität zu kommen, und das kleine hundsvöttiſche Ding hat mich in der Gegend herum berüchtigter gemacht, als 20 Jahre Praxis. Aber es iſt ein Nahmen wie desjenigen, der den Tempel zu Epheſus verbrannte. Gott ſey mir gnädig!

Sey ſo gut und ſchicke mit dem nächſten Botentag das Geld, denn Drucker und Buchbinder überlaufen mich. Tauſend Complimente an Deinen vortreffl. Herrn Vater, Mutter und Schweſtern.

Ich bin der Deinige

Schiller.

NB. Du bekommſt außer dem noch 8 Exempl.
Lt. Schmid gab heute den alten Frager.

3.

Herrn Doktor von Hoven, beim Herzogl. militairischen Waisenhause zu Ludwigsburg.

Stuttgardt, den 25. Maj 1782.

Liebster Freund!

Ich gehe diesen Nachmittag um 1 Uhr von hier ab, nach — (wohin meynst Du wol?) I nach Mannheim, Frau von Wollzogen, Frau Hauptmann Vischerin und ich machen zusammen eine Reisegesellschaft aus. Willst Du nun Parthie mit machen, so bist Du von uns allen freundschaftlich eingeladen und kannst Dich praecise um ½ zwei Uhr im Chausseehauß zwischen Suffenhausen und Ludwigsburg einfinden und dort auf uns warten. Wir kommen in einer 4sitzigen Chaise vorbei und haben Raum genug zu einer 5ten Person darin übrig. Die ganze Reise wird Dich nicht über 10 Fl. kommen. So ist es schon unter uns ausgemacht und durchgehends accordirt. Ich habe nach Mannheim wissen lassen, daß ich komme und um eine Vorstellung meiner Räuber ersucht. Bist Du daher entschlossen, Theil an der Sache zu nehmen, so vergiß ja nicht praecise um ½ zwei Uhr Dich im Chausseehauß einzufinden und uns dort zu erwarten. Wir werden nach Dir fragen, und, da wir uns nicht aufhalten können, unsern Weg fortsetzen wenn Du nicht zugegen bist. Du nimmst allenfalls 2 Hemden und ein gutes Kleid mit, welches Du unter einem Ueberrocke auf dem Leibe tragen kannst. Stiefel versteht sich ohnehin, und allenfalls 2 Ducaten Geld, willst Du und kannst Du also, so komme! wo nicht, so werden wir, wenn Du nicht am besagten Ort bist, es für einen Beweiß halten, daß Du nicht kommen werdest und also weiter fahren.

Uebrigens stillschweigen!

Dein aufrichtiger

Schiller.

An Deine Familie meinen gehorsamsten Respekt.

4.

An Herrn Doktor von Hoven, am militairiſchen Waiſenhauſe zu Ludwigsburg.
frei

(Ohne Datum.)

Lieber Freund!

Peterſen wird Dir von meinem vorhabenden Almanach, oder beſſer, Anthologie ſchon geſagt haben. Du haſt ihm eine Romanze geſchickt, die ich ſchlechterdings nicht brauchen kann, weil ſie die theologiſche Cenſur nicht paſſirt und das ganze Inſtitut hintertreiben könnte.

Sey alſo ſo gut und verfertige etwas anders das wider die Intoleranz unſerer Cenſur nicht ſo ſchnurgerade anrennt. Schick mir auch Deinen Oſſianſchen Sonnengeſang und gute Epigramme, auch überhaupt laß Deine komiſche Muſe für uns nicht verloren gehen. Ich leg es Dir nahe, Lieber, weil ich es für einen wahren Verluſt rechnen würde, wenn Du nicht bei uns entrirtest. Vier Bögen ſind gedruckt und zwar ſehr — ſchön mit dem ſchönſten Papier. Komm überhaupt dieſer Tage hieher und dann das weitere.

Meinen gehorſamſten Reſpekt an Deinen vortrefflichen Vater, Deine Frau Mutter und Schweſter.

Dein Freund

Schiller.

5.

Jena, am 10. October 1792.

Mit größter Freude erfahre ich von meiner Mutter, daß ich von Dir und den Deinigen noch nicht ganz vergeſſen bin. Auch Dein und Ihr Andenken iſt noch lebhaft in mir, und keine Zeit wird die glücklichen Jahre, die wir — im Schatten des Helikon — mit einander verlebten, in meinem Herzen auslöſchen können. Das waren die Zeiten der Hoffnung, und keiner von uns, denke ich, hat Urſache ſich der Erfüllung zu ſchämen.

Das lange Stillſchweigen Deines ſo reichen, ſo ſchön gebildeten Geiſtes, iſt mir, ich geſtehe es, lang unerklärbar geweſen. Aber Du reifteſt im Stillen, und tratſt auf die Laufbahn mit vollendeter Kraft. Mit Begierde hab' ich Dein Werk verſchlungen und in jeder

Zeile erkannte ich Deinen Geiſt. Der denkende Theil unſerer thüringiſchen Aerzte nennt es mit Achtung, und die mediciniſche Welt erwartet noch große Dinge von Dir. Leider kann ich Dich nicht auf ähnliche Art bewirthen. Du machſt die Lahmen gehen, die Blinden ſehen, die Todten auferſtehen — ich mache Verſe und philoſophire. Schwer hat mich die hippokratiſche Kunſt für meine Apoſtaſie beſtraft. Da ich nicht mehr ihr Jünger ſeyn wollte, ſo hat ſie mich unterdeſſen zu — ihrem Opfer gemacht. Sie hat mich gezwungen, zu ihr zurückzukehren, aber leider nur um ihre ſchwere Hand zu empfinden. Wenn mir hier nicht bald geholfen wird, ſo mache Dich immer darauf gefaßt, daß ich zu Dir komme, und mir Geneſung hohle.

Da ich Dich gerne zuweilen an mich erinnern möchte, ſo lege ich dieſe Kleinigkeit bei. Nimm damit vorlieb, bis ich Dir etwas beſſeres geben kann. Eine neue Bekleidung des Alten iſt alles, was ich jetzt mit meinem kranken Kopfe vermag. Deinem verehrungswerthen Vater verſichere meine aufrichtigſte Achtung und Liebe. Mit dankbarem Herzen erkenne ich die Freundſchaft, die er dem meinigen erzeigt. Deiner Mutter, Deiner Gemahlin, Deinen Schweſtern küſſe ich hochachtungsvoll die Hand. Lebe wohl mein unvergeßlicher Freund. Auf immer

der Deinige

Friedrich Schiller.

6.

Jena, den 24. May 1794.

Unſere Reiſe haben wir in 9 Tagen glücklich und bei ziemlich guter Geſundheit vollendet und ich ergreife den erſten freien Augenblick, den ein Zuſammenfluß von Zerſtreuungen und Geſchäften mir übrig läßt, Dir mein theurer Freund und Deiner liebenswürdigen Henriette unſer Andenken zu erneuern. Ich ſollte euch beide für die herzliche Liebe danken, die ihr uns während unſeres Aufenthalts erwieſen habt, aber wie kann ich dieſes? Ihr habt uns auf Zeitlebens verpflichtet und alles was ich vermag iſt dieſes Geſtändniß, daß ich es lebhaft fühl und ewig fühlen werde, und daß meine ganze herzliche Freundſchaft euch dafür gewidmet iſt. Laß mir die frohe Hoffnung, daß dieſe ſchöne Erneuerung unſerer Jugendfreundſchaft

für unſer ganzes Leben gilt, daß wir bei aller Trennung uns nahe bleiben und daß ein gutes Geſchick uns endlich und auf längere Zeiten wieder zuſammen führen wird. Unterdeſſen laſſt unſer Andenken unter euch leben, wie das eurige unter uns unvergeßlich iſt. Deiner und Deiner Frauen Familie empfiehl uns aufs beſte, und unſern beiden Freunden Haug und Stoll ſage recht viel freundſchaftliches von mir.

Meine Frau wird noch einige Zeilen beilegen.

Ewig der Deinige

Fr. Schiller.

An
den Herrn Hofmedikus
von Hoven
Ludwigsburg

7.

Jena, den 21. Novbr 1794.

Schon ſeit dem Sommer habe ich es mir von Woche zu Woche vorgenommen, liebſter Freund, Dir zu ſchreiben, aber über abwechſelnden Unpäßlichkeiten und Geſchäften, deren noch nie ſo viele auf mir lagen, als in dieſer Zeit, nie zur Ausführung kommen können. Deſto angenehmer überraſchte mich Dein und Deiner guten Familie liebes Andenken, und herzlich danke ich euch dafür. Die Erinnerung an euch beide lebt in meinem Herzen, und der vergangene Herbſt hat mir die Zeit wieder zurückgebracht, die wir voriges Jahr zuſammen verlebten, Du weißt, daß ich ein ſchlechter Briefſchreiber bin, aber meine Freunde deßwegen nicht weniger lieb behalte, und in dieſer Rückſicht wirſt Du mir eine Sünde verzeihen, die mir ſchon ſo oft hat verziehen werden müſſen.

Um den Inhalt Deines Briefes ſogleich zu beantworten, bitte ich Dich, mir Dein Manuſcript nur unverzüglich zuzuſchicken, ſobald es fertig iſt. Mit dem Werke in der Hand läßt ſich am beſten marchandiren. Weniger als eine Karolin pr. Bogen ſollſt Du nicht erhalten, aber ſo viel darüber, als dem Buchhändler Volke ſich nur abzwacken läßt. Dafür, daß es elegant gedruckt wird, will ich ſorgen. Du mußt Dich nicht daran ſtoßen, wenn ich Dir vielleicht einen Juden (einen ſolchen nämlich, der wirklich beſchnitten iſt), zum Verleger ausſuche. Es iſt wirklich in Strelitz ein ſolcher als

Buchhändler aufgeſtanden, und er hat von mir einen Muſenalmanach in Verlag. Die ſächſiſchen Juden haben viel Kultur und bedeuten etwas. Dieſer, der ſich Michaelis nennt, iſt ein junger, unternehmender Mann, der Kenntniſſe beſitzt, in guten Verbindungen ſteht, und bei dem Herzog von Meklenburg viel Kredit hat. Er hat auch eine Schrift meines Vaters über die Baumzucht im Verlag, welche hier gedruckt wird. Dieß würde auch mit Deinem Opus der Fall ſeyn, und ich könnte Dir den Druck ſelbſt dirigiren.

Vielleicht hat Dir Fama ſchon geſagt, daß künftiges Jahr ein neues Journal von mir anfangen wird. Es iſt das berühmte Weltjournal, wovon wir oft geſprochen haben und dieſes kommt nun wirklich zu Stande. Cotta iſt muthig genug es zu verlegen und die Aspecte ſind allerdings äußerſt günſtig. Ich habe ſchon 26 Mitarbeiter, worunter die mehrſten bekannten Schriftſteller ſind. Göthe, Engel, Garve, Fr. Jacobi, Gleim, Pfeffel, Fr. Schulz, Schütz, Hufeland, Matthiſon, Schlegel, Genz aus Berlin, der Coadjutor von Mainz und andere mehr ſind dabei. Ein engerer Ausſchuß von ſieben Mitgliedern, worunter Goethe ꝛc. ſind, wird über die Aufnahme der eingeſandten Stücke erkennen. Goethe iſt mit ganzer Seele dabei, und er allein wird die drei erſten Stücke zur Hälfte beſetzen. Auch ſchreibt er mir an meinem Muſenalmanach. Ueberhaupt bin ich dieſen Sommer endlich mit Goethe genau zuſammengekommen und es vergeht keine Woche, daß wir nicht einander ſehen oder ſchreiben. Vor einiger Zeit habe ich mehrere Wochen in Weimar bei ihm gewohnt und ihn ganz in ſeinem Weſen kennen lernen. Er iſt ein höchſt intereſſanter Charakter in jedem Betracht und ſeine Sphäre iſt ſo weit ausgebreitet. In naturhiſtoriſchen Dingen iſt er vortrefflich bewandert und voll großer Blicke, die auf die Oekonomie des organiſchen Körpers ein herrliches Licht werfen. Sein Dichtergeiſt iſt ganz und gar nicht ausgelöſcht, nur hat er ſich ſeit einiger Zeit auf alle Teufeleien eingelaſſen, davon Du in den erſten Stücken des (unlesbar) Proben finden wirſt. Ueber die Theorie der Kunſt hat er viel gedacht, und iſt auf einem ganz andern Wege als ich zu dem nämlichen Reſultat mit mir gekommen. Gegenwärtig korreſpondiren wir darüber. Meine Briefe nach Dänemark erſcheinen ganz umgearbeitet in dieſem Journal. Du wirſt Dich darüber freuen, denn ſie ſind das beſte was ich in meinem Leben gemacht habe.

Das Journal führt den Namen: Die Horen und jeden Monat

erſcheint ein Stück. In ſieben Wochen wird das erſte Stück zu leſen ſeyn. Vielleicht erhalten wir auch Kant zum Mitarbeiter: ich habe ihn eingeladen. Er hat in der neuen Ausgabe ſeiner philoſophiſchen Religionslehre auf den Angriff gar ſchön geantwortet, den ich in meiner Anmuth und Würde auf ihn gemacht, und dieß hat mich in Bekanntſchaft mit ihm geſetzt.

Seitdem ich wieder in Jena bin habe ich mich ſehr mit Kantiſcher Philoſophie abgegeben und mich ſehr wohl dabei befunden.

Fichte intereſſirt mich auch ſehr. Er hat ein neues Syſtem in der Philoſophie aufgeſtellt, welches zwar auf das Kantiſche gebaut iſt, und es auf's neue beſtätigt, aber doch ſehr viel neues und großes in der Form hat. Es wird ſehr viel Aufſehen und Streit erregen, aber Fichte's überlegenes Genie wird alles zu Boden ſchlagen, denn nach Kant iſt er gewiß der größte ſpekulative Kopf in dieſem Jahrhundert. Vorige Meſſe hat er fünf Vorleſungen aus einem ſeiner Kollegien drucken laſſen, die Du Dir anſchaffen mußt. Sie führen den Titel: Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten von Fichte, und enthalten kaum 8 Bogen.

Denkſt Du noch an Deinen Herrn Bechler? Dieß hätte ein ſchöner Beitrag zu den Horen werden können, vielleicht muntert Dich das Journal dazu auf.

Mit meiner Geſundheit iſt es dieſen Sommer und Herbſt leidlich gegangen, wiewohl immer von Zeit zu Zeit neue Stöße von meinen Krämpfen kamen. Am Arbeiten hat es mich wenig gehindert. Nur die Nächte inkommodirte es mich ſehr. Meine Frau und der kleine Karl ſind recht wohlauf. Der letzte rückt mit jedem Tage um einen Schritt weiter. Seit einigen Monaten geht er und fängt an zu ſprechen. Er küßt ſeiner Pathe die Hände. Grüße Deine liebe Frau recht herzlich von mir und gib ihr einen recht ſchönen Kuß. Ihr Andenken iſt mir unvergeßlich, und in mancher Stunde ſehe ich ſie vor mir in ihrer lieben freudigen Geſchäftigkeit. Auch unſeren gemeinſchaftlichen Freunden und Deiner Familie ſage viele Grüße von mir. Meine Frau wird wohl heute ſelbſt an Deine Heinrike ſchreiben. Lebe recht wohl und behalte lieb

Deinen

Dir ewig ergebenen

Schiller.

An

den Herrn Hofmedikus

von Hoven

Ludwigsburg.

8.

Jena den 31. Januar 1795.

Du wirst mit Ungeduld auf Nachrichten von dem Schicksale Deines Mscrpts gewartet haben, aber ich konnte Dir nicht eher als jetzt etwas bestimmtes darüber schreiben. Ich wartete schon seit 4 Wochen auf Antwort von dem Juden in Strelitz, dem ich es angetragen habe, und von dem ein leidlicher Preiß zu erwarten war. Aber weil ich die Erscheinung auf diese nächste Messe zur Bedingung machte, so vermuthe ich, daß er die Antwort absichtlich anstehen ließ, um den Abdruck für diesen Termin unmöglich zu machen und sich das Werk auf eine andere Messe zurückzulegen. Weil ich aber vermuthete, daß Dir eine frühere Erscheinung lieber seyn würde, als einige Carolins mehr, so habe ich es an einen andern Buchhändler um 24 Friedrichsdor verkauft, mit der Bedingung, daß es auf Ostern dieses Jahrs erscheine, welches nun auch geschieht. Wenn Du überlegst, daß das ganze Buch, auf den gewöhnlichen Fuß wissenschaftlicher Werke gedruckt, nicht mehr als 16 Bogen ausgemacht haben würde, so kannst Du doch 13 Fl. auf den Bogen rechnen. Zugleich erhältst Du zwei Dutzend Freiexemplare, worunter 12 auf Postpapier, und kannst überhaupt eines recht hübschen Aeußern versichert sein. Der Verleger ist ein Buchdrucker, Göpferdt, der etwas darin suchen wird, auch seiner Presse dadurch Ehre zu machen. Er wird es sehr weitläuftig drucken, um einen höhern Kaufpreiß darauf setzen zu können. Die Schrift ist zwar deutsch, aber sie wird Dir sehr wohlgefallen. Es ist dieselbe, so wie auch das Format, wie bei der 2ten Auflage des Geisterſehers, den Du deshalb nachsehen kannst. Was mich aber vorzüglich bewog, das Werk über Hals und Kopf zum Druck zu befördern, das ist die Aeußerung des Rath Hufelands, daß er mehrere Deiner Ideen in einer Schrift, die auf Ostern heraus kommt, produciren werde. Dieses Zusammentreffen zweier Schriftsteller in ähnlichen Resultaten ist sehr schön, wenn ihre Schriften zu gleicher Zeit erscheinen; kommt aber eine nur um einige Monate später, so kann er immer in Gefahr sein, für einen plagiarius gehalten zu werden. Ich lege Dir hier Hufelands Erklärung über Deine Schrift bei, die Dir Vergnügen machen wird.

Für die Anzeige und Anrühmung des Werks in öffentlichen Blättern will ich und Göpferdt schon sorgen.

Vergiß Deine Theilnehmung an der Litt. Zeitung nicht.

Es würde doch gut ſein, mit dieſem Institut in einiger Verbindung zu bleiben. Bei mir iſt jetzt viel Unruhe, ſowohl in meiner öffentlichen, als häuslichen Existenz. Die Redaktion der Horen iſt am Anfang doch eine ziemlich anſtrengende Beſchäftigung, beſonders wegen der Correspondenz und Beurtheilung des eingeſchickten. Indeſſen habe ich die Sache ſchon ziemlich im Gange und alles verſpricht den beßten Erfolg. In meiner Familie iſt jetzt auch einige Unruhe, da der kleine Karl inoculirt worden iſt; es geht aber alles vortreflich und ob er gleich ziemlich viel Blattern bekommen hat, ſo war das Fieber doch äußerſt mäßig und trotz einem Augszahn, den er dieſer Tage bekam, blieb er von jedem Zufall verſchont. Die Blattern ſind ſchon im Abdorren, und er hüpft im Zimmer herum, wie in geſunden Tagen. Mit meiner Geſundheit iſt es im Ganzen zwar daſſelbe, doch bin ich mit dieſem Winter beſſer zufrieden, als mit dem vorigen, weil ich bei Tag weniger von Krämpfen beunruhigt werde, und meinen Geſchäften ungehindert nachgehen kann. Auch meine Frau hat ſich dieſe Monate über ganz leidlich befunden. Deiner lieben Heinrike ſage von uns beiden die herzlichſten Grüße. Meine Frau wird ihr bald ſelbſt ſchreiben. Empfiehl mich Deiner Familie in Stuttgardt und unſern gemeinſchaftlichen Freunden beſtens und behalte lieb

Deinen

Sch.

Beilage zu vorſtehendem Briefe
d. dato Jena den 31. Januar 1795.

Sie haben mir, verehrteſter Freund, durch die Mittheilung beigehenden Manuſcripts eine ſehr angenehme Lectüre verſchafft, wofür ich Ihnen und dem würdigen Verfaſſer, den ich ſchon aus ſeinem Werk über die Wechſelfieber hochſchätzen lernte, den verbindlichſten Dank ſage. — Noch nie habe ich etwas mediciniſches geleſen, worinnen ich mich ſelbſt und meine ganze Vorſtellungsart ſo gefunden hätte, als hier, und ich kann Ihnen aufrichtig verſichern, daß ich mehrmalen über die Möglichkeit einer ſolchen Denkgleichheit in Erſtaunen gerathen bin. — Ganz dieſelbe Erklärungsart, dieſelbe Entwicklung mehrerer ſchroffen pathologiſchen Ereigniſſe, wie ich ſie meiner Individualität am angemeſſenſten fand, und wie ich ſie vorigen Sommer meinen Zuhörern dargeſtellt habe, und wahrſcheinlich dieſe Oſtern in ein Paar Bogen über Pathogenie öffentlich darſtellen

werde. — Nach dieſer Erklärung darf ich nun freilich das Buch nicht loben, aber daß es mir nicht allein recht, ſondern aus der Seele geſchrieben iſt, das bezeuge ich.

Hätte ich gewußt, daß ich in ihren Horen auch auftreten dürfte, ſo würde ich Ihnen ſchon einen Aufſatz angeboten haben, der nun im Merkur erſcheint, und noch jetzt läugne ich nicht, daß, ohnerachtet Ihrer gütigen Erlaubniß, ich es doch nur mit Schüchternheit wagen werde, neben den trefflichen, öffentlich genannten und dadurch gleichſam legitimirten Mitarbeitern, als ein Unberufener aufzutreten. —

Der Ihrige

D. Hufeland.

9.

Jena den 9. Jan. 1796.

Der faule Freund meldet ſich endlich einmal wieder und es iſt Zeit, wirſt Du ſagen. Ich trage mich auch ſchon faſt 3 Monate mit dieſem Brief an Dich, und verſchob ihn bloß deswegen, weil ich gerne meinen Muſenalmanach für Deine liebe Frau beilegen wollte, und von meinem Buchhändler, dem Michaelis, der die Unordnung ſelbſt iſt, immer von Poſttag zu Poſttag herum gezogen wurde. Endlich hab' ich ihn einmal erhalten, und der erſte Gebrauch, den ich davon mache, iſt, ihn Deiner Heinrike zu ſenden. Möchte er ihr einiges Vergnügen machen und auch Dir. Ich bin dieſes Jahr nach einer langen Pauſe wieder zur Poeſie zurückgekehrt, wie Du auch in den Horen wirſt gefunden haben, und werde vermuthlich den größten Theil dieſes Jahres dabei bleiben.

Deine Schrift eſtimirt man ſehr, wo ich nur darüber urtheilen höre. Ich wünſchte zu wiſſen, ob Du Dein Honorar erhalten haſt. Der Verleger, der zwar ehrlich und ſicher iſt, war lange Zeit in der Klemme, weil ſeine Kundsleute, die Buchhändler, denen er druckt, ihn immer nicht bezahlen, und der Krieg auch im Buchhandel ſtark gefühlt wird. Sollteſt Du Dein Geld noch nicht erhalten haben, ſo laſſe michs doch wiſſen, daß ich ihn treibe. Wie ſtehts ſonſt mit der Schriftſtellerei? Ich hoffe, Du wirſt keine ſo lange Pauſe mehr machen, als zwiſchen Deiner erſten und zweiten Schrift.

Mit meiner Geſundheit iſt es zwar noch immer das alte, aber ich kann doch arbeiten, trotz einem Geſunden; der Geiſt iſt hell und heiter und mein Humor fröhlich. Nach und nach gewöhne ich mich an mein Uebel. Ich habe gar keine Zerſtreuungen, und kann meine ganze Zeit, welche die Krämpfe mir frei laſſen, etlichen Freunden und meiner Arbeit widmen. Der kleine Sohn iſt friſch und geſund, und plaudert mir den ganzen Tag die Ohren voll. Er macht mir ganz unendlich viel Freude. Meine Frau, die ſich Euch herzlich empfiehlt, iſt auch wohlauf.

Sage Deiner lieben Heinrike recht viel ſchönes von mir und empfiehl mich euren beiden Familien aufs beſte. Du ſelbſt vergiß mich nicht ganz und hörſt Du auch ſelten von mir, ſo weißt Du doch, daß ich von ganzem Herzen der Deinige bin und bleibe.

Schiller.

10.

Weimar 27. 8br. 1801.

Es hat mich von Herzen gefreut, nach meiner Zurückkunft von der Dresdner Reiſe einen Brief von Dir zu finden, der mich der Fortdauer Deiner Liebe verſichert. Glaube mir, ſo ſchlecht es auch mit meinem Briefſchreiben bisher beſchaffen war, ſo bin ich immer der Alte geblieben wie Du mich kennſt, und werde es bleiben bis ans Ende. Eben dieſe brüderliche Neigung iſt es, die mir den Wunſch eingegeben hat, Dich und Deine Familie in unſere Nähe verſetzt zu ſehen, und viel gäb ich darum, wenn dieſer Wunſch zu realiſiren wäre. Aber hier muß die perſönliche Bekanntſchaft alles thun, und wenn Du es, für Dein eigenes und für unſer Vergnügen möglich machen könnteſt, auf 4 Wochen oder 6 abzukommen und hieher zu reiſen, ſo könnte dieß den Grund zu einer ſolchen Ausſicht legen. Mit der Univerſität von Jena iſt es nichts für jetzt, denn Hufelands Stelle iſt während meiner Abweſenheit durch einen gewiſſen D. Himly aus Helmſtädt beſetzt, und die mediziniſche Facultät noch durch andere Privatdocenten vermehrt worden. Auch würdeſt Du Dich vielleicht in die ganz ungewöhnte akademiſche Thätigkeit nicht ſogleich finden; den ſchwäbiſchen Dialect, der bei dem öffentlichen Vortrage auf einer ſächſiſchen Univerſität im Wege ſteht, nicht einmal gerechnet. Als praktiſcher Arzt hingegen wäre in Weimar

gewiß etwas für Dich zu thun, wenn es nur angienge, daß Du erst hier festen Fuß bekämest. Die öffentliche Stimme ist für keinen einzigen der hiesigen Aerzte, und wer es kann, läßt den Dr. Stark von Jena rufen. Aber freilich würde es schwer sein, Dir gleich eine hinlängliche Entschädigung für das, was Du zu Ludwigsburg im Stiche ließest, anzubiethen. Die Besoldungen sind für die theure Lebensart, die hier herrscht, sehr klein, und das meiste müßte durch die Praxis erworben werden. Hierbei wäre aber allerdings viel zu gewinnen, weil zwei Hofhaltungen hier sind, eine dritte mit nächsten dazu kommt, und viel Adel hier lebt. In Rücksicht der Societät und der Vergnügungen würdet Ihr euch freilich sehr verbessern und unsere Vereinigung an dem nämlichen Orte würde keine Kleinigkeit sein. Noch einmal also: laß es auf eine Probe ankommen, reise aufs nächste Frühjahr hieher und lerne das Locale mit Deinen eigenen Augen kennen. In Ludwigsburg wird sich doch wohl einer finden, der Deine Patienten übernimmt; ist doch unser Hofrath Stark, der in Jena und Weimar zugleich angestellt ist, oft auf 3 Wochen in andern Gegenden abwesend, und wenn Du 4 Wochen krank lägest, müßten sichs Deine Patienten ja auch gefallen lassen. Aber vor Ende Mays müßtet ihr kommen, weil im Junius vieles aufs Land reiset.

Welche Freude für uns, Euch wieder zu sehen, und zwar bei uns! und auch für Euch eine angenehme Zerstreuung, da ihr noch so wenig von dem Ausland gesehen habt! Wie würden unsere Kinder sich mit den Curigen ergehen! Vielleicht brächtet ihr auch Freund Conz mit, der sich hier der vergangenen Zeiten mit Vergnügen erinnern würde. Grüße ihn recht schön von mir.

Herzlich umarme ich Dich und Deine liebe Frau. Meine freundschaftlichen Grüße an Deine ganze Familie. Ewig der Deinige

Schiller.

11.

Weimar am 4. Febr. 1802.

Ich bin sehr bekümmert, Lieber, wegen der Gesundheitsumstände meiner Mutter, die seit einiger Zeit ihr altes Uebel, die Schmerzen im Unterleibe wieder empfindet, und zugleich den eigenen Zufall hat, daß ihre Zeit wieder eingetreten ist. Sie wohnt in,

Stuttgardt, bei Stolls, die ſich ihrer ſehr freundſchaftlich annehmen, und Jacobi hat ſie in der Kur, der ſehr Sorgfalt gegen ſie beweißt. Ich weiß aber daß ſie zu Dir das größte Vertrauen hat, und wünſchte daher, daß Du ihren Zuſtand ſäheſt, und je nachdem Du ſie findeſt, ſie lieber in Ludwigsburg unterbringen möchteſt, beſonders da ſie bei Stolls, die ſehr enge wohnen, viele Ungelegenheit machen muß. In Ludwigsburg, dächte ich, müßte man ſchon eine paſſende Wohnung und Jemand zur Pflege für ſie finden.

Ich kann nicht eher ruhig ſein, bis ich Deine Meinung über ſie gehört habe, alles was zu ihrer Erleichterung nöthig iſt, geht auf meine Koſten und Cotta in Tübingen wird das Nöthige *auf meine* Rechnung vorſchießen.

Ich ſehe einem Briefe von Dir ſchon längſt mit Verlangen entgegen. Meine Frau grüßt Dich und Deine liebe Frau, ſo wie ich, aufs herzlichſte und wird bald ſelbſt wieder ſchreiben.

Heute nichts weiter als ein herzliches Lebewohl von

Deinem treuen Freund

Schiller.

Die Einlage bitte ich bald möglichſt an meine Mutter abgehen zu laſſen.

12.

Weimar den 5. März 1802.

Ich danke Dir herzlich, lieber theurer Freund, für Deine liebevollen Bemühungen wegen meiner Mutter, und ſo ſehr mich auch Deine Nachricht von ihrem Zuſtande bekümmert, die ſie mir nun ſelbſt auch von Sulzbach aus beſtätigt hat, ſo wird es mir doch zu großem Troſte gereichen, wenn ich ſie in Einer Stadt mit Dir weiß, denn unter den Umſtänden, worinn ſie ſich befindet, würde ſie bei meiner Schweſter mehr Laſt erregen, als Dienſte empfangen können. Ich bitte Dich alſo aufs angelegentlichſte, ſie nach Ludwigsburg bringen zu laſſen, und dort in einem ſchicklichen Ort ein Zimmer und Kammer für ſie zu miethen, auch wird ſie einer guten Perſon zur Wartung bedürfen. Sei dann ſo gütig den Anſchlag zu machen, was dieſes beides vierteljährig koſten kann, ſo will ich Herrn Cotta zur Bezahlung Anweiſung geben. Da in ihrem Alter, an eine Heilung dieſes

Uebels nicht zu denken iſt, ſo wird blos davon die Rede ſein können, ihr die Schmerzen zu erleichtern. Faſt befürchte ich, daß man ihr das Uebel durch Verſtopfung des Blutausfluſſes wohl nicht ganz zugezogen, doch beſchleunigt hat.

Dein und Deiner lieben Frau Antheil an ihrem Zuſtand wird ihr den Aufenthalt in Ludwigsburg ſehr beruhigend machen, auch können ihre Freunde in Stuttgardt und meine Schweſter in Sulzbach ſie dort zuweilen beſuchen, weil ſie dann in der Mitte von beiden Orten iſt.

Du wirſt in dieſen Tagen meinen Schwager mit dem Erbprinzen von Weimar ſehen, der Dir und Deiner lieben Frau unſere herzlichen Grüße überbracht haben wird. Die Hoffnung auf Deine Hieherreiſe laſſe ich mir nicht ſo leicht rauben, wir wollen aber in einer freudigen Zeit wieder davon reden.

Herzlich umarmen wir euch und ich bin jetzt und immerdar Dein

treuer

Schiller.

Die Einlage an meine Mutter bitte ich bald zu beſorgen.

13.

Weimar den 10. Janr. 1803.

Zur Beſetzung der mediciniſchen Profeſſorſtelle, theurer Freund, iſt indeſſen kein weiterer Schritt geſchehen, aber Loder geht Ende Sommers wirklich nach Halle ab, und hat ſeine Entlaſſung vor 8 Tagen erhalten. Nun hängt alles davon ab, wen man an Loders Stelle berufen wird, Sömmering, den man freilich am liebſten hätte, hofft man nicht zu bekommen, weil er nach Wrisbergs Tod, der ſehr bald erfolgen kann, Ausſichten nach Göttingen hat. Sollten binnen jetzt und 14 Tagen, wo mein Schwager mit dem Erbprinzen nach Rußland abreiſt, Deine Ausſichten nach Jena ungewiſſer werden, wie ich nicht hoffe, ſo will ich meinem Schwager dringend empfehlen, Dich auf die neue Univerſität nach Dorpath zu bringen, doch iſt dies freilich nur ein pis aller und ich will nicht wünſchen, daß Du nöthig habeſt, dieſen Schritt zu thun. Wir hatten uns hier ſchon ſo ſehr darauf gefreut, uns endlich vereinigt zu ſehen, daß ich von dieſer Hoffnung nicht ſo leicht ſcheiden kann.

Ich wäre gern mit Cotta nach Schwaben gereiſet, aber die Zeit war mir nicht bequem dazu, weil ich jetzt nicht gut abkommen konnte. Und damals, als ichs ihm zuſagte, glaubte ich einen andern Plan damit vereinigen zu können, welcher aber jetzt abgeändert iſt. In 14 Tagen kommt unſer Herzog zurück und dann hoffe ich, daß in Deiner Sache etwas wird entſchieden werden.

Lebe recht wohl, unſere herzlichſten Grüße an Euch beide.

Dein

treuer Freund

Sch.

14.

Liebſter Freund!

Daß Du bei hieſigem geheimen Consilio zu der mediciniſchen Professur des abgegangenen Profeſſors Himly in Vorſchlag gebracht worden, hat Dir Wolzogen geſchrieben. Ich habe nichts davon gewußt, daß Roose, den man ſchon längſt vocirt hatte, es abgeſchrieben, ſonſt hätte ich gleich die Gelegenheit benutzt, Deiner zu gedenken. Der geheime Hofrath Loder, der in dieſen Sachen von dem hieſigen und dem gothaiſchen Hofe immer zuerſt gefragt wird, hat ſich für Hopfengärtner beſtimmt, und weil man mit Beſetzung der Stelle eilt, ſo ſind ſogleich die nöthigen Schritte geſchehen. Ich habe aber, ſobald ich davon hörte, an Loder geſchrieben, und die Antwort, welche ich beilege, von ihm erhalten.

Du erſiehſt aus derſelben, worauf man bei der Stelle quästionis eigentlich dringt, und da Du bei Deiner langen praktiſchen Amtsführung doch vielleicht aus der Uebung in dieſen ſcholaſtiſchen Dingen gekommen biſt, ſo würde es gut ſein, wenn Du Dich vorläufig darauf einrichteteſt, um noch dieſen Sommer mit Einem Collegium aufs wenigſte debütiren zu können. Man wird in dieſer Sache zu einem baldigen Schluß zu kommen ſuchen, und im Fall, daß Hopfengärtner es abſchreibt ſo könnte leicht binnen 8 Wochen die Vocation an Dich ergehen und ein baldiger Antritt verlangt werden. Zu disputiren brauchſt Du nicht gleich, ſoviel ich weiß, wenn es nur nach einem halben Jahre geſchieht. Wenn Du nun noch den Plouquet in Tübingen für Dich intereſſiren kannſt, oder auch mit

Hopfengärtner selbst hinlänglich bekannt bist, um Dich, im Fall seiner eigenen Weigerung, von ihm vorschlagen zu lassen, so würde dieses Deine Sache sehr fördern. Aber Du dürftest auch keinen einzigen Tag verlieren, damit nicht ein Anderer zuvorkommt.

Wie sehr es uns alle erfreuen würde Dich mit Deiner Familie hieher versetzt zu sehen, brauche ich Dir nicht zu sagen. Versäume ja nichts, um es zur Wirklichkeit zu bringen. Die Stelle selbst ist nicht schlecht und kann, wenn Du mit Vorlesungen und medicinischer praxis reussirst, wie zu erwarten steht, endlich doch einige 1000 Rthlr. jährlich abwerfen.

Laß mich bald in einigen Zeilen wissen, was Du von Hopfengärtner in Erfahrung gebracht hast, und was Du von Plouquets Verwendung hoffst. Mit größtem Verlangen sehe ich dem Erfolge entgegen.

Herzlich umarmen wir euch, Deine liebe Frau grüße ich aufs schönste.

Dein treuer Freund

Weimar den 28. März 1803. Sch.

Beilage zu vorigem Briefe
d. d. Weimar, den 28. März 1803.

Wenn ich Ihren Brief, höchstverehrter Herr Hofrath, früher erhalten, und den persönlichen Charakter des Herrn Hofmedikus von Hoven, welcher mir durch Ihre Beschreibung sehr achtungswerth geworden ist, eher gekannt hätte, so würde ich es mir zur besondern und angenehmen Pflicht gemacht haben, diesen Ihren Freund, nach der Ueberzeugung, welche sich auf seine mir bekannten Schriften (über das Wechselfieber, über die Rindviehseuche, über das epidemische Fieber zu Asperg) gründet, als einen Mann von vorzüglichen praktischen Talenten und Kenntnissen da zu empfehlen, wo meine Empfehlung ihm vielleicht von einigem Nutzen gewesen wäre. Ich habe aber, weil unserer ganzen Universität und besonders der medicinischen Fakultät, an der möglichst baldigen Besetzung der vakanten Stelle äußerst viel gelegen ist, schon vor 8 Tagen, als der sel. Roose mir endlich die durch seine Krankheit und aus derselben entstandene Unschlüssigkeit so lange verzögerte abschlägliche Antwort gegeben hatte,

ohne Zeitverluſt in Gotha und Weimar den Herrn Leibarzt Hopfengärtner zu Stuttgart vorgeſchlagen, und ſeinethalben ſowohl an den Herrn Profeſſor Plouquet zu Tübingen, mit welchem ich in einem vertraulichen Briefwechſel ſtehe, als an einen ſichern Freund in Stuttgardt ſelbſt, welcher die Verhältniſſe des Herrn Leibarzts Hopfengärtner kennen muß oder doch leicht erfahren kann, geſchrieben, um von ſeinem perſönlichen Charakter, von ſeiner etwaigen Neigung zum akademiſchen Leben und von der Möglichkeit ſeiner Acquiſition gewiſſe Nachricht zu erhalten. Von dieſem Schritte, den ich aufs ſchleunigſte thun zu müſſen glaubte, habe ich bereits den Herrn geheimen Rath Voigt und den Herrn geheimen Rath von Ziegeſar informirt; der letztere hat mir auch ſchon ſeine Zufriedenheit darüber ſchriftlich zu erkennen gegeben, und wird ohne Zweifel dem Herzoge von Gotha etwas davon geſagt haben. Den Herrn Leibarzt Hopfengärtner kenne ich blos aus ſeinen höchſt intereſſanten Schriften und bin nie mit ihm in einem nähern Verhältniſſe oder Briefwechſel geweſen; ich reſpektire ihn aber, ſeiner Jugend ungeachtet, als einen der vorzüglichſten mediciniſch praktiſchen Schriftſteller in Deutſchland, welcher auch die zu einem mediciniſchen Fakultiſten erforderlichen Schulkenntniſſe beſitzt. Vielleicht iſt er Ihnen von Perſon bekannt. Unter dieſen Umſtänden bleibt mir für jetzt nichts übrig, als die Antwort von Tübingen und Stuttgardt zu erwarten, welche ich den genannten beiden Herrn Miniſtern werde einſenden müſſen. Sollte Herr Hopfengärtner nicht für uns zu haben ſein, ſo werde ich mit wahrer Freude alles nur mögliche beizutragen ſuchen, daß wir ſeinen und Ihren vortrefflichen Landsmann bald möglichſt hieher bekommen können. Wäre es doch möglich, daß wir die Acquiſition von beiden zugleich machen könnten!

Da Sie den Herrn Hofmedikus von Hoven genau kennen, ſo werden Sie es auch am beſten wiſſen, ob er ein eben ſo guter Fakultiſt werden wird, als er ein trefflicher Arzt und reſpektabler Menſch iſt. Bei der vakanten Stelle wird hierauf um ſo mehr zu ſehen ſein, da wir bereits einen Fakultiſten haben, dem es bekanntlich an Schulſtudien ganz fehlt.

Nehmen Sie die Verſicherung meiner lebhafteſten Verehrung und meiner herzlichſten Dankbarkeit für ihr wohlwollendes Vertrauen an.

Loder.

15.

Weimar den 21. April 1803.

Aus der Beilage erſiehſt Du, liebſter Freund, wie Deine Sache ſteht. Wahrſcheinlich wird nun binnen 14 Tagen eine officielle Vocation an Dich ergehen und ich wünſche, daß Du ſie ohne irgend eine Schwierigkeit zu machen, annehmen mögeſt.

Hundert Carolin kannſt Du gleich in dem erſten Jahre als Honorar verdienen, wenn Du halbjährig 2 Kollegien ließeſt, und im Durchſchnitt nur 20 bezahlende Zuhörer in jedem zählſt. Gewinnſt Du vielen Zulauf, ſo kann ſich dieſe Summe gleich im nächſten Jahre verdoppeln. Auch die Praxis, ſo wie die Schriftſtellerei, welche Dir durch akademiſche Thätigkeit um vieles erleichtert und auch lucratifer gemacht wird, ſind Quellen des Erwerbs, welche nicht fehlen können. Der Eintritt in die Fakultät ſelbſt kann Dir bei der erſten Vacanz (denn keiner wird über die beſtimmte Zahl in die Fakultät genommen) nicht fehlen, ſobald Du als akademiſcher Lehrer Beifall haſt, und alsdann vermehrt ſich Deine Beſoldung durch den Ertrag der Doctorpromotionen um mehr als das doppelte. — Eine Exſpektanz auf den Eintritt in die Fakultät wird aber nicht gegeben, Du würdeſt alſo, wenn Du dieſe Bedingung machteſt, Deine Sache nur aufhalten, ja vielleicht ganz zum Stocken bringen.

Deine Plane nach Rußland bleiben Dir nicht nur noch immer offen, wenn Du auch hieher gehſt, denn Du verpflichteſt Dich ja nicht mehr, als Himly auch gethan hat; Du kannſt jene Plane vielmehr noch weit ſicherer realiſiren, wenn Du erſt auf einer ſo angeſehenen Univerſität geweſen biſt. Denn die Vocationen finden einen viel ſchwerer in einem praktiſchem Amte, wie etwa ein Physikat iſt, als auf einem akademiſchen Lehrſtuhl. Du müßteſt alſo ſchon deswegen, wenn ſelbſt Deine Jenaiſchen Ausſichten weit weniger vortheilhaft wären, dieſe Gelegenheit mit beiden Händen ergreifen, weil ſie eine entſcheidende Stufe zu einem beſſern Platze iſt.

Examinirt wird kein Profeſſor, aber man erwartet, daß Du ſelbſt bei vorfallenden Gelegenheiten als Examinator werdeſt zu brauchen ſein, welches Loder eigentlich damit ſagen wollte, daß er von ſeinem künftigen Collega gute Schulkenntniſſe fordert, denn das Examiniren geſchieht in lateiniſcher Sprache.

Kannſt Du vor Johannis noch eine Vorleſung hier anfangen,

ſo gewinnſt Du dadurch ſehr. Man rechnet gewöhnlich als Mittelzahl 5 Stunden wöchentlich zu einem Collegio. Wenn Du alſo in Mitte des Sommers antrittſt, folglich 4 Wochen ſpäter, als die Kollegien angehen, ſo kannſt Du dennoch mit einem pensum fertig werden, wenn Du nur wöchentlich 2 Stunden mehr dazu nimmſt. Ehe Du alſo den Sommer hingehen läſſeſt, wollte ich lieber rathen, Du reißteſt 4 Wochen früher ab, und ließeſt Deine Familie nachkommen, denn es kommt Dir an Geld reichlich herein, und alles liegt daran, Dich ſo ſchnell als möglich in Beſitz zu ſetzen.

Jetzt lebe wohl und mögen gute Geiſter Deinen Entſchluß regieren — herzlich umarmen wir Dich und die Deinigen.

Dein treuer Freund

Sch.

Die Schachtel an meine Schwägerin iſt angekommen. Sie wird ſelbſt ſchreiben.

Beilage zu vorſtehendem Briefe
d. d. Weimar, den 21. April 1803.

Jena, den 20. April 1803.

Ich war wirklich in der Abſicht in Ihrem Hauſe, um Ihnen, verehrteſter Herr Hofrath, die angenehme Nachricht zu bringen, daß nun Ihrem Freunde, dem Herrn von Hoven, nichts mehr im Wege ſteht und daß er, wie ich gewiß glaube, den Ruf hieher mit einem fixen Gehalte von 600 Rthlr. Sächſ. oder 1100 Fl. erhalten wird. Die höchſte Reſolution von Gotha und Weimar habe ich zwar noch nicht in Händen und kann ſie auch vor dem Montag nicht erhalten; die Einleitung aber iſt ſo gemacht und die Umſtände ſind ſo günſtig, daß ich, meines Ortes, an dem glücklichen Erfolg nicht zweifle. Die möglichſte Beſchleunigung der Sache wird Pflicht ſein, weil es ſowohl für die Akademie, als für den Herrn v. H. von Wichtigkeit ſein wird, wenn er noch in dieſem Sommer die Stelle antreten und ſeine Vorleſungen gleich nach Pfingſten anfangen kann. Als Prof. Med. ordin. supernumerarius und als außerordentliches Mitglied der medic. Fakultät und des Senates, braucht er nicht zu diſputiren, ſondern er hat nur ein kurzes deutſches oder lateiniſches Programm zu ſchreiben; das Diſputiren wird nur dann nöthig ſein, wenn er in eine ordentliche Fakultätsſtelle mit Emolumenten einrücken wird.

Die Collegia, welche man von ihm erwartet, sind die eigentlich medicinisch praktischen; er kann aber, wenn er es will, jedes andere medicinische Collegium dabei lesen. Himly las im vorigen Winter die Nosologie und Therapie in einem Cursus, und zwar nur den generellen Theil, täglich in zwei Stunden. Ich würde dem Herrn von Hoven rathen, sogleich mit dem speciellen Theil anzufangen und also Himly's unvollendetes Collegium fortzusetzen. Am Sonnabend werde ich die Ehre haben, mit Ihnen darüber mündlich mehr zu sprechen. Meine Schwiegerältern bleiben deshalb länger in Jena, als es anfangs ihre Absicht war, und freuen sich mit uns auf die Jungfrau von Orleans. Sollte es Ihnen möglich sein, vorher nach Jena zu kommen, so würde ich Sie bitten, in der Gesellschaft vom Herrn von Göthe den Mittag in meinem Hause zuzubringen. Ihre Gegenwart würde auch unsern trefflichen Voß veranlassen, sich aus seiner Klause heraus zu machen. Gebe der Himmel gutes Wetter, damit diese Wünsche und Hoffnungen zur Erfüllung kommen mögen!

Mit der aufrichtigsten und unwandelbarsten Verehrung

Der Ihrige

Loder.

16.

Weimar den 26. April 1803.

Ich vergaß neulich, Loders Brief beizulegen, lieber Freund, und eile ihn nachzuschicken. Vermuthlich wird binnen 8 Tagen eine Anfrage bei Dir geschehen. Richte Dich jetzt nur ein, daß Du im Junius hier antreten kannst. Wenn Du einen Antrag erhältst, so berühre doch in Deiner Antwort, was für Anstalten auf der Jenaischen Academie im Betreff der Wittwen gemacht seien? — Sollte nicht dafür gesorgt sein, sagst Du dann, so müßtest Du darum bitten, Deiner Frau einen kleinen Wittwengehalt zu versichern, — dieses wird Dir vielleicht das Benefiz verschaffen können, das auch Himly ist versichert worden, nämlich 100 Rthlr. Pension für Deine Frau, wenn sie Dich überlebt.

Herzlich umarmen wir euch.

Ganz der Deinige

Schiller.

17.

Weimar 18. Mai 1803.

Du wirſt Dich über das lange Ausbleiben Deiner Vocation gewundert haben, lieber Freund, weil nach den letzten Nachrichten, die Du von mir erhalten, eine baldige Entſcheidung zu erwarten war. Aber ein Umſtand, den ich Dir noch nicht ſchreiben kann, weil ihn Göthe mir im geheimen vertraute, hat die ganze Sache für jetzt ins Stocken gebracht. Es iſt nämlich zweifelhaft, ob Himly's Stelle überhaupt wird beſetzt werden; dieſes wird ſich wahrſcheinlich Anfang des nächſten Monats, wo unſer Herzog von ſeiner Reiſe zurückkommt, entſcheiden. Wird dieſe Stelle (welche erſt ſeit *Hufelands* Verſetzung nach Jena für ihn neu errichtet worden iſt) noch beſetzt, ſo haſt Du, ſoviel ich weiß, keinen Nebenbuhler zu fürchten.

Betrachte alſo Deine Sache noch nicht als geſchloſſen, und thue vor der Hand keinen Schritt, der Deinen andern Verhältniſſen entgegen wäre.

Ich hoffe, daß alles nach unſern Wünſchen ſich noch löſen wird, aber für den ſchlimmſten Fall mußt Du Dich wenigſtens vor einem conträren Schritt hüten.

Sobald ich etwas erfahre, ſchreibe ich Dir ſogleich.

Herzlich umarmen wir Dich und Deine liebe Frau.

Dein treuer

Sch.

18.

An Herrn Profeſſor
von Hoven
in Würzburg.

Jena 14. Aug. 1804.

Ich kann Niethammers nicht nach Würzburg abreiſen laſſen, ohne einen herzlichen Gruß an euch mitzugeben. Deinen Brief habe ich vor 5 Tagen erhalten und werde ihn umſtändlicher beantworten, wenn ich mich erſt wieder von meiner Krankheit erhohlt habe. Daß ich einen ſchweren Anfall gehabt, wird Dir Niethammer erzählen. Ich bin noch ſehr angegriffen und kann nur mit zitternder Hand ſchreiben. Meine Frau iſt vor 3 Wochen glücklich von einer Tochter entbunden worden, und befindet ſich mit dem Kinde vollkommen wohl, ſie läßt Dich und Deine liebe Frau herzlich grüßen und wird ſelbſt

ſchreiben, ſobald ſie aus den Wochen iſt. Ich empfehle Dir und beſonders Deiner lieben Frau die gute Niethammerin aufs beßte. Nehmt ſie freundlich auf und als eine Freundin von uns, ſie iſt eine ſehr gute Frau und verdient eure Freundſchaft. Es iſt ihr ſchwer geworden, ſich von Jena loszureißen, woran ſie durch viele Bande von Jugend auf gefeſſelt war, auch verläßt ſie ſchöne Beſitzungen, von denen man ſich ungern trennt. Es wird ihr alſo ſehr wohl thun, eine freundliche Aufnahme bei euch zu finden.

Niethammern wirſt Du als einen wackern und ſehr tüchtigen Mann kennen lernen, der das Gute mit Eifer befördert. Ich wünſchte, daß ihr recht gute Freunde würdet.

Herzlich umarme ich Dich und Deine liebe Jette.

Dein

treuer Freund

Schiller.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Verbeſſerungen.

Da die meiſten Fehler durch unrichtiges Leſen der Eigennamen entſtanden ſind, ſo gilt ihre Verbeſſerung an der erſten Stelle, wo ſie vorkommen, auch für die folgenden, um die wiederholte Aufzählung zu erſparen.

Seite			
28.	Zeile	1.	leſe Rangierſaal ſtatt Rengierſaal.
58.	"	23.	" Graf Thürheim ſtatt Thurheim (dieſer Fehler kommt am häufigſten vor).
112.	"	30.	" Bietigheim ſtatt Birtigheim.
133.	"	1.	" fatal ſtatt fatatal.
152.	"	30.	fehlt nach dem Wort „Profeſſors" der Name „Heine."
153.	"	15.	leſe Loder ſtatt Woder.
192.	"	15.	" von Ringel ſtatt Riegel.
196.	"	1. v. u.	leſe Otto ſtatt Otta.
220.	"	4.	" Siechkobel ſtatt Siehkobel.
232.	"	2.	" Schmidtner ſtatt Schmidter.
236.	"	11.	" Cella ſtatt Celle.
—	"	—	" von Lochner ſtatt Laher.
—	"	20.	" Heller ſtatt Helbe.
—	"	30.	" Schadelock ſtatt Schedelock.
291.	"	7. u. 18.	leſe Pölzl ſtatt Pölzel.
—	"	— u. 20.	" von Ammon ſtatt Ammon.
—	"	8. u. 23.	leſe von Senger ſtatt von Sieger.
292.	"	27. 31. u. 33.	leſe Bouwinghauſen ſtatt Bouninghauſen.
308.	"	8.	leſe Weishaar ſtatt Weishann.
352.	"	26.	" unbefangenern ſtatt unbefangern.
366.	"	29.	" gewiſſeſten ſtatt gewiſſenſten.
368.	"	8.	" weit ſtatt weiter.
376.	"	20.	" Dr. Elvvert ſtatt Ebert.
379.	"	3. v. u.	leſe fühle ſtatt fühl.
381.	"	7. v. u.	fällt die Parantheſe (unleſbar) hinweg, da das Wort Journals heißt.

34152022

E
551886

Seit Anfang: Schillerbriefe

sn, B 3188 A